


DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.





Thüringer Sagenbuch.

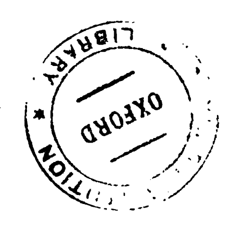
Von

Ludwig Bechstein.

2

Zweiter Band.

Wien und Leipzig.
C. A. Hartlebens Verlags-Expedition.
1858.



151.

Die Jungfrau des Heidentempels.

Wie auch Bonifacius sich mühte, das Heidenthum in der Gegend um Ohrdruf zu überwältigen, dennoch blieb ihr ein mythischer Anhauch aus Heidenzeiten, der nicht hinweg zu tilgen war. Ueber der Stadt soll auf einem Berge ein Schloß gelegen haben, vielleicht hatten die Kevernburger dort auf der Stelle eines Fanum, heidnischen Götterkultortes, einen Bau errichtet, denn des Schloßberges Lage dicht am Walde mit freier Aussicht über das Hügelland gen Osten, nach Arnstadt und der Kevernburg und gen Norden nach Erfurt und den drei Gleichen hin, zeigt sich gar günstig und bedachtvoll gewählt, unten am Bergesfuße aber quillt der Hörlingsbrunnen.

Eine alte Nachricht kündet, es sei nur zu gewiß, daß auf dem heut zu Tage also genannten Schloßberge, wo von einem Schlosse keine Spur mehr zu erblicken, ein Tempel des Thor oder des Wodan gestanden habe, d. h. ein Heiligthum (fanum) dieses Gottes gewesen sei. Der Berggipfel ist felsig, mit einem Graben umzogen, in die Felsen sind Löcher gehauen, von Mauerwerk findet sich keine Spur; von unterirdischen Gängen und Gewölben aber, wie sie häufig unter altgermanischen Tempelstätten angebracht sind, ist viel die Rede. Zu Zeiten läßt sich eine weiße Jungfrau um die Mittagsstunde mit einem

Schlüsselbunde am Gürtel sehen, wandelt den Schloßberg herab, badet sich im Hörlingsbrunnen, und geht dann wieder hinauf. Solche Jungfrauenerscheinungen auf und an Schloß- und Burgbergen, zumal wenn die Sage mit ihnen das baden in einem nahen Brunnen, Weiher oder Teiche verbindet, deuten stets nach der früheren mythischen Zeit, wir aber vermögen sie kaum zu deuten. Ob diese Jungfrau gleich andern, die ihr gleichen, auch Schätzehütherin, hörte ich noch nicht aussprechen, wol aber sind der Sagen von reichem Gut in den Bergen dieser Gegenden viele vorhanden, und auch sie sind oft nur Nachhalle ungleich älterer Sagen von manchem Goldhort. Im Kienberge, hinter dem Stutzhaus im Ohrathale fand sich, nach alten Walenbüchern, Gold und Silber, Kupfer und Zinn; Quellen und die Ohra selbst werfen Goldkörner aus; bei Schwarzwald heißt ein Brunnen noch der Goldborn, bei Ohrdruf ein Berg noch der Goldberg. Auch mythische Namensanklänge fehlen der Gegend nicht. Ein Hof zwischen Ohrdruf und Wölfis heißt Herda, nahe dabei die Harth, ein Gehölz; der heilige See, eine Moorwiese. Ob der Dorfname Dietharz, thalaufwärts über Ohrdruf, wie manche früher gethan haben, auf einen Gott zu deuten sei, bleibe dahin gestellt; Diet ist mittelhochdeutsch so viel als Leute, Volk, („gerndes Diet" Bettelleute, Spielleute, Sänger,) aber auch zu Dietharz soll Bonifacius eine Kirche gebaut haben. Ohnweit davon liegt eine Felshöhle: das Hülloch (Heulloch), wieder mit dem halbverklungnen Nachhall alter Sagen, daß man in ihm Geheul und Geschrei verdammter Seelen vernommen, was aber die verjüngende Sage weit späterer Zeit zugeeignet und so umgeformt hat, daß darinnen von vor Kriegs-

drangsalen in der Hünenzeit und in noch späterer hinein Geflüchteten solches Heulen und Schreien vernommen worden. Der Name des unten am Hülloch, das manche auch Hun- oder Hünenloch genannt wissen wollten, vorbeifließenden „Marterbaches“ kann auf die eine, wie auf die andere Zeit bezogen werden. Gleichwol klingt Hünensage im Volksmunde hier nicht durch, obschon in der Nähe ohnweit der hohen Linde und dem Rosengarten nicht weniger als drei Hünberge, ein vorderer, ein mittlerer und ein hinterer liegen. Im Thale der „trocknen Apfelstedt“ hinter Dietharz starrt auch ein mächtiger Fels empor, der Bilstein geheißen.

152.

Der Falkenstein.

Im Dietharzer Grunde, dem man aber eine gute Strecke in seiner Thalenge folgen muß, erhebt sich ein Felskoloß, der Falkenstein, auf dem eine Ritterburg gestanden haben soll, welche jedoch der Geschichte verklungen ist, und geht es mit ihr, wie mit der Krachenburg bei Dietharz; in der Nähe stand auch das Haus Waldenfels, dessen Trümmerstätte so beschränkt ist, daß nur ein Thurm darauf gestanden haben kann, doch lebt dasselbe noch im Volksmund als der „Ale Filsch“ (Alte Fels). Gleichwohl soll auf der Burg Falkenstein, deren Name sich auf dem Harz in einem stattlichen, noch erhaltenen und auch sagenreichen Burgbau wieder findet, ein Raubritter gehaus't haben, der die Reisenden fing und diejenigen, welche nicht vermochten, sich loszukaufen, oder

sich loskaufen zu lassen, den steilen Felsen herabstürzte, daß ihr Blut an Zacken und Klippen ablief. Aus diesem Blute sind die vielen Blutnelken entsproßt, die zwischen den Klippen und Klunsen des Falkensteins wachsen und blühen. Eine Abwandlung dieser Sage läßt jedoch diese Blumen dem Blute eines Ritters entsprießen, welcher auf dem Falkenstein ermordet wurde.

Einst verstieg sich eine Frau am Falkenstein, an dessen Rückseite, wo derselbe zugänglich ist — denn vorn erhebt er sich schroff und senkrecht — ziemlich hoch, um das Waldgras abzusicheln, als auch Heilkräuter zu sammeln. Sie hatte ein ganz kleines Kind bei sich, und mit hinauf genommen, und setzte es, da es ihr bei ihrer Arbeit hinderlich war und noch nicht laufen konnte, an eine sichere Stelle, gebot ihm, allda ruhig zu bleiben und mit Blumen und Steinchen zu spielen, worauf sie ihrer Arbeit nachging und oblag. Das Kind spielte auch eine Zeitlang, aber bald genug wurde es ihm langweilig, immer an einer Stelle zu sitzen; es rutschte fort und weiter und weiter vor bis zum jähen Felsenabhang und noch weiter vor, und mit einemmale hörte die Mutter ihr Kind einen durchdringenden Schrei ausstoßen. Entsetzt schaute sie auf, starrte nach der Stelle, wo sie das Kind hingesetzt hatte — fort war es, doch Spur genug im Grase war vorhanden, wohin es sich bewegt — und vom steilen, thurmtiefen Felsenabhang war es hinabgestürzt. Die Frau knickte in die Knie vor Schreck, dann kroch sie zitternd und bebend hinab, und umlief den Fels im weiten Umweg, die arme kleine zerschmetterte Leiche heim zu tragen. Und wie sie an die Stelle kam, wo diese liegen mußte, da saß ihr Kindlein frisch und munter und

spielte mit drei rothen Nelken und stammelte freudig: Mutter! Mit Engel desfloge! Mit Engel desspielt — Engel Blumme gebe.

153.

Wasser in Bergen.

Nahe bei Dietharz liegt ein Stück Bergwald, das hat auf Forstkarten den Namen: „dem Stift St. Petri zu Erfurt,“ und es knüpft sich an diese Benennung die Sage an, daß der „Sperrhügel,“ eine bedeutende Höhe (über 2700 Fuß) des Gebirgsrückens, über den der Rennsteig hinzieht, innen voll Wassers sei. Dieses Wasser könne möglicherweise dereinst hervorbrechen und dann werde eine grausame Ueberfluthung des Thüringer Flachlandes erfolgen, und die Städte Ohrdruf und Erfurt würden ganz und gar in einer zweiten Sündfluth untergehen. Deshalb müsse unablässig gebetet werden, daß solches nicht geschehe, und diese Fürbitte erfolge stetig im St. Petri Stift zu Erfurt, wo eine ewige Messe deshalb fundirt worden, dafür sei die Nutznießung jener Waldparcelle diesem Stifte eigen. Das Wasser werde sich in das Bette des Wedelbaches stürzen (so genau giebt die Sage alles an), mit diesem in die Apfelstedt und Ohre, welche vereint die Koller bilden, dann in die Gera, und mit dieser gen Erfurt strömen. Vom nachbarlichen Schneekopf geht eine ähnliche Sage, nur daß diese dann Arnstadt statt Ohrdruf nennt, weil das Schneekopfwasser gleich in die Gera, die an diesem Berge entspringt, strömen werde. Ebenso fand dieselbe Sage einen Wiederhall am Singerberge bei Stadtilm, nur daß derselbe noch poetischer

klingt. Ueber das Wesen der verwandten Thüringer Fluthsagen, denen von der gewesenen, wie denen von der möglicherweise kommenden Fluth, wenn Gebet und Fürbitte aufhören sollten, würde tiefere Forschung wol lohnen, es liegt in beiden, die rückwärts, wie vorwärts an der Grenze der Zeiten stehen, etwas tief geheimniß- wie tief bedeutungsvolles.

154.

Haderholz und Falkenberg.

Wenn man vom Sperrhügel abwärts einer Quellrinne folgt, deren Wässerlein „die dürre Floh" heißt, und längs der kalten Wasserswand niedersteigt, so kommt man auf die alte Straße, die von Schmalkalden nach Tambach und Georgenthal über den „Rosengarten," weil daselbst keine Rosen wachsen, führt — und erreicht ansehnliche Dörfer. Wer in Bezug auf Göthe's schönes Lied:

> Es war einmal ein König,
> Der hatt' einen großen Floh —

scherzend fragen wollte, welcher Monarch oder welches Land in Deutschland den größten Floh besitze, dem müßte die Antwort werden: Kurhessen, denn das in diesem Thalkessel liegende Dorf Floh umfaßt eine beträchtliche Häuserzahl. In dessen naher Nachbarschaft liegt das Dorf Seligenthal, an seinem Bächlein die Selige, volksmündlich Silge, welcher Name an die mythischen Bergfeinen Tirols, „die Seligen" erinnert, bei denen an den christlichkirchlichen Begriff des Wortes „selig" nicht zu denken ist. Auch bei Salzungen ein Bach gleiches

Namens. Eine Strecke davon erheben sich zu beiden Seiten des Haderholzwassers zwei felsgekrönte Bergköpfe; auf beiden sollen Burgen gestanden haben, darinnen Ritter wohnten, die einander gegenseitig bitter haßten und befehdeten. Des einen Burg war die Falkenburg, der Name der zweiten ging verloren. Heftig stritten und haderten beide Ritter um eine der Falkenburg gegenüberliegende Waldstrecke, welche davon noch bis heute den Namen des Haderholzes trägt. Während nun die beiden Ritter einander grimmig haßten, liebten beider Kinder, der Sohn des einen, die Tochter des andern, einander inniglich, und kamen, da ihre Liebe nicht kundbar werden durfte, heimlich an einem traulichen Quellbrunnen zusammen, erbauten dort ein Hüttchen, in welchem Raum war für ihre Liebe und verlebten darin minneselige Stunden, was leider nicht ohne sichtbare Folgen blieb, worauf der Vater der Maid sie mißhandelte und verstieß. Sie floh nach ihrem Hüttchen, gebar dort und starb sammt ihrem Kinde, hülflos und unselig. Wie ihr Geliebter kam, und sie also tod fand, stürzte er sich in sein Schwert. Nun lassen sich bisweilen die Geister der Liebenden in dem stillen unheimlichen Thalgrund sehen, besonders der der Maid, der im klaren Bache Kinderwäsche reinigt, und auf der Waldwiese unterm Haderholze trocknet. Diese Sage kennt in Schnellbach, Floh und Seligenthal jedes Kind, und auf den Lippen der Dörferinnen lebt sie sogar im Liede fort.

155.

Walenkunden.

Wenn man alle Schätze in den Bergen des Thüringer Waldes aufzufinden vermöchte, von denen die alten Walenbücher Meldung thun, so wäre dieser Wald ein Kalifornien und Eldorado. Und wer weiß, ob es nicht irgendwie lohnend ist, auch auf diese Fingerzeige alter Sagen Acht zu haben. Führt doch der Ort Goldlauter noch heute seinen Namen nicht vom Blei oder Kobalt, deutet doch die goldene Brücke hoch am Schneekopfgipfel nach einstigem Reichthum, quillt doch noch heute tiefer im Thale und fern diesem Gipfel nach Ilmenau zu der Silberborn. Ein solcher Born, darin sich Silberkörner fanden, quillt aus dem Dietharzer Grunde; an der Tambacher Leube steht eine Kluft an, in der fließen zwei Bächlein und in denselben werden Goldkörner und Silber gefunden werden. Eine Meile ostwärts vom Dorfe Asbach, ohnweit Schmalkalden, kannte man ein Silbergehege. Sollten die Alten für nichts und wieder nichts, blos um zu täuschen, solche Nachrichten niedergeschrieben haben, von denen das Gebirge voll ist? So lautet eine Stelle aus einem solchen Buche in Bezug auf eine Oertlichkeit dieser Gebirgsgegend: „Ueber Asbach im Grunde nach Helmers zu sind zwei Felsen gegen einander, da gehe zwischen hin, frage nach dem „Sprengberge," da liegt ein Brunnen mit starkem Ausfluß, von diesem ab lasse die „bloße Haide" zur linken, und gehe den „Rudolphshayn" hinan, (auf Karten Rudelshagen, dem Sperrhügel südlich gegenüber) da stößest Du auf die große Buche, daran Sonne und Mond geschnitten, da findest Du in einem Steinfels ein ziemlich Loch, da gehe hinein, darin findest Du einen

ziemlichen viereckigen Raum als ein Stüblein, darin suche mit Fleiß, so findest Du ein anderes Loch, das ist gar wohl verlegt, da lasse Dich auch hinein, so kommst Du auf zwei Quellen, die führen gar edeln Goldsand. Der Berg heißt der Silberberg. Der dieß aufgeschrieben, hat groß Gut herausbracht und heim gelangt."

Von solchen Nachrichten könnte man Bücher füllen; sie beglaubigen zum mindesten, daß sorglich nach edlem Metalle im thüringischen Gebirge geforscht wurde.

156.

Das versunkene Dorf im Ebertsgrunde.

Wenn man von Schmalkalden durch die malerische Felsenpforte gleich hinter Asbach, wo die Sage einen Brunnen kennt, der bisweilen etwas trübe fließt, und an welchem sich eine gespenstige Wäscherin blicken läßt — auf der Straße nach Steinbach und Hallenbach fährt oder wandert, kommt man durch einen hügeligen Wiesengrund, über den sich die Straße mählich erhebt und den die Sage kennzeichnete. In diesem Grunde lag vor Zeiten eine Ortschaft, Ebersdorf oder Ebertsdorf geheißen, und war dieselbe sehr reich, hatte vielen Bergbau auf Gold, Silber und Kupfer. Aber der Erzreichthum machte die Bewohner erzschlecht. Sie logen und trogen, prangten und prunkten, sprachen guter Sitte Hohn und gingen nicht mehr in die Kirche, ja sie beleidigten und erzürnten den Himmel mehr, als es zu sagen ist. Da geschahe es an einem Sonntage, daß eine fromme Magd aus Springstille, die in Ebersdorf beim reichsten Bauer diente, von ihrer Herrschaft Urlaub nach Hause begehrte, um daheim

mit den lieben Ihrigen das heilige Abendmahl zu genießen. Mit Schelt- und Hohnworten über ihr gottseliges Vorhaben wurde ihr die Erlaubniß gegeben, so daß sie weinend und von Herzen betrübt ihres Weges ging. An diesem Tage ging etwas in tiefster Stille vor zu Ebersdorf. Es war so still, so gewitterschwül, aber es kam kein Gewitter. Es waren keine Wolken am Himmel, aber die Sonne schien nicht mehr. Niemand wußte, wohin die Sonne war. Und den Leuten wurde so seltsam, sie wußten nicht wie — und verwunderten sich nur, als auf einmal in aller Stille die unteren Fensterbrüstungen mit dem Erdboden in einer Linie sich befanden, und daß es nach und nach dunkler wurde, und immer dunkler, und endlich ganz Nacht, aber in aller Stille. Nur die Hähne krähten noch. Wie die Magd nun von Springstille zurück kam, fand sie kein Ebersdorf mehr; nur einen großen Hügel erblickte sie, darauf ein goldenes Grabkreuz stand — als sie näher kam, fand sie, daß es das Kreuz auf dem Thurmknopf war — so tief war alles schon gesunken. In der Tiefe kräheten noch immer die Hähne. Nun sprang die entsetzte Magd wieder nach Springstille zurück, und sagte ihren Angehörigen, was sie gesehen, aber niemand wollte ihr glauben. Einige gingen am andern Morgen mit ihr — da war auch das Kirchthurmkreuz vollends hinabgesunken, und es krähete kein Hahn mehr, weder im Dorfe, noch nach dem Dorfe. Da nahmen die Springstiller die Ebersdorfer Felder in Besitz, und besitzen sie theilweise noch heute. In des Thalgrundes Mitte erblickt man immer noch den Hügel, der die Kirche deckt, wie ein großes Grab.

157.

Burg Hallenberg über Steinbach.

Vom Ebersgrunde führt die Straße eine Höhe hinan, und über das Dörfchen Rotterode nach dem langgebauten, häuserreichen hessischen Marktflecken Steinbach-Hallenberg. Dicht über dem Orte hängt die malerische Trümmer der Burg Hallenberg auf schroffen Felsen, einst Henneberg'sche Grafenburg und lange Zeit Amtssitz. Der Sage nach erbaute derselbe Baumeister, welcher Schloß Henneberg erbaute, auch Burg Hallenberg, dieser Sage Grund ist aber sehr dunkel, denn die Trümmern beider Burgen zeigen nicht die geringste bauliche Aehnlichkeit. Hallenberg war mehr ein eng von Mauern umgrenzter Thurmbau, Henneberg aber war eine stattliche Hofburg, von nicht geringerem Umfange und noch breiterem Flächenraume, wie die Wartburg. Weiter sagt man, innerhalb der Hallenburg sei noch eine eiserne Thüre verborgen, die einen Gang verschlossen halte, der bis in das ehemalige Johanniterhaus Kühndorf am Dolmar führe. Von einer weißen, wandelnden Jungfrau, von einer Höhlung im Gemäuer, darin ein Särglein mit den Gebeinen eines eingemauerten Kindes gestanden, auch hier die so häufig wiederholte Sage, letztere namentlich auch auf den Bergschlössern Henneberg, Liebenstein, Krainberg. Am Berge steht ein altes Malzhaus, bis zu diesem wandelt die Jungfrau; auf dem Hause ein kleiner Thurm mit einer Glocke, die früher auf der Burg hing, und das Silberglöckchen heißt, weil ihr Klang so silberhell und rein. Schwarzaer Juden wollten die ganze Höhlung dieser Glocke mit Silber füllen, wenn man ihnen dafür die Glocke geben wollte.

Die Steinbacher Gemeinde aber hat sie nicht hergegeben. Man findet an der Glocke viele Feilenstriche — die Leute brauchen die Feile dieses Glockenmetalles als Epilepsiemittel, und lassen sie auf Butterbrod einnehmen.

Das Dorf Steinbach soll seinen Namen führen von dem hellen Bach, der über lauter Steine hindurch und in die Hasel fließt. Dieser Bach hieß der Erbisbach, auch „der Steinbächer." Ein Theil des Dorfes, durch welches der genannte Bach fließt, wird das „Erbisthal" genannt. In frühern Zeiten waren hier zwei Orte, Ober- und Untersteinbach, welche durch einen Tannenwald getrennt waren. Dieser wurde aber später niedergehauen, und mit Häusern bebaut, daß der Ort so groß, wie er jetzt ist, und ein Marktflecken wurde. Den Platz, wo der Wald gestanden, nennt man immer noch „zwischen den Dörfern." In der Steinbacher Kirche ist eine meisterhaft gearbeitete Stein-Kanzel eines Nürnberger Künstlers, welche der Hammermeister Hans Happ zu Unterschönau für 60 Thaler kaufte, und 1658 der Kirche schenkte. Ein sonderbares Naturereigniß hat man dort vom Jahr 1710 aufgezeichnet, daß nehmlich damals zwischen Michaeli und Weihnachten Hunderttausende von wilden Tauben aus Thüringen und Sachsen dort und in der Umgegend eingefallen. „Sie waren alle kahlköpfig, ohne Kuppen, ganz schlecht; viele davon sind gefangen und zum Flug behalten worden." Oberhalb Steinbach wieder die „Silberlöcher" mit Venetianersagen, einer Höhle unter dem Wasser, das durch die Silberlöcher fließt, und in der ein schwarzer Hund mit Feueraugen den Schatz hüthet, den diese Höhle in sich hält.

158.

Die Ritter im großen Hermannsberge.

Ohnweit Steinbach-Hallenberg, nach Suhl zu, erheben sich der große und der kleine Hermannsberg, der erstere ein bedeutender, weit sichtbarer Hochgipfel der Thüringischen Gebirgskette, und einer der bevorzugten mythischen Sagenträger. Schon der Name Hermann deutet auf frühe Zeit hin, und daß die spätere Sage auch hier wieder Riesen der Mythe zu Rittern des Mittelalters verjüngte, beweißt, daß sie in dem hohen Porphyrfelskamm, mit dem der große Hermannsberggipfel gekrönt ist, die Trümmer eines Schlosses erblickt, von dem keine Urkunde zeugt. Auch hier ist der Ritter der jüngeren Sage wieder der in den Berg verwünschte und gebannte Held der alten Mythe, gleich dem Berner, dem Eckhart, dem Tanhäuser, dem Rothbart. Auch hier hört man des Nachts wildes und entsetzliches Geschrei des Ritters und seiner Wappner; ersterer hat, um großer Schätze theilhaft zu werden, 12 Seelen geopfert. Bisweilen sind die Ritter außerhalb des Bergesinnern Kegel schiebend erblickt worden (offenbarer Hinweiß nach der Riesensage, wie in Sage 2.) und haben einmal einen Hirtenknaben, der ihnen die Kegel auffsetzen mußte, das ganze Spiel, doch ohne die Kugeln geschenkt. Er hatte schwer daran zu tragen, doch trug er's heim, und warf es unter die Treppe. Ein anderesmal traf er die Ritter wieder im Freien, wieder Kegel schiebend an, setzte ihnen wieder auf, und erhielt jetzt auch die Kugeln. Als nun daheim der Hirte mit seinen Kammeraden an einem Sonntage auch Kegel schieben wollte, waren Kegel und Kugeln in Gold verwandelt. — Aus

einem Dorfwirthshause am Fuße des großen Hermannsberges, wahrscheinlich Schönau, sagte der Wirth seiner Magd, weil sie schläfrig war, und Abends am Spinnrocken einnickte, sie solle hinauf auf den Hermannsberg gehen, und dort Wein holen, weil doch droben in dem Ritterkeller, ganz wie im Singerberge und im Ringelsteine, Fässer voll steinalten Weins lägen. Das Mädchen befolgt schlaftrunken den Befehl ihres Herrn, sie geht, sie empfängt Wein, und weiß nicht wie? Dem Herrn war's nur ein Scherz gewesen — er und seine Gäste sind ganz erstaunt, als nach langem außenbleiben die Dirne mit Wein zurückkehrt. Der Wein wurde gekostet, er war uralt und schwer, und brannte wie Fegefeuer. Einst ging ein Wanderer, von einem Führer geleitet, über die Trift von Steinbach-Hallenberg nach Mehlis zu, zwischen dem Hermannsberge und dem Berge, welcher das Triegelloch heißt. Trigel (Trügel) ist ein Name der Wichtlein und Erdzwerge, der die neckische, meist täuschende und unzuverlässige Seite ihres Charakters zeigt — und die kaum irgend in der Nähe solcher Wunderberge, Fegefeuersitze und mythischer Hochgipfel fehlen — dem begegnete eine Gestalt wie ein Mensch, die stumm an ihm und dem Führer vorüberschritt. Sie hatte kein Gesicht. Es war ein Märzmorgen und hatte frisch geschneit; die Gestalt aber hatte in dem Schnee keinerlei Fußtapfen zurückgelassen. —

159.

Musikanten spielen auf am Hermannsberge.

In Steinbach-Hallenberg war Kirchweihe, dort kamen viele Musikanten hin, um zum Tanz zu spielen, unter andern auch ein Häuflein gar arme Virtuosen aus Ober-Schönau. Als sie in den Ort kamen, wurden sie nicht angenommen, weil schon allzuviele andere Genossen ihrer Kunst daselbst sich mit Musiciren zu Tanz und Kurzweil wacker hören ließen. Die Armen gingen betrübt hinweg, doch grämten sie sich nicht allzulange und nicht allzusehr, denn ein Musikant muß ein fröhliches Herz haben. Sie kamen über den Hermannsberg auf ihrem Rückweg, dort ruhten sie aus, und huben an zu singen und zu spielen. Sangen auch andächtiglich das schöne Lied: Herr Gott Dich loben wir! Das klang feierlich durch den dunklen herbstlichen Wald. Siehe da ward ihnen der Berg aufgethan, sie sahen viel wunderliche Erscheinung, wurden gespeißt und getränkt, und hielten mit Musiciren ihre Kirmse wacker im Hermannsberg. Kamen auch ungeschädigt wieder heraus, reichlich belohnt und begabt. Als die andern Musikanten von deren Glück hörten, machten auch sie sich habsüchtig auf, kamen, sangen und spielten am Berge. Aber sehr übel wurde ihnen mitgespielt, denn es kam ein ganzer Hagel von Steinen geflogen, es regnete dabei unsichtbare aber sehr fühlbare Maulschellen, und statt der Goldstücke trugen sie schwer genug an blauen Flecken.

160.

Die Ruppbergs-Jungfrauen.

Ein Nachbar des großen Hermannsberges ist der Ruppberg, der spitzeste und zuckerhutförmigste unter allen Bergen der Thüringerwaldkette. Zwischen beiden Bergen liegt der Donnershauk, eine aussichtreiche, unbewaldete Höhe. An ihm entspringt „der kalte Brunnen". Auf dem Ruppberge stehen hohe Porphyrfelsen nackt zu Tage; auch dort soll einst ein Schloß gestanden haben, und vieles weiß die Sage nicht nur von einer Ruppbergs-Jungfrau, sondern von mehrern, zu erzählen, die aber nicht stets zusammen erscheinen, sondern bisweilen eine allein, bisweilen zwei, bisweilen auch drei. Ist letzteres der Fall, so haben sie gewöhnlich einen Weich (eine Wäsche) die sie dann auf einsamen Waldwiesen ausbreiten und trocknen. Alle diese Sagen von Wäschen und Leinenbleichen deuten auf Flachspflege, auf spinnen und weben hin — alle diese Jungfrauen sind Dienerinnen der Hulde, ebenso jene, welche Leinknotten in der Sonne klengen, den Saamen des Flachses — gleichsam die Priesterinnen der deutschen Frauengöttin im Tempelvorhofe. Zu dem Bärenbacher Hirten, der am „kalten Brunnen" unterm Donnersberge hüthete, kam eine der Ruppbergs-Jungfrauen und zeigte ihm einen Stein und sagte ihm, daß unter diesem Steine ein großer Schatz ruhe; er solle nur den Stein und dann den Schatz heben, so werde er sie aus ihrer Pein erlösen. Der Hirte ging hin, und wollte dem Gebote Folge leisten, aber da fand er eine große Schlange auf dem Steine liegend, die sich mit aufgesperrtem Rachen zischend gegen ihn aufbäumte. Zaghaft entfloh er —

später hat man dort weder den Stein noch die Schlange, noch die Jungfrau wieder erblickt — vielleicht war die Erlösunghoffende bei einem andern glücklicher. Auf dem Ruppberge und im Grunde des droben gestandenen Schlosses liegt ein großer Schatz, der ist versetzt mit drei Erstgeburten, die alle Johannes heißen müssen, d. h. nur drei erstgeborene Söhne, die den Vornamen Johannes führen, welcher in dieser Gegend so allgemein ist, daß sicher 2/3 aller Mannsleute ihn vor ihren übrigen Namen führen, ohne daß er der Rufname zu sein braucht, können entweder diesen Schatz heben, oder ein vierter Schatzheber muß diese 3 dem Bösen opfern. Letzteres klingt insofern seltsam, als nach dem Volksglauben der Teufel über den Namen Johannes gar keine Macht hat, und demselben daher äußerst auffässig ist. Daher sind auch Johanniskraut oder Johannisblut (Hypericum perforatum) Johannisgürtel, (Wermuth, Artemisia vulgaris) und die Johannishand, (zugeschnittene Wurzel des Adlerfarrn, Pteris aquilina), dem Teufel und allem von ihm ausgehenden Schaden an Menschen, Vieh und Wohnungen magisch entgegenwirkende Mittel. Den Schatz auf dem Ruppberg zu heben, soll von vielen versucht worden sein, aber noch keinem gelungen.

Mit dem Ruppberge gleichsam zusammenhängend und ein Auslaufer von ihm ist der Reissigen-, besser reissende Stein, dessen schroffe Absenkung aus dem Thale der Lichtenau zwischen Mehlis und Benshausen aufsteigt. In alten Büchern steht von ihm als „denkwürdig", daß an ihm „zur Nachtzeit nicht viel Ruhe ist, indem die Steine von oben herab in die gerade unten vorbeiziehende Landstraße springen, wodurch viele Leute erschreckt worden; dem Vernehmen nach lassen sich allda viele Gespenster

sehen.“ Das sind eben die Rupprechtsjungfrauen. Dem Reissigen-Stein gegenüber ging ein Frauchen mit einem Schlüsselbunde um, das ließ sich immer in der Mittagsstunde sehen, und schrie wehklagend: Drei Viertel für ein Pfund! Drei Quärtchen für eine Kanne! Es war eine Handelsfrau, aus Mehlis oder Benshausen, die beim Leben stets ihre Kunden um 1/4 des Gewichts oder Gemäßes betrogen hatte. —

In der Nähe, hinterm reissenden Stein, liegt der Häselberg, in welchen ein Amtmann verwünscht ist, der in dortiger Gegend als Feuermann umgehen und spuken muß, weil er ein Unterthanenschinder war. Auch ein Schloß voller Lichter hat man droben auf dem Häselberge brennen sehen. Im Gröhles bei Benshausen (von Gekröhle, Geheul) rollen auch Feuerklumpen, und erschrecken die Wanderer.

161.

Fahrsamengewinnung.

Auf dem Wege von Viernau nach Benshausen ist ein Fleck, darauf spukt ein Jägergeist, weil er, da er noch lebte, dort Fahrsamen gewann, d. i. den unsichtbarmachenden Samen des Farnkrautes, dessen Besitzer ungesehen hinfahren kann, wohin er will. Er trat zur Sonnenwendezeit in der Mittagsstunde auf eine Waldblöße, breitete ein weißes Tuch aus, auf das er sich stellte, und schoß gegen die Sonne. Da fielen drei Tropfen Blutes herab, die mußte er auffangen und wol bewahren, das war der Fahrsamen, dessen Gewinnung den Jäger freilich dem Teufel weihte. Der Jäger kannte seinen Todestag, sagte

ihm sogar voraus, und that an demselben einen schrecklichen Brüll. Nun sitzt er dort am Wege in der Mittagsstunde auf einem Stein, hat einen gedrückten altmodischen Jägerhut auf, und drei weiße Hündlein bei sich, wie der Wode, zu jeder Seite eins und eins auf dem Schooße — die weichen nimmer von ihm.

162.

Die alte Braut.

In Benshausen war ein junges Mädchen verlobt, aber sie war nicht glücklich, denn ihr Bräutigam war ihr nicht lieb, vielmehr ihr aufgedrungen worden; als nun Tag und Stunde der Trauung herbeigekommen waren, und es schon einmal in die Kirche geläutet hatte, und zum zweitenmale läutete, ging die Braut, bereits in ihrem Brautstaate, noch einmal allein hinaus in den Hausgarten, und sagte zu ihren Leuten, sie wolle nur ein wenig, bis es vollends ausläute, draußen frische Luft schöpfen — der Grund war aber kein anderer als der, daß sie sich noch einmal recht ausweinen wollte, was sie auch that. Mit einemmale sah sie einen fremden Mann, von sanften und milden Zügen, der fragte sie theilnehmend, was ihr denn fehle? Und da faßte sie gleich ein wunderbares Vertrauen zu dem Manne, und war ihr nun, als kenne sie ihn schon lange, er aber, um sie auf andere Gedanken zu bringen, fragte sie nach ihren Blumen, ließ diese und jene von ihr sich nennen, und dann öffnete er eine Thüre im Zaun, und ließ sie in seinen Garten treten, und da fiel ihr bei, daß der Mann ja ihr ganz nahe wohne, aber längere Zeit abwesend ge-

wesen sei. Und in des Mannes Garten war es viel, viel schöner, wie in der Braut ihrem Garten, prächtige Blumen, herrliche Früchte, singende Vögel waren darin, und er erweiterte sich immer mehr, je länger sie in demselben an der Seite des Mannes wandelte, in den allerbesten, ihr Herz wunderbar erhebenden und belebenden Gesprächen. Da hörte die Braut es zusammenschlagen, und ging nun zwar traurig und ernst, aber doch gefaßteren Gemüthes vor nach dem Hause, um mit dem ihrer harrenden Bräutigam und der ganzen Verwandtschaft nach der Kirche zu ziehen. Wie sie aber in das Haus trat, erblickte sie ganz andere Leute, und von Aeltern und Geschwistern, von Bräutigam und Verwandten keine Seele, und die Leute schauten sie groß an in ihrem Putz, der diesen schrecklich altmodisch vorkam. — Niemand kannte sie und sie kannte niemand. Man brachte sie, die Wildfremde und scheinbar Geistesverwirrte, zum Pfarrer, der schlug im Kirchenbuche nach und fand, daß vor hundert Jahren eine Braut das Hochzeithaus kurz vor der Trauung verlassen habe, und nicht zurückgekehrt, auch nirgend zu finden gewesen sei. Da sehnte sich die alte Braut zurück in den friedlichen Garten des Paradieses, darin sie mit dem Bräutigam reiner Seelen, Jesus Christus, gelustwandelt war, aller Erdenschmerzen überhoben, und ging auch noch desselben Tages ein in das himmlische Friedensreich.

163.

Der verschüttete Bergmann.

Auch um Benshausen gab es in früheren Zeiten ziemlich schwunghaften Bergbaubetrieb, und wohnten im Orte selbst auch Bergleute. Ein Bergmann hatte sich vorgenommen, am Sonntage zum heiligen Abendmahl zu gehen, und ging daher am Sonnabende vor diesem Sonntage zur Beichte. Nun ist freilich Regel, besonders auf dem Lande, nach Beichte und Absolution keinerlei Werkeltagsgeschäfte mehr vorzunehmen, um sich nicht dadurch von frommen Gedanken ablenken zu lassen, aber der Bergmann war sehr arm, und mochte den geringen Lohn eines Nachmittags nicht einbüßen, dachte, dem lieben Herrgott dürfe am Ende redlicher Fleiß wohlgefälliger sein, als müssiggängerisches Hände in den Schooß legen, ging daher wieder vor Ort an sein Tagewerk, und wollte noch schaffen bis zum Feierabend. Aber kaum war er hinab in den Schacht, so verschüttete sich die Grube, und zwar in solcher Weise, daß gar niemand wußte, wo sie zu Tage gegangen war. — Hundert Jahre darauf wurde auf demselben Grundstück gemuthet und bergmännisch eingeschlagen, da stießen in der Teufe die arbeitenden Knappen auf alte verfallene Stollen, und fanden in einem solchen einen Bergmann sitzen, welcher zu schlafen schien. Alle entsetzten sich und glaubten einen Berggeist zu sehen, im Berghabit, mit langem eisgrauem Barte, doch überzeugten sie sich endlich, daß der Schlafende kein Geist war, denn er erwachte allmählig aus seinem Schlummer, und fragte: „Hat es etwa schon zusammengeschlagen? und schien erschrocken, sich noch vor Ort zu finden. Ich habe nächten gebeichtet, und will heute

zum Abendmahl gehen! fuhr der Alte fort, aber die Knappen verwunderten sich, und antworteten ihm: Heute wird kein Abendmahl gehalten, heute ist kein Sonntag und kein Kirchgang. Sie nahmen aber den seltsamen Alten mit aus der Grube, und führten ihn, weil er fest darauf bestand, nach der Kirche, ihrer einer aber lief, und holte den Pfarrer. Dieser reichte dem alten zitternden und todbleichen Bergmann das Mahl der Versöhnung, und wie er es empfangen hatte, sank er leise in sich zusammen, seine Kleider zerfielen in Staub und Mulm und sein Leib war ein Häuflein Asche.

164.

Das Pfäffchen.

In der Kirche zu Heinrichs, die in der Zeit des dreißigjährigen Krieges durch ihre Bildwerke und einen kunstvollen Reliquienschrein mit einer Mumienhand der von Croaten ihr drohenden Zerstörung durch Brandstiftung entging, geht der ruhelose Geist eines vormaligen Pfäffchens um, welcher in keinesweges liebholder Gestalt erscheinend, die Eigenschaft hat, alle Welt küssen zu wollen, vielleicht weil er im leiblichen Leben schon kußseliger Neigung war, wie es solche Leute mitunter zu geben pflegt. Dasselbe hütet einen Schatz, und kann nur dann erlöst werden, wenn es von jemand dreimal geküßt wird. Einen Cantor verfolgte dieses Gespenst unablässig, erschien ihm, wenn er in die Kirche ging, sehr häufig, suchte ihn zu umarmen, und versprach dem sich stets sträubenden reicher als alle reichen Leute in Heinrichs zu machen, doch stets vergebens. Wenn

der kußsüchtige Geist nun ernst abgewiesen wurde, ging er mit raschen Schritten hinter den Altar und versank dort mit einem tiefen Seufzer. Sagen von der Erlösung männlicher Geister durch den Kuß dürften selten begegnen, und nur bei verwünschten Jungfrauen kommen dieselben häufig vor.

165.

Schätze und Zauber in Heinrichs.

Zu Heinrichs war einmal eine alte Hexe, die häufig zu Rathe gezogen wurde, wenn das Vieh krank war, und in sonstigen Angelegenheiten der Landwirthschaft. Einst kamen drei Bauern zu ihr, deren Kühe keine Milch gaben; folglich bezaubert waren, und fragten die Hexe um ein Gegenmittel, damit sie Butter gewännen. Die Hexe rieth ihnen, in aller Teufel Namen zu einem Töpfer zu gehen, in deren Namen einen Topf zu bestellen, den der Töpfer unter solcher Anrufung auch fertigen müsse, und dann sollten sie den fertigen Topf auf einem vierspännigen Wagen holen, und das was dafür gefordert werde, auch ohne abzudingen, in aller Teufel Namen bezahlen. In diesen Topf müsse dann alle Milch der Kühe geschüttet und dann wieder ausgeschüttet werden, so mehre sich dieselbe wunderbar. Die Bauern befolgten den Rath, holten als der Topf fertig war, denselben mit einem vierspännigen Wagen ab, zahlten 15 nagelneue Groschen dafür, wurden aber, als sie zum Thore hinaus fahren wollten, von löblicher Polizei angehalten, denn es war aufgefallen, daß man um eines Buttertopfes willen vier Pferde angespannt, und scharf ins Verhör genommen, worauf die Bäuerlein alles gestanden.

Darauf erging es nach Urtel und Recht wie folgt: Bäuerlein zahlen so viel Strafgeld, als Schiff und Geschirr, Rosse und Wagen, die zu Hexenwerk gemißbraucht worden, werth, und thun im Armsünderhemde Kirchenbuße. Topf wird auf dem Schindersrasen vom Scharfrichter in Stücke zerschlagen. Hexe wird an demselben Orte verbrannt. Wäre der Topf schon gebraucht gewesen, so hätten die drei Bäuerlein mitbrennen müssen, von Rechtswegen.

Einmal kamen drei Wildschützen nach Heinrichs, und kehrten im goldenen Hirsch ein, da der Name dieses Gasthauses für sie einen sympathetischen Klang hatte. Es war Sommer und hinten im Hofe vor dem Bierkeller standen Tische und Bänke für Zechgäste, deren mehrere dort versammelt waren. Die Rede derselben lenkte sich auf Jägerkünste, Freikugeln, und solcherlei Zauberstücke, und die drei Schützen gaben ihr Wort auch ins Gespräch, indeß sie wacker zechten.

Es dauerte nicht lange, so wurden sie aufgefordert, ihre Kunst doch auch sehen zu lassen, und der Wirth verhieß, wenn sie ein gelingendes Probestück machten, freie Zeche. Sie sollten trinken, so viel sie wollten. Da brach einer im Hofe ein Kleeblatt ab, der zweite holte eine Leiter, und befestigte an der hohen Giebelwand des Kellergebäudes über dem Kellerthor das Kleeblatt. Der dritte aber schritt durch den Hof, durch die Hausflur und über die breite Straße 90 Gänge ab, dort blieb er stehen, seine Kameraden nahmen ihre Büchsen und folgten ihm, dann legte der erste an, schoß und es fuhr ein Theil des vierblättrigen Kleeblattes ab. Der zweite schoß das zweite Blatt ab, der dritte das dritte — dann gingen alle drei schweigend aus dem Orte. Die kleeblattförmige Kugelspur aber ist heute noch

überm Kellerthore des goldenen Hirsches zu Heinrichs zu erblicken.

Bei Heinrichs ist auch eine „Steinburg" mit verzauberten Schätzen. Schatzgräber, die letztere heben wollten, und an eine eiserne Thüre kamen, wurden von der Nacht überrascht, stellten ihre Arbeit ein, und schliefen im Freien, um dieselbe mit Tagesanbruch fortzusetzen. Aber als der Morgen kam, war die eiserne Thüre verschwunden und ringsum starrer Fels. Ein Hirte fand auf dieser Steinburg eine weiße Lilie, sah eine weiße Jungfrau, und bestand das oft wiederholende Abenteuer in derselben Weise wie Andere. Er vergaß das beste, und die zuschlagende Thüre der Schatzhöhle schlug ihm die Ferse entzwei.

166.

Heidengrab und Ottilienstein.

Ueber der Bergstadt Suhl oder Suhla, in und um welche die Sage manchen ihrer immergrünen Kränze hing, erhebt sich der Dell- oder Döllberg, auf dessen Kuppe ein Hügel ruht, der das „Heidengrab" heißt. Dunkle Kunden lassen ahnen, daß auf diesem Berggipfel ein Fanum der alten Germanen sich befand; unter den Kriegen Karl des Großen gegen die heidnischen Deutschen haben die Bewohner dieser Gegend sich auf dem Dellberge geschaart, um ihr Heiligthum zu vertheidigen. Lange hätten die Krieger Karls das Lager der Heiden gesucht, bis aufsteigender Rauch es ihnen verrathen, dann wären die Heiden alle erschlagen und ihr Heiligthum zerstört worden. Die Leichname ruhen in dem großen Hügel, den

man noch das Heidengrab nennt. Es war auch ein Bergwerk am Dellberge, in welchem täglich 300 Knappen aus- und einfuhren. Schroff erhebt sich unmittelbar über der Stadt Suhl zur Linken die waldige Wand des Domberges, an der ein riesiger Felsblock zu Tage tritt, der Ottilienstein geheißen. Auch von ihm die Sage von einer weißen gespenstigen Jungfrau, die ihre Erlösung hoffend, umwandelt. Vielleicht wohnte da droben zur Heidenzeit eine Alrune, und es ist nur die jüngere Sage Nachhall einer verloren gegangenen älteren von solcher Prophetin, daß einst eine Frau auf dem Ottilienstein gesessen habe, und bei ihr ein Hirte, und die Frau habe begonnen zu weissagen: bald werde Suhl im Feuer untergehen und es werde schrecklich allda hergehen. Ueber diese ihm mißfällige Prophezeihung habe sich der Hirte so erbos't, daß er die Weissagerin vom Felsen hinunter gestoßen habe — sie sei aber ohne Schaden vom jähen Absturz und unverletzt hinweggegangen, bald darauf aber sei Suhl wirklich abgebrannt. Im Mittelalter stand auf dem Felsen, den heute ein Lusthäuschen in Form einer Kapelle ziert, eine wirkliche Kapelle, die der heiligen Ottilie gewidmet war. Ein armer Kupferschmiedslehrling sieht häufig am Ottilienstein zur Nachtzeit ein Lichtchen schimmern, und beschließt endlich, hinzugehen und zu sehen, was es damit für eine Bewandtniß habe. Er klettert zum Stein hinauf, kommt an den Ort, den er sich genau gemerkt, und findet kein Licht. Aber ein Kober stand dort, und dieser Kober war voll gelber Frösche. Flugs schüttete er den Kober aus — da wurden die Frösche zu eitel gelbgrünen leuchtenden Johanniskäfern, die in die Büsche flogen. Den Kober nahm der Lehrling mit — zu Hause

sah er nach, ob noch etwas darin sei, und da waren allerdings noch ein Paar Frösche darin. Wie er auch diese ausschüttete, wurden keine Johanniswürmchen daraus, sondern blanke Goldstücke. So fand auch einst die Enkelin einer armen Frau, welche in dem Lautergrunde nahe bei Suhl einen kleinen Garten hatte, mitten im Wege einen Topf, der voll lebendiger Roßkäfer war, die heraus und herein krochen. Das Kind sammelt einige dieser Käfer, und bringt sie zu ihrer Großmutter, die heißt es eilend gehen und den ganzen Topf holen. Aber als das Mägdlein wieder in den Garten zur Stelle kam, waren Topf und Käfer verschwunden, und nur die wenigen, die es eingefangen, hatten sich in Petersbatzen verwandelt.

167.

Der rothe Stein.

Wenn man aus Suhl die Straße nach Zella zu geht, steht, ehe man in das sogenannte „Oberland" gelangt, ohnweit des Weges ein rothfarbiger Porphyrfels nackt zu Tage, der heißt der rothe Stein. An seinem Fuße entspringt eine Quelle, deren Rinnsal man das rothe Bächel nennt. In diesen Stein ist eine Jungfrau gebannt und gezaubert, welcher vergönnt ist, alle sieben Jahre zu erscheinen; da sitzt sie, gleich der verwünschten Jungfrau bei Eisenach droben auf dem Stein, strählt ihr Goldhaar, und nießt. Ein Mann hörte sie sechsmal nießen, und rief ihr freundlich sein: Gott helf'! hinauf — als sie aber zum siebenten male nießte, ward er zornig, und schleuderte einen Fluch zum rothen Stein hinauf. Da rief

eine klagende Stimme: O hättest Du nur noch einmal gewünscht, daß Gott mir helfe, so wäre mir geholfen und ich erlös't worden! Nun muß ich im Stein bleiben bis zum jüngsten Tage! Bisweilen geht, wenn sie erscheinen darf, die Jungfrau bis zum rothen Bächle herab, überschreitet es und wäscht sich darin. — Eines Tages schritt ein Hochzeitszug am rothen Steine vorüber, vielleicht hinauf zum Gasthaus zum fröhlichen Mann, da ging es wie bei dem weißen, weissagenden Vöglein in Dillstädt, nur daß nicht gesungen, sondern von einer hellen Stimme aus dem Stein heraus gekreischt wurde: Heute roth! Uebers Jahr tod! — so daß allen im Brautzuge das Herz erschrak. Und ein Jahr darauf war die junge Frau tod, der als glücklicher Braut die schaurige Weissagung gegolten hatte.

Es ist eine innige Verwandtschaft dieser deutschen Jungfrauen der noch lebenden Sage mit den Berg- und Quellnymphen der antiken unverkennbar — und namentlich da, wo beide in der Gabe der Weissagung völlig zusammenklingen. Das Gebanntsein solcher Jungfrauen an den Berg, an den Fels, an die Quelle, an den Weiher, an den Fluß, selbst an den Baum, obschon letzteres in Deutschland selteneren Vorkommens, mahnt augenfällig an die Oreaden, Potamiden, Limniaden, Leimoniaden, Dryaden und Hamadryaden der hellenischen Sagenwelt, ohne daß darunter der ersten urdeutsche Abstammung von Disen und Idisen, wie von Ividien, letztere in geistiger Wesenheit den griechischen Nymphen völlig verschwistert, einen Abbruch erleidet.

168.

Die Goldlauter.

Der Ort: Die Goldlauter, eine Stunde über Suhl, dankt seinen Ursprung wie seinen Namen dem Bergbau, der vor Zeiten in dieser Gegend schwunghaft betrieben wurde. Davon zeugen noch häufige Halden, und die Namen der Stollen, wie die Ueberlieferungen von reichen Funden an edlen Erzen. An der Hohenleite, am Rosenberg, an der Hirschzunge, lauter Namen von Bergdistrikten, in denen sich Gruben befanden, fand man reichlich Silber. Dort an der Hirschzunge war der „tiefe Stollen,“ am Rosenberge der Stollen, genannt „die weiße Lilie,“ an der Hohenleite der Stollen „die güldene Rose.“ Man fand gediegenes Silber und goldene Nierlein, hat auch Nachricht von alten Ruthengängern, daß die erzhaltigen Flötze vom Rosenberge sich bis hinauf zum Schneekopf, unter die Teufelskreise ziehen, und durch den Schneekopf hindurch bis in den Gräfenröder Grund.

Ein Handelsmann von Willersdorf traf außerhalb Thüringen einen Mönch, der, als er erfahren, daß der Mann in dieser Gegend zu Hause sei, nach der Goldlauter fragte, und nach deren Bergwerken. Da nun jener klagte, daß der Bergbau zum erliegen gekommen sei, so antwortete der Mönch, er glaube das gern; das Bergwerk könne nicht in die Höhe kommen, weil dasselbe versetzt sei mit dem linken Fuße einer Stute, in welchen 3 Nägel geschlagen seien. Würde der Zauber gehoben, so würde man nicht mehr sagen „Goldlauter,“ sondern „Lauter Gold.“ Wie der Reisende heim kam, wurden ihm Vorwürfe gemacht, daß er nicht tiefer in den Mönch gedrun-

gen habe, um von demselben zu erfahren, wie denn jener Zauberbann vom Bergwerk zu heben und zu lösen sei? — Jener versprach nun, bei seiner nächsten Reise dem Mönche nachzuforschen, allein er kehrte nicht wieder heim, denn er hatte das Unglück, in der Elbe zu ertrinken. Noch heißt eine Felswand nahe der Goldlauter „die Hoffnungswand,“ und heißt die Vertrauenden hoffen, und in der Hirschzunge steht ein ganzer goldener Hirsch, der einst erschlossen werden wird.

169.

Teufelsbad und Teufelskreise.

Aus der Goldlauter führen steile Waldpfade hinauf zum Forst- und Gasthaus zur Schmücke und zu dem dieser nahen Schneekopfgipfel, den jetzt ein steinerner Thurm als Lug ins Land ziert. Wie der Brocken des Harzwaldes, gilt der Schneekopf des Thüringerwaldes der Sage als eine der Leibresidenzen des Meister Urian, denn er hat auf dieser Höhe sein Bad, was ihm auf dem Brocken mangelt, wo nur sein Brunnen quillt und seine Kanzel steht, auf der er vor 18 Jahren zum letztenmale gepredigt haben soll. Das Teufelsbad ist ein Moortümpfel, so tief, wie der Schneekopf hoch ist. Wer da hinein fällt, kommt nie wieder heraus. Einen Bergmann aus der Goldlauter begegnete eines Abends in der Dämmerung ein großer Reiter in einem feuerfarbenen Mantel, fragte nach dem Wege zum Schneekopf und nahm ihn zum Führer und Wegweiser an. Als er in die Nähe der Teufelskreise, welches weit und breit verrufene Sumpfstrecken sind,

mit dem Bergmann kam, stieg er vom Rosse ab, hieß dasselbe dem Führer halten, und breitete seinen Mantel auf die Erde. Dann stieg er in die Sumpflache hinab und nahm zu seiner Erfrischung ein kaltes Bad; so wie er in den Sumpf stieg, zischte es und es wallten Dämpfe auf, als wenn ein glühendes Eisen in kaltem Wasser gelöscht würde. Als sich der Rothmantel gehörig abgekühlt hatte, stieg er wieder aus dem Bade, und ließ sich sammt seinem Roß wieder auf die Straße geleiten, dabei gebot er dem Bergmann, er solle seinen Kober voll Laub pflücken und dieses mit nach Hause nehmen, das solle sein Führerlohn sein. Innerlich unzufrieden, aber von Furcht überwältigt, *that* der Bergmann wie ihm geboten war, und wie er das abpflücken des Laubes vollendet hatte, so war sein Reiter verschwunden. Daheim wartete die Frau mit Scheltworten statt mit der Abendsuppe auf, daß er so spät heim komme, und da sie statt etwas mitgebrachtem an Eßwerk nur das Laub im Kober fand, wurde das häusliche Gewitter gar schwer und drohte mit einschlagen. Das Laub schüttete die erzürnte Frau gleich zum Fenster hinaus auf den Mist. Am andern Morgen that sie ihrem Manne, da er wieder an die Arbeit gehen mußte, ein Stück Brod in den Kober, da hingen noch einige Blättchen von dem Laub im Korbgeflechte, und schimmerten so schön grüngoldig, und waren eitel Dukatengold. Jetzt war es an der Zeit, daß der Mann aufbegehrte, gleich solle die Frau gehen und das weggeworfene Laub wieder holen. Sie eilte schon aus eigenem Antrieb danach, es war aber draußen kein Laub mehr vorhanden, wohl aber in ihres Mannes Hand ein dürrer Stecken — o weh!

170.

Der Jägerstein.

Eine Strecke unter den Teufelskreisen auf dem Schneekopf, an denen es niemals geheuer ist, und wo es die Reisenden schon oft geneckt, irre und in bodenlose Sümpfe geführt hat, steht ein Denkstein mit einer alten jetzt kaum noch lesbaren Inschrift zum Gedächtniß einer Unglücksthat, welche die Sage des Volks zu einer zauberischen Verblendung umgewandelt hat. Ihr zufolge lebte zu Gräfenrode, am jenseitigen Fuße des Schneekopfs, nach Arnstadt zu, ein Förster, der hatte einen Jägerburschen, mit welchem er in Unfrieden lebte, und den er daher auf mancherlei Weise tückte und ärgerte. So gab er ihm, der noch dazu sein Vetter war, den Auftrag, einen Feisthirsch zu schießen, der seinen Stand im Schneekopfreviere hatte, und dort herum wechselte und sich sehen ließ, das war ein prächtiger Hirsch von sechzehn Enden oder noch darüber. Aber der Jägerbursche, der Caspar hieß, vermochte nie den Hirsch zu schießen, obschon er denselben oft ganz nahe sah und schußgerecht vor sich hatte; entweder versagte sein Gewehr oder der Schuß ging fehl, und der Hirsch ging gemachsam seiner Wege, sah sich auch wohl noch einmal nach dem Jäger um, und machte ihm mit dem stattlichen Geweih eine Reverenz. Kam nun der Caspar Abends nach Hause, und hatte den Hirsch nicht geschossen, so regnete es Spott- und Stichel- und Stachelreden — was für ein geschickter und jagdgerechter Schütze er sei, und die Hirsche würden ihm demnächst eine Dankadresse dafür überreichen, daß er sie so menschen- und hirschefreundlich zugleich behandle, und sie schone, und ob vielleicht seine

Büchse nicht mehr töde? da solle er doch einen Feuermolch oder Unk hinein laden, und dergleichen — und das alles wurmte den Caspar sehr, ging daher zu einem alten Jäger, der bewährt war in Jägerkünsten, guten und schlimmen, und klagte diesem Miß- und Ungeschick. Der alte Jäger schüttelte den Kopf und sagte: Dir soll bald geholfen werden. Gehe morgen in aller Frühe nach Gehlberg in die Glashütte; nimm Deine Kugelform mit, und forme Dir eine Kugel aus reiner Glasmasse. Auf alle Fälle hat Dir ein Feind einen Weidmann gesetzt, aber das Glas widersteht allem Zauber und allem Bösen, deswegen können sich auch der Teufel und die Hexen nicht im Spiegel sehen. Mit dieser Kugel, die Du stillschweigend in Deine Büchse laden mußt, schieße Du nur in Gottes Namen auf den Hirsch. Caspar befolgte diesen einleuchtenden Rath, ging Abends abermals wegen dem Hirsch auf den Anstand, und brauchte gar nicht erst zu warten, so kam der kapitale Bursche und äsete sich, und schaute sich um. Ein Blitz — ein Ruf: in Gottes Namen! und da brach der Hirsch zusammen, und freudig eilte Caspar zu ihm hin, ihm den Genickfang zu geben, falls er nicht völlig gut dahin getroffen haben sollte, wohin er gehalten, nämlich nach dem Kopfe. Aber o Schreck — da lag kein Kapitalhirsch — da lag mausetod der Prinzipal und Vetter, der sich durch böse Weidmannspraktiken selbst in den Hirsch verwandelt hatte. So hatte er seinen Lohn dahin. In das Kirchenbuch zu Gräfenrode wurde aber der Unglücksfall folgendermaßen eingetragen: „A. 1690, den 16. Septbr. ist der Fürstl. Sächs. Forst-Knecht, Herr Joh. Valentin Grahow, Abends nach 4 Uhr von seinem Vetter Caspar, der ein Jäger-Bursch war, im Walde am Schnee-

kopf, in Verblendung einer Hirschgestalt, an den Schlaf durch den Kopf geschossen worden, da Knall und Fall eins gewesen."

171.

Die Kirche zu Schmiedefeld.

Von Suhl aus ostwärts führt eine gute Fahrstraße, welche ganz nahe beim Dorfe Schmiedefeld auf die schöne Hochstraße stößt, die von Schleusingen nach Ilmenau geführt ist. Auf diesem Wege kommt man über den Todenberg, einige sagen auch rothen Berg, und der letztere Name erinnert wieder an den „rothen Stein", zumal dort dieselbe Sage wie von letzterem wieder begegnet, denn es läßt sich dort auch alle 7 Jahre eine Jungfrau sehen, die als Hütherin eines Schatzes erscheint, daran ihre Erlösung geknüpft ist. Sie bezeichnet die Stelle, wo der Schatz ruht, ganz genau. Es müssen aber nur Berufene und Reine sein, die den Schatz gewinnen können. Einmal kamen zwei Schmiedefelder Bauern, der eine hieß Hans Toffel und der andere Michel Henner, und machten sich an die Schatzgräberei, da kam plötzlich ein grausames Hagelwetter über die beiden, und ein Hagel von Steinen obendrein, der ihren Köpfen vorbeisaußte und ihre Pelze traf — da ließen beide ab vom Schatzgraben.

Eigen erging es beim Bau der jetzigen Kirche zu Schmiedefeld. Es war für dieselbe ursprünglich ein ganz anderer Platz bestimmt, als der, auf dem sie jetzt steht. Man fuhr die Steine an, die gezimmerten Balken auf den bestimmten Bauplatz, und andern Tages lag alles anders-

wo, aber in guter Ordnung. Die Maurer gruben am Grunde, aber am andern Morgen war alles wieder zugeworfen, niemand vermochte zu ergründen, von wem? Es ging damit also seltsam her, wie mit dem Bau zu Altenberga, als man die Johanneskirche vom Berggipfel, wo Bonifacius sie begründet hatte, unten hin, an des Berges Fuß bauen wollte. Und so wählte man den heutigen Platz, worauf sich dann der Bau wundersam und gleichsam von selbst förderte, und die Kirche schön und stattlich erbaut ward.

172.

Das Gottesfeld.

Drei Stunden von Schleusingen in der Richtung nach Suhl zu hebt der Adlersberg seinen breiten, kahlen und unfruchtbaren Gipfel. An ihm liegt das Gottesfeld, eine verrufene Stätte, über welche auch im heißesten Sommer die Luft kalt hinstreicht. Eine Stadt lag einst auf dieser aussichtreichen Höhe, reich und schön, und beherrschte rings das Land. Aber die Tugend und die Gottesfurcht wohnten nicht in ihr, und ihre Einwohner waren gottlos und lasterhaft, und forderten durch Missethaten aller Art die Strafe des Himmels so lange heraus, bis er sie traf. Die Stadt versank mit allen ihren Bewohnern, und das Feld, das der Zorn Gottes getroffen, wurde ein großes, weites Grab. Einst wühlte ein wildes Schwein auf dem Berge, und ein Hirte fand an dem Orte, wo dasselbe gewühlt, das Oehr einer großen Glocke dem Boden entragen, warf etwas auf sie, und grub sie dann vollends aus. Darauf wurde die Glocke nach Schleusingen gebracht, und

dort geläutet. Aber ihr Ton war schauerlich, und beim drittenmale Läuten zersprang sie. Darauf wurde sie umgegossen, allein es war derselbe Schall, wie der vorherige; es klang immer ohrzerreißend: Sau aus! Sau aus! und dann zersprang die Glocke abermals. Noch zweimal goß man die Glocke um, aber der Ton war und blieb derselbe, worauf man, da man sie zu Gottes Ehre nicht läuten konnte, sie bestimmte, blos als Sturm- und Feuerglocke geläutet zu werden.

Nicht weit vom Gottesfeld steht ein dritter Fels, welcher der rothe Stein heißt, häufig aber auch der Schlüsselheinze-Stein, an welchem es nicht geheuer ist. Ein Reiter ohne Kopf läßt dort sich blicken, der einst sammt seinem Roß von der Spitze des hohen Porphyrfelsens hinab stürzte, und sich den Kopf abfiel.

173.

Die Wasserminnen.

Die Stadt Schleusingen hat von uralten Zeiten her zum Wahrzeichen eine Wasserminne, ein Wesen, welches man im heidnischen klassischen Alterthume eine Sirene nannte; dieses Zeichen kann man auf dem Schilde des dortigen Rathhauses im frischen Farbenschmucke der Erneuung täglich prangen sehen. Ein reicher Graf soll, als er in dieser Gegend jagte, ein weißes Reh aufgejagt und unablässig verfolgt haben, das in eine Grotte sich flüchtete, und wie er auch hier nachfolgen wollte, wäre ihm über drei Quellen eine herrliche Wasserfeine erschienen, die ihm vertraut habe, jenes Reh sei ihre verzauberte Tochter,

die er erlösen könne. Dieses Erlösungswerk habe der Graf auch glücklich vollbracht, das Reh sei das schönste Fräulein geworden, welches er gefreit, und den Namen von der Brunnstätt angenommen habe. Er sei der Gründer der Stadt Schleusingen geworden, habe auch zuerst das Schloß daselbst zu bauen begonnen, und zwar über dem Quellbrunn, darin die Wasserminne noch immer wohnen soll. Man hat später diese Sage mit allerlei neuromantischem Beiwerk verbrämt und sie verwässert. Jedenfalls blieb aus sehr alter Zeit die Ueberlieferung von einer Brunnenstätte, und einer deren Grotte vielleicht bewohnenden Alrune oder Idise haften, an welche die Sage von der Todtenlache anklingt. So heißt nämlich ein ziemlich umfangreiches Wasserbecken ohne sichtbaren Zufluß im Schleusethale, das mit mehreren nachbarlichen Brunnen und Bergquellen in unterirdischer Verbindung stehen soll, und von welchem die bekannte Nixensage in bester Form im Munde des Volkes lebt. Ein Nixlein kam aus jener Lache auf die nahe Hubel- oder Ruderburg, einem Wirthshause, zum Tanze, trieb Kurzweile mit einem hübschen Burschen, tanzte fleißig mit ihm, verliebte sich in ihn, und machte ihn in sich, in das Nixlein, verliebt. Darüber kam die Verspätung und in deren Gefolge das Abschiedherzeleid, und die Furcht vor dem zürnenden Wassergeiste im tiefen Schooße der Todtenlache. Wenn deren Wasser am nächsten Morgen hell und grün sei, so sei es gut; wäre es aber roth, so habe das Nixchen seine irdische Liebe mit dem Tode gebüßt. Am andern Morgen ging der Friedel nach dem kleinen See — der war blutroth, und da zog ihn die mächtige Liebe ihr nach und hinein zum tiefen Grunde. In einer alten Schrift wird von diesem Wasser berichtet:

„Alte Leute haben erzählt, daß kurz vor dem dreißigjährigen Kriege und besonders vor dem Croatischen Einfall in Schleusingen Wassermenschen aus der Lache hervorgegangen und unterschiedlich gesehen worden sind."

174.

Gespenstige Jäger und Bockreiter.

Schleusingen und seine Umgegend sind so reich an örtlichen Sagen, daß mit solchen allein ein Buch zu füllen wäre; von Schätzen, Schatzgräbern, Popanzen, Jesuitern, Todtenerscheinungen, Feuermännern, Gespenstern, spukenden Thieren, vom Teufel, Hexen und Hexenmeistern wäre viel zu sagen. Nordöstlich der Stadt, im Schleusinger-Neundorfer Forste, liegt der Silbacher Berg, an dessen Südseite, nach dem Dorfe Hinternahe zu, ein Fleck, welcher die Wilke heißt (vom mittelhochdeutschen Worte Wilge: Weide). Dort geht ein gespenstiger Weidmann um, der von vielen gesehen worden ist; er durchwandert sein Jagdrevier, stets von einem Hunde begleitet, bis herunter in die Gegend des Gutes Rindermannshof, und läßt fleißig seinen Jagdruf „Ho ho!" ertönen, gleich dem „Hoihoimann" im Wertinger Moor. *)

In dieser Gegend hebt auch der Einfirst seinen ziemlich verrufenen Gipfel; eine Wallfahrtkapelle hat vormals droben gestanden; über ihm zieht die wilde Jagd hin, man hört ihr Getöse in den umliegenden Dörfern. Ebenso am Einsiedlerberge und von da nach Eisfeld zu.

---

*) D. S. B. 964.

Dort herum liegt eine Schleifmühle: der Tellerhammer, und südlich derselben, westlich von Heubach, ein Bergwald, „die Leite“ genannt, der wegen seiner Ungeheuerlichkeit von Alt und Jung gefürchtet ist. Wer des Nachts oder selbst am Tage dorthin kommt, ist seines Lebens nicht sicher, denn es ist dort ein Geist hingebannt, der in Jägertracht auf einem Bocke reitet, und schrecklich brüllt, der die Wanderer schreckt und nach Befinden umbringt. Einmal fuhr ein Büttner in Begleitung seiner Frau einen Schiebkarren voll Büttnerwaaren durch die Leite, der hörte von weitem den Bockreiter brüllen, wußte aber nicht, was es war, und ließ sich beigehen, das Geschrei nachzuahmen. Alsbald sauste das Gespenst daher und brach ihm das Genick. Mit Todesschrecken sah es die Frau und eilte, von Grausen erfüllt, nach Hause, und verkündete das geschehene und gesehene.

175.

Der Wässermann.

Mancherlei eigenthümliche Sagen bergen sich in die stillen Thalgründe des Thüringer Waldes in den Distrikten zwischen der südlich gelegenen Stadt Eisfeld und der nördlich gelegenen Stadt Ilmenau. So im Thale der Schleuse bei den Dörfern Ober- und Unter-Neubrunn zeigt sich auf den Wiesen bei nächtlicher Weile der Wässermann, welcher rastlos bemüht ist, die Waldwiesen zu wässern. Er trägt eine silberne Haube, und hat am Rocke silberne Knöpfe, breite Schöße am Rock, aber keinen Kragen, den Hals zu schützen, den er auch

nicht braucht, da er keinen Kopf hat, und die Haube nur zum Schein aufgestülpt ist. Einst ging ein Mann im Mondschein durch das Thal, sahe jemand wässern, wußte aber nicht, daß es der Wässermann war, und ging auf ihn zu — da sah er mit schaudern, daß er einen Geist vor sich habe, doch fügte der Wässermann ihm kein Leid zu, sondern arbeitete fort. Auch der Thalwanderer eilte nach Ober-Neubrunn zu — kaum wagte er scheu, sich noch einmal umzusehen — da sah er noch den Wässermann; indem so schlug es in Ober-Neubrunn Eins, und mit dem Schlage verschwand der Geist. Bei Ober-Neubrunn ist ein Berg, heißt der Brücknersberg, der ist voll Wasser, und droht einzustürzen und alle Thäler mit seiner Fluthfülle zu überschwemmen, wie der Sperrhügel, der Schneekopf und der Singerberg. Häufig hört man es in seinem Schooße rauschen und brausen. Auch der „Kirchhügel" bei Ober-Neubrunn ist merkwürdig. Er heißt so, weil keine Kirche droben. Es sollte eine hinauf gebaut werden, wollte aber nicht droben stehen, und es fand mit ihr gerade das Gegentheil statt, was sich mit der Sankt Johanniskirche über Altenberga zutrug.

In der Gegend von Heubach, Schnett, Ernstthal und dem ganzen Waldgebiete, das sich von da aus nach Südosten ausdehnt, giebt es sehr viel Sagen, die aber meist ihren Wiederhall auch in andern Berg- und Waldgegenden finden, daher deren Mittheilung nur aus Wiederholungen bestehen könnte. Nicht unanziehend aber dürfte diese sein: Unter Heubach am südlichen Abhange des Schufberges, der sehr steil ins Thal abfällt, fuhr einst ein junger Bauer mit Blochen. Eben als er die Hemmkette anlegen wollte, zogen die Ochsen an, der Wagen

rollte abwärts, vergebens strengte der Knecht alle Kraft an, ihn aufzuhalten, die Ochsen stürzten unter der schweren Wucht des belasteten Wagens, und die Hinterräder trafen und zermalmten den Wagenlenker. Am Jahrestage seines Todes erscheint er, und schreit fürchterlich, und knallt mit seiner Peitsche, daß es weithin schallt. Hirten gruben zu seinem Andenken ein Kreuz in den Rasen, und das erneuern sie alljährlich, wie das Rasenkreuz bei Rohr und das von Steinen gelegte Kreuz am Fuße des Streufhain erneuert wird.

176.

Reichmannsdorf.

Ueberm Gebirgskamme drüben jenseit von der Steinheide liegt der Marktflecken Reichmannsdorf, an dem in noch ungleich höherem Grade, wie um Steinheid, die Bergmannssage blüht. Der Goldberg war es, der überreiche Ausbeute gab; schon im zwölften Jahrhundert war der Bergbau dort in hohem Flor. In Goldgewändern prunkten Männer und Frauen einher, mit goldenen Kugeln schoben sie nach goldenen Kegeln. Es waren allzumal reiche Mannen, das gab dem Orte den Namen, den er bis heute führt. Das Kegelschieben ist Nachhall alter verklungener Riesensage, denn ein Thal in der Nähe des Ortes heißt noch der „Riesenbach“. Aus dem Reichmannsdorfer Bergsegen wurde die herrliche St. Johanniskirche zu Saalfeld erbaut. Ein bis zwei Meilen rund um Reichmannsdorf verbreiteten sich die 122 Gold- und Silbergruben. Einst fand man einen gediegenen Gold-

klumpen, der war 4000 Gulden werth. Es giebt auch Dukaten aus Reichmannsdorfer Golde.

Einst besuchte ein Herzog von Sachsen das Bergwerk, auf seinen goldenen Stuhl ward er gesetzt; ein junger Bergknappe fuhr mit ihm an im reichsten Schacht, und zeigte ihm drunten alles Sehenswerthe. Der Herzog belohnte seinen Geleiter sehr reich, und dieser prunkte mit dem empfangenen Golde. Da erwachte Verdacht gegen ihn, daß er das Bergwerk bestohlen habe. Er wurde verhaftet, und ihm durch die Folter das Geständniß eines Verbrechens abgepreßt, dessen er nicht schuldig war. Dann wurde er hinausgeführt und als Dieb gehenkt. Seine alte Mutter aber in ihrer Verzweiflung füllte ein Gemäß mit Mohn, schritt zur reichsten Grube, schüttete allen Mohn hinab und verwünschte das ganze Bergwerk. So viel Körnlein Mohnes jetzt da hinab fallen, so viel Jahre soll das Reichmannsdorfer Bergwerk verwünscht und verflucht sein! Deß bringe ich mich selbst zum Opfer dar! — und stürzte sich dem Mohne nach, und starb dem Sohne nach. Von Stund an war es zu Ende mit dem Bergsegen, die Stollen und Schachte brachen, wurden ersäuft, kamen zum erliegen, und der so reiche Ort verarmte.

Am Goldberge wiederholt sich die Venetianersage. Wichtiger noch ist der Venusberg, in welchem eine weiße Frau wohnt, die zu Zeiten auf demselben wandelnd erblickt wird — die offenbar keine andere ist, als die Frau Venus der deutschmittelalterlichen, die Frau Hulda der urgermanischen Mythe.

Viele Sagen gehen auch von besonderen Schätzen, die unter den Trümmern einer alten St. Brandanskirche ruhen sollen. Die Stätte heißt insgemein Gebramets-

Kirchen. Zu Schmiedefeld hat vordessen ein Köhler gelebt, der hieß Christoph Seifert — dem sollen die Schätze bescheert gewesen sein, er hat sie aber nicht gehoben. Auch ein Schloß soll nahe dabei gestanden haben.

177.

Schloß Wespenstein.

Ueber dem Städtchen Gräfenthal, 1 Stunde von Reichmannsdorf erhebt sich auf steilem Thonschieferfelsen unmittelbar über der Kirche das alte Schloß Wespenstein, ein Herrensitz der Reichsmarschalle Grafen von Pappenheim, die für Gräfenthal sehr wohlthätig wirkten, und von denen mehrere in der Kirche Denkmäler erhielten. Ein Theil des Schlosses ist bereits Ruine. Die Sage geht, daß der Erbauer des Wespenstein, der aus dem Schwarzburgischen war, von seinem ganzen Verdienste, als er den Bau vollendet gehabt, nicht mehr von dannen trug, als 21 Groschen. Und um dieser 21 Groschen Willen sei der arme Mann von Räubern, welche Wunders glaubten, wie viel seines Lohnes er mit sich führe, auf dem Walde angefallen und erschlagen worden. Im Mittelalter hieß der Wespenstein nur „das Hus von Grevental."

Unter dem Bergschlosse sollen ungeheure Gewölbe befindlich sein, und zu Pferdeställen gedient haben, ebenso soll ein unterirdischer Gang vom Schlosse hinab in die Kirche zu Gräfenthal geführt haben, 5 Stollen hoch. Vom Gräfenthaler Kirchthurme, so wird erzählt, wurde einst ein Currentschüler durch die schwingende Glocke aus dem Schallloche, in das er sich aus Uebermuth gestellt — herab-

geschleudert, kam aber von seinem wehenden Mantel, wie von einem Fallschirm getragen, glücklich und unversehrt auf dem Boden an.

178.

Schätze in der Bärenwand.

Eine gute Stunde von Gräfenthal liegt ein einsames Vitriolwerk in der Wüstung Arnsbach, in einem wilden, felsreichen Grunde. Dort zeigt man noch die Stätte eines alten Schlosses, Namens Laubes, das haben Raubritter bewohnt, welche die Straße unsicher machten, die von Gräfenthal nach Judenbach zieht, und die der Rennsteig auf dem Kamm des Gebirges durchschneidet. Ohnweit davon ist die Bärenwand mit gewaltigen Felsen, von denen eine Gruppe die „Königsfestung und die Teufelskanzel" heißt. Innerhalb dieser Felsenwand ruht ein großer Schatz. Ein Prinz, der in den Berg verwünscht ist, hütet denselben, und spielt darin zur Zerstreuung mit goldenen Kegeln und Kugeln. Oft schon haben Wanderer den rollenden, klingenden Klang gehört, und wußten ihn nicht zu deuten. Der ganze Grund ist nicht geheuer. Auf der hohen „Baalskuppe", die ihn überragt, sieht man zu Zeiten ein webberndes Flammenfeuer. Dann tritt der Teufel als Baalspfaffe auf seine Kanzel und predigt Aufruhr und Hochverrath.

179.

Die sechs Bergzwerge.

Im Thalgrunde der Piesau über Wallendorf liegt in der Nähe der drei kleinen Gewerken-Orte Oberbock, Unterbock und Teich eine weit ausgedehnte Berghalde, der Rest eines eingegangenen Kupferbergwerkes, davon noch das große, das kleine und das obere Kupferthal die Namen tragen. Die weitläuftigen Schachte und Stollenlöcher sind verschüttet; sie könnten aber heute noch offen und das Bergwerk im Flor sein, wenn nicht etwas versehen worden wäre. Es lebten nämlich in diesem Grubenwerke sechs Unterirdische oder Bergmännlein, die begannen stets, wenn die Bergleute Schicht machten und ihr Tagewerk beendet hatten, zu arbeiten, und schafften mit außerordentlicher Thätigkeit, aber ihre Anzüge waren dafür auch außerordentlich schmutzig und zerlumpt. Das dauerte der Besitzerin des Bergwerkes, der alten Frau Bergräthin Hammann, einer Frau, die ebenso reinlichen als dankbaren Sinnes war, und sie beschloß den sechs Zwergen eine hübsche Christbescheerung mit recht netten, neuen und bunten Anzügen zu machen, die sie ihnen nebst einem schönen weißen Christstollen für jeden, vor das Stollenloch legte. Als nun die kleinen Heidengeister diese Gabe fanden, achteten sie ihrer kaum als Christgeschenk, doch zogen sie die Kleidchen an, machten traurig komische Gesichter und Grimassen, und riefen:

> Nun haben wir unseren Lohn,
> Und gehen auf und davon.

wie dort die Hütchen bei Brotterode (s. Sage 138) und wie in hundert ähnlichen Sagen. Und gleich nach dem Abzuge

der Zwerge fielen wilde Wasser in die Gruben und das zuvor so reiche Bergwerk kam zum erliegen.

180.

Suinenburc.

Sonneberg, die Welthandelstadt des Thüringerwaldes, der keine zweite, auf irgend einem andern deutschen Gebirge es jemals gleich gethan oder gleich thut, ein Knotenpunkt wichtiger Handelsstraßen, hieß vormals „das Städtlein an der Rotin" (die Röthen, ein Flüßchen) und nur eine Burg über ihr empfing den Namen von der Sonne, aber auch nur mittelbar, denn der alturkundliche Name Suinenburc (noch 1144) läßt eine ganz andere, minder sonnige Deutung zu. Doch heißt die Stadt nun einmal Sonneberg, weil ein Nachfolger Krafts von Suineburc (1144) Heinrich, sich 1206 von Sunnenberg schrieb, und von ihr selbst lautet die kennzeichende alte Priamel:

> Wer in Steinheid ist und fühlt keinen Wind,
> Durch Steinach geht und sieht kein Kind,
> Und von Sonneberg kommt ohne Spott,
> Ist ein Gesegneter vom lieben Herrgott.

Die alte Stadt drängte sich nicht so wie die heutige, theilweise in einen engen Grund ein, sie lag freier, vorn in der lachenden Ebene der Herrenaue, und hatte zu Oberherren die Herzoge von Meran. Dann kam Sonneberg an die Grafen von Henneberg, die es zur Stadt erhoben.

Daß die Burg Sunaburg geheißen, ein Frankenherzog Süno sie erbaut habe u. dgl., sind neue Fabeleien,

die mit andern Spielwaaren von Nürnberg nach Sonneberg verpflanzt wurden. Aber von unterirdischen Gängen der alten Suineburg, welche die Verbindung des Schlosses mit dem Städtlein an der Röthen unterhielten, und im Schloßberg noch verwahrten Schätzen meldet die örtliche Sage mancherlei. Die Burg brannte im Jahre 1596 nieder und es blieb kein Stein von ihr auf dem Berge. Jetzt ziert ihre aussichtreiche Stätte ein Gesellschaftshaus und ein Thurm. Auch hier die Sage, daß eine weiße Jungfrau vom Schloßberge abwärts wandle, und auch unterirdisch in einen in der Stadt gelegenen Keller gehe.

181.

Der Hexenstein.

Nachhall des Hexenglaubens spukt noch durch alle Gaue und Gebiete Thüringens, mehr als man glauben sollte. Schon die Namen der vielen „Hexenberge, Hexenrasen, Hexenbächel" u. s. w. erinnern daran. Bei Effelder an der Straße von Schalkau nach Sonneberg und Neuhaus ist ein Hexenberg, auf dem verirrt sich jeder, der ihn überwandert, wenn er nicht zuvor die Strümpfe wechselt. Von Sonneberg nach Neuhaus zu kommt man über das Dörfchen Malmerz, da steht außerhalb des Ortes ein Stein, der heißt der Hexenstein und ist weit und breit berufen. Eine Frau soll denselben, nachdem sie als Hexe angeklagt war, um ihre Unschuld zu beweisen, und dadurch ihr Leben zu retten, von Ober-Lind heraufgetragen haben, und wollte ihn noch weiter tragen, aber sie erlag der Last, vielleicht auch der Last eines schuldigen Gewissens, und starb an der

Stelle, an welcher der Stein steht. Dieser Stein nun, den die Hexe getragen, soll sich, ein wenig Staub von ihm abgeschabt, und auf Butterbrod, oder auch ohne Butter statt Salzes gestreut, gar trefflich gegen hexenhaftes Bezaubern und Anthun erzeigen. Weither, aus dem Bayrischen sogar, kommen noch immer die Leute und schaben vom Hexensteine Pulver ab. Die uralte Homöopathie des Aberglaubens — similia similibus curantur.

182.

Die Zwerge bei Naila.

Vom Fichtelgebirge, an dessen höchstem Bergkopfe die thüringische Saale entspringt, ziehen und schweben die Schleier der Sage nach dem nahen Frankenwalde herüber, und lassen sich auf thüringischem Boden nieder. Der „Nachtjäger", der im Butzenreut, im Zeitelmoos und anderen Forsten dieser Gebirge rumort, streift mit dem Heere seiner Butzen (Pötze, Pütze, Pöpel, Popanze) auch auf dem Frankenwald, und wird auf dreibeinigem Rosse reitend, von Jagdhunden umkläfft, stetig jagend erblickt. Und wie fast überall da, wo auch nur noch Spuren sagenhafter Ueberlieferung vom wüthenden Heere und wilden Jäger anzutreffen sind, die Zwergensage auftritt, so auch in diesen Gründen. Beim Dorfe Naila, zwischen Markt Selbitz und Lichtenberg, ist eine Höhle, gleich dem Zinselloche oder jener im Hörseelenberge (s. Sage 73), in dieser wohnten einst Zwerge. Eine Anzahl junger Bursche brach einst mit brennenden Spahnschleiffen hinein, fanden

einen engen Gang, ein paar Acker lang, dann eine Grotte, in der just ein Mann nothdürftig stehen konnte, und in der Grotte viele kleine Oeffnungen, wie Seitenkämmerchen, da aber erfaßte die Bursche allzumal ein Grausen, und sie enteilten der Zwergenhöhle, und es war ihnen mehrere Tage übel zu Muthe, und nie gedachte ihrer einer wieder daran, noch einmal dort hinein zu gehen.

Einem Bauer aus Naila, welcher Kohmann hieß, und mit 2 Pferden seinen Acker bestellte, brachte seine Frau ein neugebackenes Brod zum Frühstück, das sie in ein reines Tüchlein gebunden hatte, und auf den Ackerrain legte, worauf sie den Rain mit der Sichel abzugrasen begann. Da trat, wie aus der Erde emporgewachsen, ein Zwergweibchen zu dem Ackersmann, und sprach zu ihm: Leihe mir Dein Brod! Du bist noch nicht hungrig, aber meine Kinder hungern sehr, und unser Brod ist noch im Backofen. Bis zur Mittagsstunde bringe ich Dir anderes Brod. Der Bauer war es zufrieden, er wußte ohnehin, daß mit den Zwergen nicht viel zu spaßen war, und jenes Weiblein nahm sein Brod und ging. Kaum war in der Mittagsstunde das Gebimmel des Zwölfuhrglöckchens vorüber, welchem Gebimmel die Zwerge gar nicht grün sind, so war die Zwergin wieder da, hatte in einem äußerst feinen Tüchlein einen frischbackenen Brodkuchen, reichte denselben im Tuche dar und sprach: Nimm und iß ohne Scheu! Es soll Dir gedeihen! Das Tuch lege hin, ich hole es wieder, aber wir sehen uns nicht wieder. Das Volk der Zwerge muß auswandern — ihr zwingt uns dazu. Eure Hämmer und Pochwerke, euer Glockengeläute und ewiges Gebimmel, euer fluchen und schwören, das alles ist's, was uns vertreibt. — Und damit verschwand

das Weiblein, und bald darauf nahm das Volk der Zwerge in der Umgegend von Naila seinen Abschied. Ob das Weiblein das Tuch geholt, ob dem Bauer ein Dank geworden, meldet die Sage nicht.

183.

Der lange Mann.

In der Marktgasse zu Hof hat sich vor Zeiten bei nächtlicher Weile ein gewaltig großer und langer Mann sehen lassen, kohlenschwarz von Farbe, der schritt so gespreizt durch die Gassen, daß die Leute unter seinen Beinen durchgehen konnten, und reckte den Hals so lang, daß er den Leuten, die in den höchsten Stockwerken wohnten, in die Fenster sehen konnte. Eines Abends schritt eine Frau durch die Marktgasse, welche Walburg Widmännin hieß, und sah mit Schrecken den langen Mann in der Gasse stehen. Sie hatte Eile, er schien keine zu haben, folglich faßte sie sich ein Herz, und schlüpfte, ein Kreuz schlagend, unter den Beinen des langen Mannes durch. Kaum war die Frau darunter weg, so schlug der lange Mann seine langen Beine zusammen, daß es einen schallenden Klapp that, wie von starken Knochen, und dann ein Gerassel und Geprassel, als ob ein Riesenskelett zusammen breche. Gleich den nächsten Tag kam die Pest nach Hof, und verbreitete sich von da nach Oelsnitz, und nach Plauen und von da aus über das ganze Voigtland, das durch sie in furchtbarer Weise verheert und entvölkert wurde, so daß noch zahlreiche örtliche Sagen von ihr sprechen.

184.

Das seltsame Stadtrecht von Schöneck.

Ohnweit Oelsnitz liegt ein altes Städtchen, heißt Schöneck, darin herbergte einst, im Jahre 1370, Kaiser Karl IV., und weil es ihm wohl allda gefiel, und Rath und Bürgerschaft um eine Gnade baten, so begnadigte er den Ort mit dem Stadtrecht und mit Freiheit von allen Abgaben. Dabei aber war eine doppelte Bedingung, erstlich, daß das Städtlein nie mehr Häuser gewinnen dürfe, als 141, und daß es, so oft der Landesherr dort erscheine, ihm eine Gabe von 5 Pfund Hellern und einen hölzernen Becher darbringen müsse. Darauf ist lange fest gehalten, und des Städtchens Aufblühen dadurch niedergehalten worden. Ob man alldort nicht in der neueren Zeit lieber Abgaben zahlt, und dagegen der Stadt freie Entfaltung ihres Wachsthums vergönnt, ist uns nicht bekannt geworden.

185.

Schloß Voigtsberg.

Nahe bei Oelsnitz erhebt sich ein Berg mit dem alten Stammschlosse **Voigtsberg**, welches nicht nur dem Amte, sondern dem ganzen **Voigtlande** seinen Namen verlieh. Eine sehr alte Sage führte die Erbauung bis zu des Römers Drusus Germanicus Zeiten hinauf, der hier Lager geschlagen haben soll, und spätere Dichter reimten:

> Druse, der edle römisch Voit
> Baute diesen Berg in Noth,
> Da er Kriegs in Deutschland pflag,
> **Voigtsberg** heißt es auf diesen Tag.

4*

und ferner:

> Vom Voigtsberg das ganz umliegend' Land
> Ward allenthalben das Voigtland genannt,
> Die Burg, die stund viel manche Jahr
> In der Herrn von Plauen Hand ohn' G'fahr.

Karl der Große soll zuerst dem Lande einen deutschen Schirmvoigt gegeben haben, und dieser habe Eckebrecht geheißen. Einer der drei Söhne desselben hieß Heinrich, und war der Fromme zubenamt. Dieser hinterließ abermals drei Söhne, von denen der mittlere wieder Heinrich hieß, den Beinamen: der Reiche führte, wie denn dieser Name bedeuten soll Heim-reich, d. h. der ein reiches Heim oder Erbe hat. Dieser Heinrich hinterließ vier Söhne, welche die Stammväter der vier Linien des Reußenlandes wurden, und war dieser Name Reuß von Ruzzen, einem wendischen Volksstamme abgeleitet, daher im russischen Czarentitel es wiederum also lautet: Selbstherrscher aller Reußen.

186.

Frau Bertha von Reuß.

Die Gemahlin des oben erwähnten Heinrich des Reichen war Frau Bertha, Tochter eines Herzogs in Tyrol und Kärnthen und Kaiser Heinrich VI. nahe Verwandte. Diese liebte ihren Gemahl herzinniglich, und begehrte von ihm, er wolle doch, weil er selbst Heinrich heiße, und auch der Kaiser, ihr naher Freund, diesen Namen führe, und aus Ehrerbietung gegen denselben ihren vier Söhnen den Namen so bestätigen, daß bis an der Welt Ende kein Herr des Voigtlandes einen andern Namen als Heinrich führen sollte

und dürfe. Und dies wurde auch wirklich im Jahre 1194 zugesagt und bestätigt. Andere sagen, schon Kaiser Heinrich der Finkler, der die Voigte in das Land gesetzt, habe den Namen Heinrich also geliebt und ihn zu führen anbefohlen. Ob nicht an den Namen jener frühen Landesmutter sich die zahlreichen im Voigtlande wie in Tyrol umgehenden mythischen Sagen von der Bertha oder Perchtha (Perchtl) knüpfen und knüpfen lassen? Klangen doch Berthasagen aus der Göttersage in die Heldensage, und von dieser in die Volkssage verjüngt durch Italien, Elsaß, Thüringen, Voigtland, Salzburg (wo Berchtesgaden an sie erinnert), Tirol und andere Länder, und der alte in Frankreich, Italien und Deutschland heimische Spruch: „Die Zeit ist hin, wo Bertha spann", bezeichnet jenes mythische Wesen vorzugsweise als Spinnerin, wie sie denn in den voigtländischen Sagen als solche und als Obhüterin des Spinnens noch heute fortlebt.

187.

Der Reußen Mannlichkeit.

Die alten Chroniken rühmen hoch die Mannlichkeit der Ahnherren des Hauses Reuß, das sich in späterer Zeit noch in mehrere Aeste, als die erwähnten, theilte, von denen einige abstarben, andere aber kräftig fortblühten und die Fürstenwürde erlangten. Schon im Jahre 1115 stand ein Ruzo de Plauen in großem Ansehen bei dem Sachsen-Herzog Lothar und half als ein Führer in der Schlacht am Welfesholz den Sachsen Sieg erkämpfen, ja er erlegte sogar den freudigen Kriegsmann und kaiser-

lichen Feldherrn Hoyer, Grafen von Mannsfeld. Ein anderer Herr von Plauen zog 1189 mit dem Barbarossa gegen den Sarazenensultan Saladin, damals als auch König Philipp von Frankreich und König Richard Löwenherz dem großen Kreuzzuge sich angeschlossen hatten, und der Herr von Plauen führte dem Kaiser Einhundert Gleven zu, zeigte sich auch gar tapfer und ritterlich, erlag aber durch der Griechen Untreue in der Erstürmung von Ptolomais. Im Jahre 1191 schlug Kaiser Heinrich VI. bei den Feierlichkeiten seiner Krönung zu Rom unter andern Grafen und Herren auch einen Heinz Ruzo de Gera auf der Tiberbrücke zum Ritter. Und als Kaiser Friedrich II. seinen Kreuzzug vollendet, wurden aus seinem Gefolge Heinrich der Aeltere, Voigt von Plauen, und sein Sohn, Heinrich der Jüngere, vom Papst Innocenz III., weil sie so viel ritterliche Mannheit bewiesen, zu den ersten Rittern des neugestifteten Marianischen Ritterordens geweiht. Diese beiden Helden zogen auch mit einer großen Schaar eigener Reisigen gegen die in Deutschland eingedrungenen Tataren. Der Kaiser rühmte ihre Tapferkeit hoch, und begnadete beide unterm 10. Mai 1232 mit dem Bergbau auf Gold und Silber und auf alle anderen Metalle, und mit dem Recht, goldene und silberne Münzen zu schlagen. Andere Herrscher fügten den früher verliehenen neue Gnaden hinzu. Auch wurden zwei Grafen des Namens Heinrich Reuß von Plauen Hochmeister des deutschen Ordens. Andere zeichneten sich aus in Schlachten oder bekleideten hohe Aemter an den deutschen Kaiserhöfen, verbanden sich auch durch Ehebündnisse mit vielen angesehenen Fürsten- und Grafenhäusern des Reichs, als Anhalt, Henneberg, Hohen-

stein, Lauenburg, Mannsfeld, Schwarzburg, Solms und Andern.

188.

Götter und Geister.

Mehr als in irgend einem Bezirke oder Landstriche Thüringens begegnet die deutsche Mythenforschung im Voigtlande, im Elstergebiete und dem oberen Theil des diesem nachbarlichen Saalgebietes einer reichen Fülle mythischer Wesen, welche in zahlreichen Einzelsagen auftreten, aber gewissermaßen eine in sich verschlungene, sich durchdringende und gegenseitig ergänzende Götter- und Geisterwelt bilden. Um über diese Dämonenschaar sich selbst klar zu werden, muß man sie in Gruppen theilen, und diese sind hauptsächlich:

I. Der wilde Jäger und die wilde Bertha; die von Bertha geschirmten und geschützten Heimchen; die vom wilden Jäger verfolgten Holzmännel, Holzweibel, Moosleute.

II. Riesen und Zwerge, welche letztere in Erdzwerge, Bergzwerge und hülfreiche oder neckische Hausgeister, Hüthchen und Kobolde sich abzweigen.

III. Die Nixen und Nixenmänner der Elster und der Saale.

IV. Der Teufel mit seiner Sippschaft, den Drachen, den Bilbzen- und Binsenschnittern, den Pestgeistern, den Hexen.

V. Als Schätzehüther oder sonstige Spukgestalten und Erscheinungen dämonischer Natur Feuermänner,

Irrlichter, wandelnde Lichter, Lindwürme, Hunde, Katzen und sonstige spukende Thiere.

Die Schilderung des eigenthümlichen Wesens jeder dieser mythischen Gestaltungen würde zu einer Abhandlung anschwellen, dasselbe erhellt aus den örtlichen Sagen selbst, nur die Hauptzüge sollen hier festgestellt werden.

Der **wilde Jäger** ist dieselbe altgermanische Gottheit, die im deutschen Norden wie im Süden als Wode, Wuthan, und unter einer Menge anderer Einzelnamen, wie Abel, Elbel, Bernd, Bernddietrich, Hackelbernd u. s. w. auftritt, mit oder ohne Frau, mit oder ohne Hunde, mit oder ohne sonstiges Gefolge. Er straft sehr hart die, welche ihn durch Anruf höhnen, zeigt sich selten gütig, und rechtfertigt seinen Namen durch stete Wildheit und unbegrenzte Jagdwuth.

Die **wilde Bertha** ist eine mythische Doppelerscheinung, sie ist theils Gesellin, Genossin, Frau des wilden Jägers, theils selbstständige Herrscherin, und in beiden mit der Hulda ganz ein und dasselbe Wesen. Sie heißt auch Bildabertha, Hildabertha (hier klingt die Hulda an) eiserne Bertha, Perchta und Prechta. Der letztere Name lebt als Prechtl in Tirol, wo sie Herrin der seligen Fräulein (Saligen) und Spinnefrau ist, ganz wie die thüringische Hulda. Ihr Gefolge bilden die Heimchen, ein zartes, schwaches Geschlecht, Seelchen (an die Seligen anklingend) ungetaufter Kinder, die niemals schreckhaft oder schadenfroh auftreten, gleich den Hullenpöpeln, und die Bertha, welche im nahen Orlagau Prechta heißt, ist ihre Königin. Manchen verwandtschaftlichen Zug haben die Heimchen zu dem Geschlechte der

Erdmännchen. Sie heißen daher auch Erdmännele, Heimele, Butzelmännele, und werden als äußerst klein von Gestalt gedacht. Sie bringen den Menschen gute Gaben dar, tanzen in großen Schaaren auf Wiesen, lassen sich bisweilen in Abendstunden und im Mondschein sehen, sie sind weiß gekleidet, und ähneln sonach den Licht-Elfen skandinavischer und britannischer Mythen. Die Holzweibel und Holzmännel sind von den Heimchen verschieden, die Sagen von ihnen sind im Voigtlande allgemein verbreitet; früher war es auch der Glaube an sie, und noch jetzt versichert mancher Alte, selbst noch solche kleine Wesen gesehen zu haben. Ihre Aufenthalte waren die größeren Waldungen. Man beschrieb ihr Ansehen so, wie man anderwärts die Kobolde, Hüthchen, Elfen und Trollen schildert, doch stimmen sie mit keinem dieser dämonischen Wesen in ihrem eignen ganz überein. Minder geistig wie Elfen, minder bösartig wie Trollen, minder neckisch wie Hüthchen, hatten sie Freuden und Leiden, welche jene Elementargeister nicht kannten, und der Leiden mehr, wie der Freuden. Sie haben einen mächtigen Feind, das ist der wilde Jäger. Der jagt sie und hetzt sie, und nur gewisse Baumstämme gewähren ihnen vor diesem Feinde Asyle, Stämme, in welche beim fällen, während der abgesägte Baum schallend stürzte, schnell von 2 Leuten 3 Kreuze eingehauen wurden. Darum baten sie oft kläglich die Leute, welche Stöcke rodeten, solche bezeichnete Stammreste nicht heraus zu thun. Von den Hirten bettelten sie Brod, segneten aber dafür die Kühe, daß sie mehr Milch gaben; in den Häusern nahmen sie gern mit Brod und Klösen vorlieb, waren aber hülfreich dafür, bisweilen stahlen sie auch was Weniges. Aber was ge-

zählt war, mußten sie unberührt lassen, ein guter Grund, Ordnung im Hauswesen zu halten. Den Hirtenmädchen halfen sie stricken, oder begabten sie außerdem. So erhielt ein Mädchen, das einem Holzweibel auf sein Bitten Brod darreichte, ein Knaul Garn mit der Weisung, dieses in ihre Lade zu legen, und den Faden zum Schlüsselloch heraushängen zu lassen. Sie thats und das Garn nahm nicht ab, so viel sie davon abwickelte. Sie hätte Garn genug gehabt ihr Lebelang; aber da kam eine Freundin zu ihr, und sah nun das viele, viele Garn, das jene bereits abgewickelt hatte, und unbesonnen vertraute die Hirtin der Freundin das Geheimniß ihrer Garnquelle. Diese wünscht sich auch etwas abzuwickeln, und die Besitzerin giebt es unbedacht zu; kaum hat aber die Freundin angefangen zu wickeln, so hat sie das Ende des Knauls in Händen und der Garnschatz war damit auch zu Ende. Ein Holzhauer erhielt auf eine ähnliche Gabe die Versicherung, er werde immer genug haben, und so geschah es auch. Wer mild war gegen die Holzweibel, dem schützten sie Tag und Nacht sein Arbeitsgeräth vor diebischen Händen. Schmerz litten sie ungern. Eine Frau traf eines beim Heurechen mit der Zinke auf die Ferse, da schrie es überlaut und that sehr garstig. Die Holzweibel sangen bisweilen in stillen Mittags- oder Mitternachtstunden gar lieblich, dieß thun auch nach Tiroler Sagen die Saligen, doch unterschied Niemand ihres Gesanges Worte. Von den Holzmänneln sah man selten eines, viele Leute wollen gar nichts von ihnen wissen. Die Kleidung dieser sei grün gewesen mit rothen Aufschlägen, sie hätten dreieckige schwarze Hütchen getragen, die breit und niedrig gewesen. In späterer Zeit rodete

man alle Stöcke aus, und schonte nicht der bekreuzten, buk Kümmel unters Brod, fluchte öfters, und so zogen in einer Nacht die Holzweibel und die Holzmännel über die Elster, weit, weit fort, gegen Morgen hin, und was nahmen sie mit? die gute Zeit. Manche Forscher muthmaßen in diesen Holzleuten, die, ähnlich den Wichteln anderer deutschen Gaue, als ein schwaches, scheues Völklein geschildert sind, — frühere Bewohner, die riesen- und kernhaften Eindringlingen weichen mußten, und sich vor ihnen in die Einsamkeit von Wald, Geklüft und Bergeshöhlen bargen und retteten.

Die Moosleute sind in den Sagen von den Holzleuten kaum unterschieden, nur daß ihre Gestalt anders gedacht wird. Jene sind bekleidet, die Moosleute sind zottig, struppig, ähneln Alraunen, und sie dienen vorzugsweise dem wilden Jäger als Wild und Jagdbeute, sie vertilgt er schaarenweise, von ihnen wirft er Hälften oder Viertel denen als Beute-Antheil zu, die mit ihnen jagten, ja nur ihm höhnend zuschrien, oder hängt sie ihnen vor die Hausthüre, welche Stücke nur unter Umständen wieder fortzuschaffen sind, und gräulich stinken.

Die Riesen treten in den Sagen dieser Gegenden, wie überall, vereinzelt auf, sie hüthen Schätze, wohnen in Bergen und Felsen, lassen sich zu Zeiten sichtbar erblicken, haben aber keine Beziehung zu den „wilden Männern" anderer Sagen, auch keine zum wilden Jäger.

Die Zwerge der Voigtlandsagen erscheinen nicht als Diener und Boten verzauberter Kaiser oder Helden, wie die am Kiffhäuser, auch nicht als für sich arbeitende kunstreiche Schmiede u. dgl., sondern mehr den Kobolden verwandt. Häufig gedenken ihrer die Bergmannssagen in der

Gegend von Saalfeld; sie sind selbst als Baumännchen über der Erde hülfreich, und wenn sie als Hausgeister Dienste leisten, heißen sie Gupel, vielleicht aus Kobold verdorben, wenn man nicht an Güetel (Grimm D. M. 449 †) denken will. Noch lebt diese Benennung in den Familiennamen Göpel und Göbel fort.

Nixer und Nixen reden für sich selbst, bedürfen keiner Erläuterung. Oft ist für jeden Fluß nur von einer Nixe die Rede, z. B. Donauweibchen, Ilmnixe u. a.

Hier zu Lande haben die Flüsse deren auf alle Fälle mehrere. Die Nixe, die in Saalfeld in die Fleischbänke geht, dürfte schwerlich dieselbe sein, die unter der Saale bei Halle ihr Wochenbette hält. Eigenthümlich ist dieser Gegend, daß das sonst in Thüringen seltnere Vorkommen des Nix das der Nixen überwiegt. Auch in einzelne Weiher und Teiche sind Nixen gebannt, die in örtlichen Sagen leben.

Der Teufel, dieser alte Ueberall und Nirgends, ist überall derselbe, mindestens im mittleren Deutschland; im Voigtlande aber und in der Saalgegend manifestirt er sich, statt wie in Tirol als Jäger, meist als Drache, welcher seinen Bündnern Milch oder Geld bringt, und zwar gewöhnlich in Gestalt von Feuerballen, die sich in die Schornsteine senken. Er wartet auch mit Butter, Mehl und Eiern auf, und heißt guter Drache, wenn er Gaben zuführt, armer Drache hingegen, wenn er als langer Wiesbaum durch die Fensterzwickel in die Häuser fährt, und nichts hinterläßt als höllischen Gestank. Damit ist dann nichts gedient. Dem guten Drachen werden gereinigte Gefäße hingestellt, in die er seiner Bürde sich entledigt, und diese Gefäße werden aus Hölzern gefertigt, die an heiligen Tagen

gefällt sind, Linde, Wachholder, Eibisch. Die Rahmtöpfe haben theilweise noch immer altgermanische Formen. Der Dualismus zwischen dem guten Drachen und dem armen ist sehr eigenthümlich und reicht über die jüdisch christliche Teufelsidee hinaus in die germanische, vielleicht noch mehr wendisch slavische Frühzeit. Endlich giebt es auch noch Geldbrachen, sie bewachen Schätze, sind feurig, speien Feuer, und gehören mehr zu den Lintwürmen.

Bilbzen oder Binsenschnitter sind zum Theil Teufelsbündner, welche mit an die Beine gebundenen Sicheln durchs Getreide schreiten und was sie auf diese Weise absäbeln, führt ihr Patron ihnen, wenn das Getreide reif ist, doppelt und dreifach zu — es hat jedoch die Bilbzenkunst manches aber — anderntheils sind die Bilbzen elbische Wesen, welche sich bisweilen in Kugelgestalt, drachenartig, durch die Felder rollen, und ungeheuren Schaden anrichten; sie erscheinen aber auch in menschlicher Gestalt, weiß gekleidet, mit fliegenden Haaren, oder sie wehen und drehen als Wirbelwinde einher, und führen Heu und Getreide weit durch die Lüfte von dannen.

Theils gegen die Bilbzen-Geister, theils gegen die teuflischen Bilsen- oder Binsenschnitter giebt es magische Mittel; Messer, die auf der Klinge 3 Kreuze haben, werden der Bilbze entgegen geworfen mit den Worten: „Da hast Du es Bilbze!" — da wird sie machtlos. Erblickt jemand einen Binsenschnitter und ruft ihn an während seines verderblichen Ganges, oder schießt mit einer Flinte über ihn weg, so muß der Binsenschnitter noch in demselben Jahre sterben. Wer sein Feld zuerst von außen rings umackert und bestellt, feit dasselbe gegen den Bilsenschnitt. Wird Getreide gedroschen, das durchschnitten war, so stellt

sich der Bilsenschnitter ein und will etwas borgen. Giebt man ihm nichts, so behält man jenen Zehnten am Getreide, den der Teufel außerdem seinem Bündner zugeführt hätte. Werden beim Ausdrusch einige Wachholdersträucher unter die Garben gelegt, und auch diese geschlagen, so trifft jeder Schlag den Bilsenschnitter, der dann kläglich bittet, anders anzulegen. Noch andere Gegenmittel siehe in Grimm: D. M. 444., wo alles mythische wie sprachliche genügend erörtert ist.

Die Pestgeister treten vereinzelt auf, wie der lange Mann in Hof, der Pestmann zu Schleiz, und oft sind sie nur ein Dunst, aber daß man in diesem Lande die Pest mythisch personificirte, ist eigenthümlich, und bereichert die vaterländische Mythologie.

Hexensagen und Hexenwesen zeigen sich nur in der allgemeinen Färbung, und ungleich weniger in den Vordergrund tretend als die Welt dämonischer Elementargeister.

Unter den spukenden Erscheinungen ist es für den mythischen Standpunkt nicht unwichtig, neben andern Thieren auch Stiergestalten und Fischen zu begegnen.

Noch klingt außer alle diesen manches mythische in den Voigtländischen und Orlagausagen hindurch, was nur mit großer Vorsicht zu benutzen ist, obschon sehr ehrenwerthe Gewährsmänner es überlieferten. Dahin gehört die Frau Welle auf der Hohewart mit ihrem Namensanklang an Velleda, von der weiter unten die Rede ist.

189.

Der Ochse mit der Laterne.

In grauer Vorzeit schon saßen in der Herrschaft Kürbitz Herren von Feilitzsch, zwei Zwillingssöhne eines alten Lazarus von Feilitzsch, der eine Christoph, der andere Gottfried genannt; diese Brüder entzweiten sich nach dem Tode ihres Vaters und geriethen wegen der Erbschaftsvertheilung in heftigen Streit. An einem Herbsttage begegneten sie sich auf dem Wege von Kürbitz nach dem ebenfalls im Elsterthale liegenden nahen Dorfe Wirschlitz. Bei einer uralten Eiche, neben dem sogenannten Auteiche, welche erst vor etwa zwölf Jahren vom jetzigen Besitzer niedergeschlagen wurde, ließ der eine der beiden Brüder, Christoph, sich so vom Zorn hinreissen, daß er das Schwert gegen den Bruder zog; Gottfried griff nun auch zur Wehr und beide geriethen so heftig aneinander, daß sie sich gegenseitig schwer verwundeten und bald darauf ihren Geist aufgaben. An derselben Stelle, wo sich die Zwillingsbrüder erschlagen, wurden sie begraben und die Wurzeln der Eiche wuchsen über ihre Gebeine. Doch wurde ihnen nicht die Ruhe des Grabes zu Theil, denn von ihrem Todestage an bis auf die jetzige Zeit steigt in mitternächtlicher Stille ein mächtiger Ochse mit einer brennenden Laterne am Horne aus dem Grabe hervor und erschreckt von da bis nach Kürbitz und wieder zurück mit schrecklichem Gebrülle den einsamen Wanderer. Der Ochse aber ist nichts andres, als die Hülle, in welcher der Geist des Christoph von Feilitzsch, dem sein Verbrechen keine Ruhe läßt, erscheint. Die brennende Laterne zeigt ihm den Weg und leitet ihn sicher unter die Erde zu den Gebeinen seines Bruders zurück.

In der Kürbitzer Kirche erblickt man zwei in Stein gehauene Ritter, welche die erwähnten Brüder vorstellen sollen. Sie sind in die Mauern eines Gewölbes eingelassen und stehen mit drohenden Gesichtern einander gegenüber, so daß man dem Gerüchte wohl Glauben beimessen und sie für die beiden ermordeten Feilitzschen halten darf.

190.

Der Lintwurm.

In früher Zeit soll in der Nähe von Kürbitz ein Lintwurm gehaust haben. Schreckenerregend war sein Aussehen, fürchterlich die Verwüstung, die er überall anrichtete. Menschen und Thiere unterlagen seinen giftigen Bissen, alle Früchte vernichtete er, kurz er war das Schrecken der ganzen Gegend. Viele schon hatten ihn zu tödten versucht, doch waren alle, die zu diesem Zwecke ausgezogen, von dem fürchterlichen Thiere überwältigt worden. Niemand wagte sich zuletzt an die schreckliche Jagd und Jedermann hüthete ängstlich seine Wohnung, um nicht von dem Ungethüme zerrissen zu werden. Nur ein tapfrer Ritter, der Besitzer von Feilitzsch, wagte endlich das Thier zu erlegen, welches man seiner Stärke und seines gräßlichen Aussehens halber allgemein für einen Drachen hielt. Auf einem edlen Rosse ritt der Degen zum Lager des Thieres, mit Schwert und Lanze bewaffnet; bald sah er dasselbe auf sich zustürzen und schnell stieg er vom Pferde, das in kurzer Zeit den Zähnen des Ungethüms erlag. Der kühne Ritter drang während dieses Kampfes dem Wurme näher und stieß ihm seinen Speer durch die Seite. Leider über-

lebte er seine Heldenthat nicht, da ihn das Thier noch in seinem letzten Kampfe mit Anstrengung aller seiner Kräfte packte und in Stücke zerriß. Doch es mußte selbst unterliegen; nach wenigen Tagen fand man es tod in seinem Lager. Der edle Held liegt in der Kürbitzer Kirche begraben; über seiner Gruft sieht man das in Stein gehauene Bildniß desselben und zu seinen Füßen den sich ringelnden Lintwurm, ganz wie auf einem Denkmal jenes tapfern Georg von Frankenstein, das im Dorfe Beerbach ohnweit Darmstadt befindlich ist*).

191.

Der wilde Jäger haßt Kröstau.

Zwischen den Dörfern Straßberg und Kröstau fließt in unheimlicher Thalenge der Rößnitzbach; dort wird häufig Hundegebell und lauter Jagdlärm zur Nachtzeit vernommen, man hört gellende Zurufe, Hörnerklang und Peitschengeknall, auch wilde, fluchende Stimmen. Es jagt dort der wilde Jäger, und wenn Wanderer ihm begegnen, schreit er sie an, woher sie seien. Antwortet einer: Aus Kröstau, so hat er alsbald zuversichtlich einige Peitschenhiebe zu gewärtigen, andere Wanderer bleiben unangefochten, und werden wol noch von dem wilden Jäger eine Strecke geleitet, und bisweilen sogar mit Wild aus seiner Jagdtasche beschenkt. Die Sage verräth nichts über die Beschaffenheit dieses Wildes, aber sie hat sich, um jenen Haß des wilden Jägers gegen Kröstau zu erklären, eigen-

*) D. S. B. 60.

thümlich verjüngt. Ihr ist dieser wilde Jäger der Geist eines jungen Weidmannes, welcher ein Mädchen des genannten Dorfes liebte, das ihm untreu wurde, und das er in den Armen eines andern Jägers fand. In seiner Wuth erschlug er den Nebenbuhler und das Mädchen, verfluchte Kröstau, und gab im Rößnitzthale sich selbst den Tod. Nun spukt er in der Mitternachtstunde mit Hunden und Jagdlärm umher, verwüstet zu Zeiten die Felder der Kröstauer Flurmarkung, und verfolgt mit ewigem Haß jenes Ortes Bewohner.

192.

Ursprung der Stadt und des Namens Plauen.

Da, wo jetzt Plauen steht, war sonst nach altüberlieferter Sage ein heiliger Götterhain, in welchem die Wenden opferten. Hier trat einst zu einem Götzenbilde ein Heidenbekehrer und sprach: „Unser Christengott ist dort oben!" und zeigte bei diesen Worten nach dem Himmel. Höhnend entgegnete ihm ein Heide: „So will ich Deinen Gott treffen!" und schoß einen Pfeil in die Höhe. Der Pfeil kam nicht wieder zurück, aber ein blaues Kreuz senkte sich aus den Wolken nieder und blieb auf der Erde sichtbar. Da sanken die heidnischen Bewohner der Gegend auf ihre Kniee nieder, und die Christenpriester legten den Grund zu einer Kirche. Vor dieser ältesten Kirche des Voigtlandes bezeichnet noch heute ein blaues Pflasterkreuz den Ort, wo das himmlische Kreuz sich herabsenkte. Häuser entstanden um die Kirche und erhielten von dem blauen Kreuze den Namen Plauen.

193.

Die steinerne Nonne.

An der Friedhofmauer zu Plauen, ohnweit dem sogenannten Nonnenthurme, erblickt man ein Nonnenbild von Stein in Form eines Grabsteins. Die Sage geht, daß einst eine Nonne des nahen Klosters sich vergangen. Sie liebte, bevor sie Nonne wurde, einen Ritter, den sie nicht lieben sollte, und wurde gezwungen, den Schleier zu nehmen. Ihr Geliebter wurde Deutschordensritter, und focht unter dem Comthur Reuß von Plauen tapfer gegen die Ordensfeinde. Einst zog er nun im Geleite des Gebietigers vom fernen Marienburg nach der Heimathstadt, und die alte Liebe erwachte mit Allgewalt, aber die Geliebte war Nonne. List und Liebe im Bunde verschafften beiden, denn auch in ihrem Herzen glühte noch die frühere Flamme, eine heimliche Zusammenkunft. Die Flammen loderten allzuheiß, das Stelldichein blieb nicht ohne Folgen. Ein Fluchtversuch scheiterte an der Aufmerksamkeit der Wächter, und die furchtbare Strafe für den Bruch des Keuschheitgelübdes: Einmauerung, ward an der Unglücklichen vollzogen. Hinter dem Steinbilde in der Kirchhofmauer soll sie sitzen, neben sich eine erloschene Lampe.

194.

Der Schäfer.

Im Jahre 1463 richtete eine ansteckende Krankheit in Plauen große Verheerungen an. Ein betrunkener Schäfer war in der Neustadt auf freier Straße eingeschlafen; da

man ihn für einen an der Krankheit Verstorbenen hielt, so wurde er auf einem Wagen auf den Kirchhof gefahren, wo man ihm sein Plätzchen unter den übrigen bereits dorthin geschafften Toden, die wegen ihrer Menge nicht gleich alle beerdigt werden konnten, anwieß. Als er erwachte, wußte er zwar nicht, wo er sich befand, war aber gar fröhlichen Muthes, langte nach seiner Sackpfeife und blies, darüber der Todengräber gar sehr erschrak und es dem Rathe meldete. Schade, daß die Toden nicht nach seinem Reigen tanzten. Man fand den todgeglaubten Schäfer, der darauf noch viele Jahre lebte und noch oft auf seiner Sackpfeife schallmeiete.

195.

Thauma und Losa ist auf.

Nahe bei Plauen liegen zwei Dörfer, Thauma und Losa, von denen haben die Umwohner das Scherzwort, daß sie sagen, wenn sich irgend ein Rumor begiebt oder ein gewaltiger unnützer Lärm: „Thauma und Losa ist auf". Vom Ursprunge dieser Scherzrede erzählt man: Als der Bauernkrieg im Thüringerland entbrannte, kam die Nachricht von der Erhebung der Bauernschaft auch nach Thauma, fand dort Anklang, und der ganze Ort gerieth in Aufruhr. Bald scholl die Kunde des Allarms auch nach Losa hinüber und auch hier waffnete sich die Bauerschaft in großer Eile. Bald strömten andere Dörfer hinzu, und es vereinigte sich das Bauernheer in der Nähe beider Orte, und rückte nun bedrohlich gegen Plauen; Thauma und Losa voran. Die Stadt ward in der That angegriffen, die

Dobenau beschädigt, und das Bauernheer, das auf einer Aue an der Elster lagerte, mehrte sich täglich. Da kam aber dem Herrn Reuß von Plauen Hülfe durch den Kurfürsten von Sachsen. Eine auserlesene Reiterschaar schlug die Bauern an der Bassig aufs Haupt und trieb sie zu Paaren. Schwer büßten sie ihre Erhebung. Aber die Erinnerung an jenen Heereszug lebt noch in dem Sprüchworte fort: Thauma und Losa ist auf. Solches auffein bekommt zu allen Zeiten sehr übel.

196.

Der Lintwurm bei Syrau.

In einem Hölzchen, das nur einen Büchsenschuß nordöstlich von Syrau bei Plauen liegt, hauste vor Zeiten ein Lintwurm (Linwurm in der Volkssprache). Diesem mußte an gewissen Tagen des Jahres von Syrau ein Schaf gebracht werden, unterblieb dies, so holte er sich einen Menschen und doch noch ein Schaf. Das drückte die Einwohner von Syrau hart, doch Niemand war so muthig, sich mit dem Ungeheuer in Kampf einzulassen. Endlich fand sich ein Ritter, welcher diesen Wurm zu erlegen sich vornahm. Er gelobte der heiligen Jungfrau eine Kapelle, wenn er siege, und bestand glückhaft den Kampf. An demselben Orte, wo dies Ungeheuer gehaust, und von dem Ritter erlegt worden war, wurde dann von ihm eine Kapelle, genannt die Liebfrauen-Kapelle, gegründet, die später in Ruinen verfiel. Auf den Trümmern dieser Kapelle wurde vor geraumer Zeit eine kleine Glocke ausgegraben, welche auf dem Syrauer Thurme hängt und eine alte Inschrift hat.

197.

Der Stelzenbaum.

Ohnweit des Dorfes Stelzen bei Plauen steht auf einem Hügel weit sichtbar ein Baum, der Stelzenbaum geheißen. Des Name rührt daher, daß eine arme Hexe ausgeführt wurde, lebendig verbrannt zu werden, und war doch keine Hexe, sondern ein unschuldig Mägdlein, der die Tortur das Bekenntniß sündiger Teufelsbuhlschaft abgezwungen. Und wie sie ihren Todesweg ging, stand ein dürrer Pfahl auf der Höhe, den rührte sie an mit der Hand und sagte: So wahr ein Gott lebt, so wahr muß an den Tag kommen, daß ihr mich als eine Unschuldige mordet, denn bei Gott ist kein Ding unmöglich, und er kann es machen, so er in seiner Weisheit will, daß dieser dürre Pfahl hier zum blättervollen Baum werde, und grünend von mir zeuge noch in später Zeit. Man achtete aber ihrer Reden nicht und nicht ihrer Thränen, und führte sie zum Tode. Alsbald, wie die Arme gestorben war, und einige Heimkehrende bei dem Pfahle stehen blieben, trieb dieser sichtbarlich Keime und Zweiglein und Blätter, fürwahr ein großes Wunder, darüber sich alle entsetzten, und so machte Gott des Mägdleins Unschuld offenbar, und das Volk schrie nun Wehe über die ungerechten und unbarmherzigen Richter, und es wurde niemals wieder eine Hexe verbrannt oder hingerichtet. Der Wunderbaum aber wuchs und breitete seine starken Aeste ringsum, und hieß nun von dem nahen Ort der Stelzenbaum im ganzen Lande.

198.

Der Stelzenbaum, zweite Sage.

Eine ganz andere Sage vom Stelzenbaum lautet: Ein Herrenschäfer hüthete nahe bei Stelzen seine Heerde auf dem abgeärnteten Felde jenes Hügels, als eine Anzahl Bauern von Stelzen auf ihn zuliefen und ihn mit harten Drohworten begrüßten, daß er auf ihrem Felde hüthe, und von den harten Worten kam es zu noch härteren Schlägen, denn die Wuth der Bauern war grenzenlos. Der Schäfer stieß seinen Stab in den weichen Boden, klammerte sich daran, indem er auf seine Kniee fiel und rief: Dieser dürre Stecken soll bezeugen, daß ich that nach meines Herrn Gebot, und nicht, wie ihr sagt, aus eigenem Antrieb, und daß ihr mich Unschuldigen hier zu Tode geschlagen! Grünen soll er und blühen, euch zum Verderben! Noch ein Knüttelschlag, und der Schäfer hörte auf zu leben. Die Mörder flohen. Man hatte des Schäfers Leiche gefunden, aber niemand hatte sich um den Stab gekümmert, der war unbeachtet in der Erde stecken geblieben. Wie der Frühling kam, bestellten die Mörder ihr Feld auf ihrem Hügel, und da sahen sie eine unliebe Erinnerung ihrer Unthat, den Schäferstab, und einer ging hin, den Stab aus der Erde zu ziehen; er zog und zog, aber der Stab folgte seiner Hand nicht, denn er war festgewurzelt, und hatte frische Triebe, die schon ausschlugen. Der Stab war zum Baum geworden, und stand ein Zeuge der Unschuld des Ermordeten. Die Mörder alle nun vernahmen's und sahen's, das göttliche Wunder, und erbebten tief im Herzen. Zwar verhehlten sie auch ferner ihre That, aber sie schlichen

bleich umher, und in ihrem Innern zehrte der Wurm, der nie stirbt, brannte das Feuer, das nie verlöscht.

Der Stelzenbaum liegt hoch und ist weit sichtbar. Auch erzählt die oft sich abwandelnde Sage noch von ihm, daß einem träumte, er werde auf der Brücke zu Regensburg einen Schatz finden. Als derselbe richtig die weite Reise gen Regensburg gemacht, traf er auf der Brücke einen Bettler an, der erzählte ihm, es habe ihm geträumt, er werde unter dem Stelzenbaum bei Plauen im Voigtland einen Schatz finden. Nun wußte jener genug, ging heim und hob den Schatz unterm Stelzenbaum.

Der Stelzenbaum hat in seiner Gegend eine solche Bedeutung gewonnen, daß man ihn sogar auf Landkarten des Neustädtischen Kreises eigens neben dem Orte Stelzen hinzeichnete, und Stelzenbaum dazu schrieb. Er ist ein wichtiges Seitenstück zu den übrigen grünenden Stabwundern, und am meisten der Sage von der Buche bei Maßfeld verwandt*).

199.
Die schöne Nixe.

Der Fluß Elster, der von den Höhen des Fichtelgebirges herab, und das ganze Voigtland durchfließt, ist von Nixen bewohnt, deren eine in der Nähe der Stadt Elsterberg ihre Wohnung im Grunde des grünen Gewässers hat. Die Elsternixe sah in seiner Jugend ein jetzt bejahrter Bauer aus Lossengrün in dem romantischen Elstergrunde, der das Steinigt genannt wird, und erzählte davon folgendermaßen:

*) D. S. B. 736.

Ich und mein Bruder hütheten an der Elster unsers Vaters Vieh. Auf einmal entsteigt aus den Wellen der Elster ein weibliches Wesen, nähert sich dem Ufer, breitet mit ungeheurer Geschwindigkeit eine Menge feine Wäsche daselbst aus und verschwindet damit in kurzer Zeit wieder. Wir näherten uns diesem Platze und sahen zu unserm Erstaunen, wie dieses Wesen dasselbe weiter unten ebenfalls that, was es früher oberhalb des jetzigen Wäschplatzes gethan hatte. Neugierig versuchten wir dieses Wesen näher zu betrachten; indeß, auf einmal fängt sie an gewaltig mit den Händen zu klatschen, rafft ihre Wäsche schnell zusammen und verschwindet in den Fluthen der Elster. Entsetzliche Furcht und schnelle Flucht folgte dem Geschehenen. Nachdem wir das Abentheuer unserm Vater erzählt hatten, antwortete dieser ganz geheimnißvoll: „Das war die schöne Nixe. Hüthet euch vor ihr, ihr Jungen, und seid froh, daß ihr so weggekommen seid.“ —

200.

Die lederne Brücke.

Vor Zeiten lag vor der Stadt Elsterberg, welche ihren Namen dem Flusse dankt, der an ihr vorüber fließt, am Fuße der sogenannten Weßnitz, auf einem steilen Hügel ein Schloß, genannt das alte Haus oder die Elsterburg, und dann wurde späterhin ein zweites Schloß, das jetzt noch vorhanden ist, erbaut. Beide Schlösser verband eine lederne Brücke, so geht in Elsterberg die allgemeine Sage, wie fabelhaft dieß klingen möge. Auch durch unterirdische Gänge standen beide Burgen in Ver-

bindung mit einander, davon lassen sich noch bis heute Spuren finden. Es war aber das alte Haus ein Doppelschloß, und dieß mag wohl Verbindung durch eine schwebende Luftbrücke gehabt haben. Man sagt, daß jenes alte Haus ein Raubnest gewesen sei. Im Jahre 1354 wurde es erstürmt und man fing 13 Räuber. Zwölf davon wurden auf dem obern Markte und zwar da wo jetzt der obere Röhrkasten steht, geköpft, der dreizehnte entsprang. Von der erwähnten Weßnitz, einem Walddistrikte, wird erzählt, daß durch sie hin, durch die Stadt und den Steinmühlengrund hinauf, vor alten Zeiten die Nürnberger Landstraße führte. Auch wird ferner erzählt, daß auf dem Schlosse ein großer Goldschatz, eine ganze Braupfanne voll, verborgen liege. Eine weiße Jungfrau bewacht ihn, die ist mit einem großen Schwert bewehrt. Schatzgräber, die nach dem Goldhort strebten, sind übel weggekommen.

201.

Der tiefe Brunnen.

Auf dem Schlosse zu Elsterberg ist ein sehr tiefer Brunnen befindlich; als das Schloß noch von den Herren von Lobdaburg, denen Elsterberg einst gehörte, bewohnt wurde, fiel es einem der Diener ein, eine lebende Ente in diesen Brunnen zu werfen, nachdem er dieselbe mit einem rothen Bändchen um den Hals gezeichnet hatte. Und siehe, am andern Tage fand man dieselbe Ente unten tief im Grunde auf der Elster schwimmen, in die sie durch den unterirdischen Kanal, der den Brunnen mit dem Flusse verband, gekommen war. Es soll auch ein Brun-

nengeist in der Tiefe des Gewässers wohnen, und sich bisweilen sehen lassen in Gestalt eines grünen Nix, der die Kinder gerne anlockt und in die Tiefe zieht.

Ganz genau wiederholt sich diese Sage mit der Ente und dem Brunnengeist auf dem gräflichen Schlosse Castell in Franken, nur daß daselbst statt eines Nix, fünf Nixen in dem Brunnen wohnten*).

202.

Silberglocken.

Auf der Stadtkirche zu St. Lorenzen in Elsterberg hing ein silbernes Glöckchen, damit läutete man in katholischen Zeiten die Messe ein. Das wurde auch das Gnadenglöcklein geheißen, darum, weil sich der Ablaß so weit erstreckte, als des Glöckleins Schall vernommen ward. Da man unter andern auch im Dorfe Bünau das Glöcklein hörte, so gaben die Bünauer Bauern dafür der Geistlichkeit alljährlich ein Fuder Getreide. Nun ist zwar Bünau jetzt nach Dobia eingepfarrt, welches Dorf Bünau ganz nahe liegt, doch ist in Folge jenes Ablasses noch heute üblich, daß es an das Elsterberger Pastorat einen Zehnten leistet. Dabei ist wieder die Bedingung, daß der Pfarrer von Elsterberg diesen Zehnten in eigener Person mit seinem Geschirre abholt, und jedem Kind unter 14 Jahren einen Pfennig mitbringt. Der Elsterberger Ablaß war so berühmt, daß sogar, wie die Sage geht, Bürger von Nürnberg sich auf dem dasigen Kirchhof begraben ließen, um

*) D. S. B. 809 u. 813.

dessen theilhaftig, und desto eher aus dem Fegfeuer erlöst zu werden. Auch haben, so sagt man, Nürnberger Kaufleute das Spital, das unten bei der großen Brücke im sogenannten Spitalgarten stand, erbauen lassen und unterhalten.

Von der mittleren Glocke zu Elsterberg erzählt man für wahr, daß sie zur Hälfte aus Silber bestehe. Ein General, des Namens Bose, nahm im dreißigjährigen Kriege die Stadt Großglogau in Schlesien ein, und entführte von dort nicht nur diese mittlere Glocke, sondern auch die übrigen Kirchenglocken, und schenkte die erstere nach Elsterberg, die andern dem nahen Orte Netschkau. Vergebens forderte später die Bürgerschaft von Großglogau ihre Glocken zurück, und als sie dieselben nicht erhielt, erließ sie ein Gebot, daß weder ein Elsterberger, noch ein Netschkauer ihre Stadt jemals betreten solle.

203.

Das Beil des Zimmergesellen.

Im Flecken Reichenbach, in der Nähe von Elsterberg und Greiz, wurde einst ein neues Haus gerichtet. Die Gesellen arbeiteten wacker, der Bauherr spendete Bier und Branntwein vollauf, der Dachstuhl war schon fast ganz in die Höhe und der Spruchsprecher stand schon mit dem Bänderstrauß bereit, den er auf den Giebel stecken wollte. Da geschah es, daß ein anderer Geselle, eben als er den letzten Schlag mit dem Axtrücken auf den Pflock thun wollte, der die Giebelbalken verbindet, das Gleichgewicht verlor, schwankte und sich nicht halten konnte, sondern

herunterstürzte. Glücklicherweise verlor er mit dem Gleichgewicht nicht auch die Besinnung, vielmehr besann er sich im Fallen auf seine Rettung, und hieb mit gewaltiger Kraft sein Beil, das er noch in der Hand behalten, so fest in einen Balken, daß er selbst daran hängen blieb und Zeit gewann, mit den Füßen sich anzuklammern. Keiner brachte das Beil wieder aus dem Balken und so blieb es als ein Wahrzeichen darin, als nachher das Haus vollends fertig war. Jedem Fremden wurde es gezeigt, und die Zimmerleute waren stolz auf diese Kraft und Geistesgegenwart ihres Kameraden. Lange Jahre war das Beil zu sehen, bis ein unglücklicher Brand Reichenbach heimsuchte, und auch jenes Haus sammt dem Beile des Zimmergesellen aufzehrte.

204.

Jagdlohn.

Vor etwa achtzig Jahren ging ein Mann, Namens Rohn, aus Untergeisendorf des Nachts zur Geisterstunde von Waltersdorf, wo er beim Tanze war, nach Hause. Als er nun in dem, zwischen Untergeisendorf und Waltersdorf auf der Höhe gelegenen, sogenannten Hohenholze hindurchging, kam der wilde Jäger und jagte vorüber. Rohn hatte auf dem Tanz getrunken, war lustig und that auch einen Jagdschrei; da fühlte er sich auf einmal mit fortgerissen, ohne daß er Widerstand zu leisten vermochte, und mußte mit laufen, bis die Stunde vorüber war, und der Spuk sich verlor. Ein Stück faules Fleisch, das ihm vor die Füße geworfen wurde, war die Beute der gespenstigen Nachtjagd, über welcher dem Waltersdorfer hören und sehen vergangen war.

205.

Holzweibel um Greiz.

Auf der Hohenwieß unweit der Centmühle ließen sich oft Holzweibel sehen. Sie unterhielten sich gern mit den nach Greiz fahrenden Schubkärnern und Marktleuten, und erkundigten sich besonders nach deren Geschäften. Ein Schubkärner, darüber verdrießlich, fertigte ein solches Holzweibel sehr kurz ab, mußte dieß jedoch sehr hart büßen, indem er am dritten Tage danach starb.

In der Sorgenflur im Holze bei der Tringer Schäferei kamen sie oft zu den Holzmachern und erkundigten sich, was diese täglich zu Hause äßen. Als sie hörten, daß vorzüglich von Brod und Klösen die Rede war, entgegneten die Holzweibel: So lange die Leute die Brode in den Backofen und die Klöse in die Töpfe zählen, wird keine gute Zeit werden.

An der Grenze zwischen Waltersdorf und Kleinweinsdorf giebt es mehrere kleine Teiche, welche mit Gebüschen umgeben sind. Hier hielten sich die Holzweibel oft auf und wuschen ihre Kleider. Nahte sich Jemand, so entflohen sie schnell in ein Versteck.

Im Pöllnitzer Walde gab es sehr zahlreiche Holzweibel, welche man durch drei Kreuze erlöste, die man auf die Stöcke mit größter Geschwindigkeit, während die Bäume gefällt wurden, einhieb.

Ein kürzlich verstorbener Remptendorfer erzählte: Er habe in seinem Holze nach einander drei Holzweibel gesehen. Sie seien drei Fuß hoch gewesen und haben graue Gesichter gehabt und graue Kleidung. Einmal habe er in seinem Holze eine alte Eiche gefällt, da sei bald darauf ein Holz-

weibel gekommen und habe sich auf den frischen Stock dieser Eiche gesetzt, da derselbe dreimal bekreuzt war.

206.

Der Venetianer.

Wie im Thüringischen Gebirge, auf dem Harze, dem Erz- und Riesengebirge u. a. findet man auch im Voigtlande die Sage weit verbreitet, daß Venetianer Erz und andere Schätze daselbst gesucht und gefunden hätten. Vor ohngefähr 200 Jahren lebte auch ein solcher Venetianer oberhalb einer Bretmühle in einer Höhle; den Eingang dieser Höhle sah man recht gut von Ferne, jedoch nie in der Nähe. In dieser Höhle vernahm man häufig starkes pochen und hämmern. Einst erblickte zur Mittagszeit der Sohn des Bretmüllers den Venetianer in sehr zerlumpten Kleidern, vor dem Felsen stehen; der junge Müller war so keck, nach dem Fremdling mit Steinen zu werfen. Ein Stein traf unglücklicherweise das Auge des Italieners und verletzte es bedeutend. Sogleich wurde der junge Bretmüller sinnlos, stürzte wie betäubt zu Boden, und als er wieder zu sich kam, befand er sich in Venedig, was er auf sein Befragen, wo er wäre, erfuhr. Aus dem Palaste, vor dem er stand, sah ein vornehmer einäugiger Mann heraus. Dieser rief den Knaben auf sein Zimmer und fragte, wo er her sei? Der Knabe erzählte, aus der Bretmühle bei Greiz; nun fragte der fremde Mann wie er hierher käme? Offen gestand der Knabe den Hergang. Als nun der Herr dem Knaben versicherte: er sei der Mann, welcher die Höhle bei der Bretmühle bewohnt habe,

so wollte dieß der Knabe durchaus nicht glauben. Nun ging der Herr in ein Nebenzimmer, legte die Prunkkleider ab, und zog die Lumpen an, worin ihn der Knabe schon einmal erblickt hatte. Jetzt wurde es dem Knaben klar, daß er diesen Herrn verletzt habe. Er bat flehendlich um Verzeihung, erhielt sie, und wurde ebensoschnell, wie er nach Venedig gekommen, in seine Heimath gebracht, und alles Geschehene dünkte ihm der Traum eines Augenblickes. Nie sah man den Venetianer wieder, und nie fand man den Eingang zu der goldreichen Höhle.

207.

Holzleute in der Schlee.

Bei Teichwolframsdorf erstreckt sich eine große ausgedehnte Waldung, diese heißt die Schlee. Darin lebten vor Zeiten auch Holzmännel und Holzweibel. Ein Pärlein derselben hatte sich von Baumwurzeln ein Häuslein erbaut und darin lebten sie, und lebten auch von Baumwurzeln, wenn sie kein Brod bekamen. Sie verkehrten gern und freundlich mit den Menschen, waren aber klein und häßlich. Noch immer soll es im Walde dergleichen geben. Im Jahr 1830 ging ein junger Mann, Namens Nier, der von der Wilden-Taube war, durch die Schlee. Da begegneten ihm, als bereits die Dämmerung eingebrochen war, auf einem Kreuzweg zwei Holzweibel. Sie sahen grau aus, hatten ganz bemooste Gesichter, alte graue Kleidung, und waren sehr klein. Auf dem Rücken trugen sie Körbe von ungeschälten Weiden. Eins davon strickte an einem grünlichen Strumpfe. Der junge Mann ließ

sie ungestört ihres Wegs ziehen und drückte sich schweigend an ihnen vorüber.

Auf der Wilden-Taube wohnte ein Bader, an dessen Fenster klopfte es eines Abends und war Jemand draußen, dessen Gestalt er nicht recht erkennen konnte. Dringend bat ihn dasjenige und mit feiner Stimme, mitzugehen, da seine Hülfe Noth thue, und so verließ der Bader sein Haus. Als er nun der Gestalt näher kam, war's ein kleines graues Holzmännel, das in der Hand eine Gerte trug. Da grauste dem Bader und wollte nicht gehen, das Holzmännel aber bat gar flehentlich und sagte, sein Weiblein habe den Arm gebrochen. Es werde ihm nichts geschehen. So ging er denn mit und wurde in die Schlee geführt und in das Hüttchen der Holzleute, und da richtete er des Holzweibels zerbrochnen Arm ein und schiente ihn. Dreimal holte ihn noch das Holzmännel ab zum Verband, und brachte ihn immer auf gutem Wege wieder nach Hause. Beim letzten Gang bezahlte es den Bader so, daß er zufrieden war, nämlich mit fünf alten Thalern. Hernach hat der Bader aus Neugier am Tage die Holzleute besuchen wollen, allein vergebens mühte er sich, den Waldweg wieder zu finden, den er des Abends geführt worden war. Er fand ihn nimmermehr.

208.

Der Mönch.

Ein Mönch von Teichwolframsdorf ging oft in die Krellenschenke zu Bier und spielte nicht selten Karten. Einst gewann er von einem andern Gaste ansehnliche

Summen, worauf dieser den Mönch auf seinem Nachhauseweg erschlug. Der Mönch läßt sich nun seit jener Zeit auf diesem Wege sehen und hören, indem er nicht selten von den Bäumen herab predigt. Einst setzte er sich in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr mit auf den Schlitten eines Bauers. Dieser rief in seiner Angst: „alle guten Geister loben Gott den Herrn;" der Mönch sagte: „ich lobe ihn auch!" Nun fragte der Bauer, wo er hin wolle und was sein Verlangen wäre? worauf der Mönch sagte: du fährst deinen und ich gehe meinen Weg und verschwand bald darauf.

209.

Der Trappengeist.

In der Nähe von Großkundorf und Markersdorf liegt ein Berg, der Trappenberg; auf diesem haus't ein Gespenst, der „Trappengeist," welcher Wege und Stege unsicher macht. Einst waren ein Einwohner zu Markersdorf, Namens Böttger, und ein alter von Zehmann'scher Jäger, Namens Pfeifer, in Großkundorf zu Biere gewesen, gingen des Nachts nach Hause und kamen auf den Trappenberg; plötzlich erfaßte es beide wie ein Sturmwind, sie wurden über eine tiefe Thalschlucht ohnweit des Teufelsgrabens und auf die Anhöhe gegenüber, worauf Markersdorf liegt, rasch und durch einen mächtigen Schwung geführt, und fanden sich unversehrt auf ein Mal bei einem Gatter, das noch heute steht. Das hatte ihnen der Trappengeist vielleicht zum Schutz, vielleicht zum Schabernack gethan. Im nahen Teufelsgraben steht auch die

Teufelskanzel, auf welcher der Herrgottsaffe weiland gepredigt haben soll.

210.

Der Schatz im Steinbühel.

Zu Hermannsgrün, einem großen Dorfe bei Greiz, erschien einem armen Manne zur Mitternachtstunde ein kleines graues Männchen und sagte zu ihm: Im Steinbühel draußen liegt ein Schatz, komm mit und hebe ihn. Der Einwohner zeigte aber nicht die mindeste Lust, dieser Aufforderung Folge zu leisten, vielmehr grauete er sich vor dem grauen Männlein, kroch tief unter die Bettdecke und das Männlein verschwand. Zur folgenden Mitternachtstunde war es wieder da, und bat abermals, mitzugehen und den Schatz zu heben. Aber auch diesesmal ließ die Furcht es nicht zu. Auch in der dritten Nacht erschien das Männchen mit trauriger und zorniger Gebehrde, und als es wiederum unverrichteter Sache von dem Zaghaften wich, warf es die Thüre zu, daß alles prasselte. Am Morgen darauf trieb die Neugierde den Träumer doch nach dem Steinbühel, siehe, da fand er den Rest des Schatzes, den er hatte heben sollen, eine kleine Grube, darin eine alte Urne, und in der Urne — einen verschimmelten Pfennig. Das war der Lohn seiner Zaghaftigkeit.

211.

Volksrache.

In dem Dorfe Fraureuth hat es sich vor Alters zugetragen, daß daselbst ein sehr harter, tyrannischer und ungerechter Richter war, dessen Quälereien die Einwohnerschaft nicht länger mehr ertragen konnte und wollte. Gingen deshalb sammt und sonders, alle Männer und Bursche, nach Greiz und klagten über die Schelmen- und Bubenstreiche des Richters. Dort sprach der Oberamtmann, als er die Klage der ehrlichen Fraureuther gehört, mehr im Scherz denn im Ernst: Ei, wenn er denn so gar schlimm ist, so henkt den Schelm. Das nahmen aber die Fraureuther in ihrem gerechten Zorne für baaren Ernst auf, und als ihnen auf dem Heimwege ihr Peiniger in die Hände fiel, so griffen sie ihn, und zwängten ihn mit dem Hals in eine gabelförmige Birke, wozu jeder Hand anlegte, und hielten und zogen ihn, bis er den Geist aufgab. Als nun das Gericht dieser Sache sich annahm, und der Ort vorgefordert wurde, um die Thäter zu ermitteln und zur Strafe zu ziehen, da sprachen die Fraureuther einmüthiglich: Wir Fraureuther Alle haben es gethan, und sind deß gerne geständig. Selbiges Wort brachte das Gericht in große Verlegenheit, denn entweder mußte es die Fraureuther alle ebenfalls henken, oder alle laufen lassen, oder aber es hätte einer, etwa der Schultheiß, für alle büßen müssen.

212.

Die wohlfeile Burg.

Ohnweit Berga liegen die Orte Groß- und Kleinkundorf. In der Nähe von Großkundorf liegt ein Gehöfte, heißt die Fichtelburg, und es gehören dazu viele Wiesen, Felder und Wälder. Vor alten Zeiten soll die Fichtelburg ein Raubschloß gewesen sein; jetzt ist von der eigentlichen Burg keine Spur mehr zu finden. Im dreißigjährigen Kriege, als allgemeiner Mangel eintrat, hat der Besitzer der alten Fichtelburg, die schon damals dem Verfalle nahe war, dieselbe für ein hausbacken Brod hingegeben. In späterer Zeit stieg sie wieder etwas im Preise, da kaufte sie ein gewisser Hans Köhler vom Amte Weida um 5 Thaler. Der Eigenthümer wird insgemein „Burglies" genannt, und bei kirchlichen Verkündigungen, wenn sein Name in solchen genannt wird, darf nicht vergessen werden, daß er als „Besitzer der Fichtelburg" aufgeführt wird.

213.

Der Schafstein.

In dem sogenannten Eckertsthale zu Großdrachsdorf (Groß-Draxdorf), wo unterhalb des Ortes sonst die Drachenburg stand, ragt vom Elsterufer ein steiler Felsen, der Schafstein, empor. In demselben, wie in dem schauerlichen Elstergrunde, hielten sich vor Alters Nixen auf und trieben dort ihr Wesen, sie hingen dort ihre Wäsche auf und trockneten dieselbe. Einstmals hüthete ein Schafknecht in jener Gegend, in der Nähe einer Thal-

wiese und schabernackte die Nixenwäsche. Dieses nahmen die Nixen so übel, daß sie jenen Schafknecht von dem hohen Felsen herab in die Tiefe des Flusses stürzten, wo er denn ertrank. Von diesem Ereigniß soll jener Felsenrücken an der Nixentiefe den Namen Schafstein erhalten haben.

214.

Gespenstiger Spuk im Burggraben.

In der hinter dem Schlosse Berga befindlichen tiefen Schlucht, dem sogenannten Schloßgraben, soll es zur Nachtzeit ehedem gar nicht richtig gewesen sein. Die Wanderer auf dem nach Berga durch das enge Thal führenden Fußsteg sahen entweder ein graues Männchen, oder einen beweglichen Klumpen in Form eines Erbsenbüschels, wenn gerade die Geisterstunde sie überraschte. Das graue Männchen sah manchem gar unheimlich ins Gesicht, klatschte dann in die Hände und schlug eine laute Lache auf, dann war es plötzlich hinweg und verschwand. Der Erbsenschotenbüschel purzelte den Wandernden rauschend queer vor die Füße, und dann rauschte er, wie von unsichtbarer Hand gezogen, hinweg aus ihren Augen, ohne daß sie eine Hand erblickt, die ihn bewegte.

215.

Geist im Lele.

Ohnweit Albersdorf, ganz nahe bei Berga, liegt eine Thalschlucht, das Lele oder Laile, in welcher, wie manche

glauben, zu den Heidenzeiten eine Gottheit verehrt wurde. Die Benennung schien mindestens früheren Sagenfreunden ganz slavisch=mythisch anzuklingen, erinnerte sie an Lel und Polel, den Liebes= und Ehegott der Böhmen und Mähren, an Lela der Russen, und selbst an den zweifelhaften Lollus der Franken. Es ist aber nichts mit solchem mythologischen Gediftel, das blind im Irrgarten der Vermuthung umhertastet. Das Lel ist die Verkleinerungsform von Lohe, Löhlein, kleine Sumpfwiese. In diesem Lele nun, als auch in dessen Nähe, auf der sogenannten faulen Wiese, und der auf der Höhe vorbeiführenden Straße, die Allee genannt, führte ein Wanderding die Reisenden irre, und oft so im Kreise herum, daß sie oft wieder an die alte Stelle kamen, und kaum einen Ausweg fanden. Manchen der oft durch die ganze Nacht Irregeführten ist es dabei vorgekommen, als führe etwas wie mit einer Radwelle neben ihnen rauschend und wehend her.

216.

Schloß Trifels und der Kreuzstein.

Zu Berga stand vor Zeiten ein altes Schloß Trifels oder Dreifels mit einem sehr hohen Wartthurm, dessen Mauer 6—8 Ellen dick gewesen sein soll, darin sich das Verließ befand. Da man das neue Schloß erbaute, wurde dieser Thurm mit weggerissen, und seine Steine wurden zum Neubau benutzt. Als das alte Schloß Trifels einmal von einem Feind belagert und mit Pfeilen beschossen wurde, wehrten sich die Bewohner wacker, und tödeten den feindlichen Anführer, der auf einem weißen Schimmel ritt.

Dieser wurde in der Flur begraben, und ihm jener merkwürdige Stein errichtet, den man noch heute bei Albersdorf steht, und den Kreuzstein nennt. Dieser Oberbefehlshaber spukt noch und läßt sich sehen auf seinem Schimmel reitend und ohne Kopf auf der Mühlstraße, und sieht immer nach der Stelle, wo das alte Schloß und der Wartthurm steht.

Auch dieser Schimmelreiter scheint eine Gestalt verjüngter Sage zu sein, und deutet nach dem schimmelreitenden Wode nordischer und schwäbischer Sagen hin.

217.

Geister im Schlosse Berga.

Auch in dem neuen Schlosse zu Berga treibt mancherlei Geisterspuk sein Wesen. In dem alten Hintergebäude, im zweiten Stock, wo die Gesindestube befindlich, ist neben dieser Stube ein Gewölbe, daraus hat man sonst zum öftern einen Geist treten sehen, in Gestalt einer weißen Frau mit einem Schlüsselbunde. Dieser Geist erschien zumeist um Mitternacht und durchwandelte die Stube, ohne aber Jemanden, außer dem Schreck, den die Leute von seinem Anblick hatten, zu schädigen. Viele alte Leute haben diese Gespensterfrau wandeln sehen.

Auch hört man von einem Kobold im Schlosse zu Berga erzählen, der lange dort sein Gaukelspiel gehabt. Sein liebster Aufenthalt war im Backhause. Er neckte Knechte und Mägde gern, und warf die Drescher, wenn sie Abends dort vorbei und nach Hause gingen. Ein Jäger, Namens Winterstein, hat vielfach von dem Kobold

erzählt, der hie und da auf dem Schlosse sein Wesen treibe. Ein alter Hofknecht hatte stets die besten und fettesten Pferde, und gab ihnen doch nicht mehr Futter, als die andern Pferde erhielten. Wenn er nun befragt wurde, wie das komme, daß seine Pferde so wohl genährt seien, so lächelte er geheimnißvoll und antwortete: Der Gupel hilft mir beim Füttern.

218.

Kobold in Waltersdorf.

Auf dem Rittergute Waltersdorf, ohnweit Berga, haußte auch ein Kobold. Dieser trieb sich des Nachts in den Ställen umher, drangsalirte das Gesinde, führte die Pferde in andere Stände, putzte und fütterte sie aber auch, wenn die Knechte faul und lässig waren, zerbrach den Mägden in den Kuhställen die Milchgefäße, und schabernackte sie auf alle Art. Einmal lag eine Magd müssig und lässig auf der Bank; da faßte sie der Kobold bei den Haaren und raufte sie, daß sie nicht anders glaubte, er werde sie von der Bank ziehen. Dann ging er zur Thüre hinaus. Wenn die Mägde den Knechten ihr Herzeleid klagten, das ihnen der Kobold anthat, so erhielten sie gewöhnlich zur Antwort: Warum gebt ihr ihm nichts? Uns thut er nichts. — Ein Knecht, Namens Salzbrenner, diente auf dem Waltersdörfer Hofe, und ging gerne zur Nacht auf unrechten Wegen. Einstmals kehrte er um Mitternacht erst heim und stieg über die Gartenplanke, um in den Hof zu kommen, weil das äußere Thor schon verschlossen war. Da fuhr der Kobold quer über den Hof auf ihn

zu, und prallte so hart an den Salzbrenner an, daß dieser fast besinnungslos in den Hof stürzte. Nach 9 Tagen war er tod.

219.

Der wilde Jäger im Rußthale.

Ein alter Einwohner von Untergeisendorf bei Berga erzählte, daß auch in dem sogenannten Rußthale, das nach Großkundorf zuführt, im dortigen Gehölze der wilde Jäger sein Wesen getrieben. Man sah die Schatten zusammengekoppelter Hunde, und hörte ihr Gebell, vernahm auch Jagdrufe von einer dumpfen Menschenstimme hervorgestoßen, und dieß Jagdgetöse ging von dem sogenannten hohen Holze aus und zog sich nach dem Eulengraben hin. Viele alte Leute der Gegend haben solchen Spuk gehört, ja manche ihn gesehen, und alle haben diese Wahrnehmung beglaubigt.

220.

Des wilden Jägers Netz.

Ein Einwohner und Hammergutbesitzer im Elsterthale ohnweit Clodra erzählte, daß er von seiner Mutter gehört, wie der wilde Jäger in den Waldbergen der Gegend zum öftern des Nachts jage, und daß ihrem Uhrahn, der ebenfalls schon vor mehr als hundert Jahren seinen Kindern und Enkeln vom Spuk des wilden Jägers erzählt, das Folgende begegnet sei. Dieser, ein alter und glaubhafter Mann ging einst des Nachts in der Geisterstunde von Berga nach Hause zurück, und kam in die Gegend des

jetzigen Schieferbruchs an der Elster, wo vordem ein altes, jetzt längst eingegangenes Hammerwerk gestanden. Da habe er plötzlich mitten über seinen Weg einen dunkeln Mann, der kein andrer gewesen, als der wilde Jäger, ein graues Netz ziehen sehen, und sei dem Netze so nahe gewesen, daß er dasselbe mit der vorausgestreckten Hand ergriffen. Er erschrack, fürchtete sich, trat leise zurück, und verkroch sich in die oberhalb des Wegs befindliche Felskluft, welche man die alte Kanzel nennt. Dort blieb er harrend versteckt, bis die Berga'er Uhr die Mitternachsstunde ganz ausgeschlagen, deren Schall er gut hören konnte. Bis diese schlug vernahm der Versteckte in der Ferne viele grobe und klare Hundestimmen, mit dem Glockenschlage aber war alles still, und er hob sich eilig seines Wegs von dannen. Nichts hielt ihn auf, und kein Netz war mehr zu sehen.

221.

Der Sack voll Wildpret.

Im Dorfe Wernsdorf unter Berga diente in einem Bauerngute, welches ein gewisser Arnold sonst besessen, vor Zeiten ein Knecht. Als derselbe einstmals zur Frohne auf dem Schlosse Berga gewesen war, und des Nachts wieder zurück und heimfuhr, traf er in der sogenannten Kirchgasse zu Wernsdorf, auf einem Orte, wo eine dreifache Fichte stand, den wilden Jäger, der allda jagte. Der Knecht forderte im Uebermuthe den wilden Jäger auf, indem er sagte: Du, schieß mir auch ein Stück Wild mit! Da geschah gleich ein Knall, und es fiel etwas schwer aus

der Luft herab auf den Wagen des Knechts, und das war ein Sack voll Fleisch. Zugleich ließ sich des wilden Jägers grölzende Stimme hören: Da hast Du einen Sack voll Luder! — Dieses Fleisch warf nun zwar der Knecht gleich wieder vom Wagen, aber konnte es nicht wieder los werden, sondern es kam immer wieder zurück und folgte ihm nach in das Schloß. Da ging der Knecht zu seinem Beichtvater, dem Kaplan zu Berga, klagte ihm seine Noth und fragte ihn, was zu thun sei. Der Kaplan gab den Rath, der Knecht solle sich von dem wilden Jäger nur Salz ausbitten. Dieß that der Knecht, der wilde Jäger aber, da er nicht willfahren konnte, holte sein Fleisch wieder. Das Salz ist heilig, und über dasselbe haben die Spukgeister keine Macht.

222.

Der Nixenstein.

In dem Dorfe Wolfsgeferth am Elsterfluß steht ein bedeutender Felsen, welcher der Nixenstein genannt wird. An demselben ist in der Elster eine Tiefe, wo sich Nixen aufhielten und daselbst ihr Wesen auf verschiedene Art trieben. Wenn in dem zunächst der Elster gegenüberliegenden Dorfe Meilitz Tanz gehalten wurde, kamen die Nixen unter die Tanzenden und tanzten mit den jungen Burschen. Von alten Leuten kann man dort noch heute hören, daß ein alter aus dem Dorfe Großdrachsdorf gebürtig gewesener Einwohner, mit Namen Friedrich, vor Zeiten als Bauernknecht in dem Dorfe Untiz unfern Meilitz diente, und vielmal erzählt hat, selbst mit einer solchen

Nixe in Meilitz getanzt zu haben. Ein alter Hofknecht zu Meilitz warnte den Burschen und sagte ihm: Tanze nicht mit diesem Mädchen, sie ist eine Nixe und hat ein grünes Hemde an. Das hörte die Nixenjungfrau in ihre Ohren hinein und nahm es sehr übel. Binnen drei Tagen schon war der Hofknecht tod. Er hatte aus der sogenannten über Wolfsgeferth oben gelegenen kleinen Mühle Mehl geholt, und fuhr bei dem Nixensteine unweit der Tiefe durch die Elster, da kam es herauf aus dem Wasser und zog ihn hinab in die Nixentiefe, daß er ertrank.

Auf dem Nixenstein sollen die Nixen auch oft ihre Wäsche trocknen.

Zwischen Meilitz und Großdraxdorf liegt Wünschendorf, ob der Name nach Winden, dem Volksstamme, oder nach dem Wode, dem „Wunsch" deutet, ist die Frage. In Wünschendorf war es üblich, daß fast jeder Nachbar eine „Hausotter" hielt, und dieselbe mit Milch fütterte, die in kleinen Näpfchen hingestellt wurde.

223.

Klosterstätte Querfurth.

Gar nicht weit von Berga und nahe bei dem Dorfe Pölzschen hat vor Zeiten ein Nonnenkloster gestanden, dessen Namen Querfurth war, und das mit einem Walle umgeben gewesen sein soll. Man zeigt noch die Stätte, wo die Kirche stand, etwas abseit den Klostergebäuden, die in dem schönen Thale lagen, das die Culnitsch durchfließt, und an einem See, der jetzt Wiese ist. Auch eine Mühle,

die Unt, gehörte zu dem Kloster. Alles wurde vor langer Zeit zerstört, man weiß nicht, ob im Hussiten- oder im Bruderkriege. Nur dunkle Sagen leben davon im Munde der Umwohner. Uralte Leute konnten sich noch erinnern, Rudera mit Vogelbeerbäumen und Mauerreste des Klosters und der Kirche in ihren jungen Jahren gesehen zu haben, und daß sie als Kinder mit der Fähre hinüber ins alte Kloster gefahren wären. Beim Aufrichten eines Gebäudes auf dem Klostergebiete fanden sich Knochen und Schädel, auch ein Münzfund kam vor. Man nahm die alten Steine zum Aufbau neuer Häuser. Viel ist von vergrabenen Schätzen die Rede, die theils gehoben sein, theils noch in den verborgenen Kellergewölben ruhen sollen; auch die Kirchenuhr soll vergraben worden sein.

Im Kloster Querfurt lag ein Schatz, der brannte nächtlicher Weile lichterloh. Alte Einwohner zu Pölzschen erzählten vom Hörensagen ihrer Eltern und Großeltern: Einst kamen zwei fremde Männer nach Pölzschen, der eine war ein Venetianer, den andern hieß man den Wirth, die sprachen zu den Leuten: drüben im alten Klostergarten liegt ein Schatz, wer ihn hebt, der hat zeitlebens genug. Darauf ging der Venetianer allein hinüber, blieb eine lange Weile weg, und als er wieder kam, trug er etwas unter seinem Mantel. Er sagte nicht, was es sei, und gab auch nichts davon ab. Bald darauf ging er noch einmal hinüber und kam nimmermehr wieder, ward auch nirgends gesehen noch gehört. Der Mann, der ihn hergeführt, mußte sich in seine Heimath betteln.

Zu anderer Zeit kam nach Pölzschen ein Jesuit, sprach bei einem Bauer ein, sagte diesem, daß er in der Absicht da sei, den Klosterschatz zu heben, er möge ihm, gegen

gute Belohnung, helfen. Um Mitternacht gingen beide, der Jesuit und der Bauer, auf die verrufene Stätte. Der Jesuit zog einen Kreis und hub an zu beten, da hob sich mählig aus dem Boden eine Braupfanne voll Goldes, oben darauf aber lag ein großer schwarzer Hund mit feuriger Zunge. Der Bauer zitterte und bebte, und der Jesuit zitterte auch und betete fort, und wurde irre, und da that es auf ein Mal einen Schlag, als würde eine Kanone dicht vor ihren Ohren losgeschossen, daß beide zu Boden fielen. Weg war der Hund und weg war der Schatz. Klagend gestand der Jesuit dem Bauer, daß er etwas in der Formel versehen, und ging traurig von dannen.

Von Berga fuhr einst ein Tabakshändler aus Erfurt, der im Wirthshause zu Culmitzsch seine Niederlage hatte, des Nachts mit einem Schiebekarren über den Steinberg hinaus. Als er auf den Wachtelberg kam, traf ihn, es war in der zwölften Stunde, ein graues Männchen an, und fragte ihn, wohin er wolle? Er solle mit ihm gehen sprach das Männchen zum Bauer, und zugleich sah dieser, daß in der alten Klostertrümmer ein Licht brannte. Nicht ohne Furcht folgte er dem gespenstigen Führer, der ihn geradezu in das Kloster hineinleitete; da fand er statt des Lichts eine Kohlengluth, warf etwas darauf und war glücklich. Das graue Männchen geleitete ihn noch bis an die Brücke zu Berga, und verschwand dann mit einem Male. Dieser Tabakshändler soll ein gut Theil des Schatzes auf seinem Karren hinweggefahren haben.

Ein Dienstjunge in Pölzschen ging eine Zeit lang jeden Morgen stillschweigend in das Kloster, da fand er jedes Mal einen Groschen, diese gefundenen Groschen sammelte er zu Hause und gab sie nicht aus. Einstmals fragte ihn

sein Dienstherr, der des Schatzes ansichtig wurde, woher er die vielen Groschen habe? So sagte der Junge: Drüben in den Klostermauern ist ein alt hölzern Schränkchen, da finde ich jeden Morgen einen Groschen. Der Herr wollte das auch sehen, allein es ward kein Schränkchen gefunden, und niemals fand der Junge wieder einen Groschen. Er hatte das Geistergeheimniß verplaudert, und mußte damit den Schaden tragen.

224.

Tanzende Katzen.

Sehr häufig hat man innerhalb der alten Klosterstätte Querfurt tanzende Katzen erblickt, das sind böse Hexen gewesen, die gar zu gerne Katzengestalt annehmen. Wenn es nun geschah, daß jemand zufällig einen solchen Katzentanz gewahrte, und unter den tanzenden seine eigene erblickte, und am andern Morgen ihr sagte: Du warst heute Nacht auch dabei, so wurden diese Katzen furchtbar wild, pfauchten, bissen, kratzten, fuhren wie toll durch die Fenster und kamen niemals wieder. Das haben mehrere Einwohner des nahen Dorfes Pölzschen erlebt und erzählt. Eine, die geleuchtet hatte, und der ihr Herr das spöttisch vorwarf, sprang an ihm hinauf, zerkratzte ihm das Gesicht und fuhr von dannen.

225.

Mönchstein und Kroatengraben.

In dem Oelsengraben, am Wege von Weida nach Berga, ein lieblicher Aufenthalt wegen seines Schattens und Vogelgesanges, befindet sich ein großer Stein, welcher mit vielen Kreuzen versehen ist. Dieser Stein wird der Mönchsstein genannt, und soll diese Benennung daher erhalten haben, weil in alten Zeiten die Mönche, wenn sie von Mildenstein in das Kloster Querfurt bei Berga, um Messe zu lesen, gingen, dort auszuruhen pflegten. In demselben Graben, befindet sich gegen Zifra zu eine Schlucht; hier wurde vor Zeiten ein Spion von den Kroaten derartig getödtet, daß sie ihn an den Schwanz eines Pferdes anbanden und so fortschleiften. Davon heißt die Schlucht der Kroatengraben. Es ist dort herum nicht geheuer.

226.

Der ausgerissene Grenzstein.

Bei der Schäferei des Rittergutes Tausa bei Weida trieb vormals ein Geist sich um mit gar wunderlichem Wesen. Er trug einen großen Stein auf den Schultern, schaute und deutete immer hin und her und rief dazu mit kläglicher Stimme: „Wo soll ich ihn hin thun? wo soll ich ihn hin thun?“ Einem Schäfer, dem er besonders oft erschien, wenn ersterer vom Schafstalle Abends zurückkehrte, wurde der unheimliche Frager so zur Last, daß er zu seinem Seelsorger nach Schöndorf lief, dem seine Noth klagte, und um Rath und Beistand bat. Der Pfarrer

gab guten, geistlichen Rath, wie der Schäfer sich verhalten solle, und segnete ihn ein. Als er Abends die Schafe eingetrieben hatte und aus dem Schafstalle heraus trat, da war auch der geisterhafte Steinträger da mit dem Angstrufe: „Wo soll ich ihn hin thun? wo soll ich ihn hin thun?“ Da sprach der Schäfer, wie ihm gelehrt worden war: „Thu' ihn hin, wo du ihn hergenommen hast!“ Alsbald warf der Geist den schweren Stein von der Schulter, daß er tief in die Erde schlug. „Nun habe ich ihn gerade 100 Jahre durch getragen,“ sprach er, und verschwand.

Seitdem ist er nicht wieder gesehen worden. Der Stein ragt aber noch heutiges Tages aus dem Erdboden heraus, nicht weit von der gutsherrlichen Schäferei von Tausa.

227.

Die Zwerge.

Ein Tischlerjunge von Weida wurde einst von seinem Vater auf den Hammer geschickt; als er bei der Burg vorbei kam, sah er zwei zwerghafte Wesen, Mann und Weib, in alter grauer Tracht dort stehen, und in die Hände klatschen. Er erzählte dieß seinem Vater; dieser begleitete ihn dorthin, sah aber nichts, während der Junge dieselbe Erscheinung hatte, wie früher; dieß wiederholte sich auch, so oft er dort vorbeiging. Auch in den großen und kleinen Höhlen unfern der Weidaer Papiermühle sind oft Zwerge gesehen worden, welche offene Tafel hielten; am häufigsten einer mit einem *eisernen* Hütchen — vielleicht ein Ingesinde der eisernen Bertha.

228.

Die Nixen im Abgewehr.

In der Nähe von Loitsch über Weida war einst ein Teich, der nicht mehr vorhanden ist, doch weiß man noch seine ehemalige Lage, und nennt sie das Abgewehr. Darin wohnte eine Nixe mit zwei schönen Töchtern, und ein Nix, der ihr Mann und der schönen Nixlein Vater war, alt und grämlich. Dennoch ließ die Mutter zu, was der Vater nicht gern leiden mochte, daß die Töchter nach Gräfenbrück zum Tanze gingen. Von Loitsch nach Gräfenbrück ist zwar nur ein klein Stück Wegs, doch muß man über manches Wasser, daher durfte es nicht allzusehr befremden, daß die Röcke der schönen fremden Mädchen immer nasse Säume hatten. Die Nixlein schlugen manches Jünglingsherz in süße Banden, und wurden auf dem Heimweg jedesmal gar gern geleitet. Doch nahmen sie nie ihre freundliche Begleitung weiter mit, als bis an das Häsel, eine kleine Waldung, denn, so sagten sie, unser Vater bringt uns um, wenn er sieht, daß wir nicht allein kommen. Das ließen sich die Bursche zur Warnung dienen.

Wanderer haben auch die Nixen am Teiche sitzen, und ihre Haare strählen, und den Nix im Wasser Purzelbäume schlagen sehen. Zwei Handwerksbursche kamen vorüber, bückten sich danach, da wurden sie durch eine Stimme erschreckt, die aus dem Wasser herausrief: Laßt ab, sonst kostet's euer Leben!

229.

Holzweibel-Kuchen.

Vier Schnitterinnen aus dem Dorfe Loitsch waren in der Kornärnte beschäftigt, da vernahmen sie plötzlich die quäkende Stimme eines Holzweibels, das rief: Mäd zerrän! d. h. Magd, breite die Kohlen im Backofen auseinander. Da schrie eine lustige Schnitterin: Backt uns auch einen Kuchen! — Und wie sie nun am Abende das Aerntefeld mit ihren Gefährtinnen verließ, lag auf einem grünen Rain ein guter Kuchen in einem weißen Schleiertuche, und war in vier Viertel geschnitten, ordentlich wie ein Kirmsen- oder Hochzeitkuchen. Keine der Schnitterinnen mochte den räthselhaften Kuchen anrühren, am wenigsten die, welche ihn bestellt hatte, die Andern aber sprachen: Hast Du eingebrockt, so iß auch aus, sonst möchte es uns allen übel bekommen. Da aß die Magd und der Kuchen schmeckte vortrefflich. Nun nahm jede ihr Viertel und trug es heim, das Tuch ließen sie liegen. Als sie sich darnach umsahen, war es verschwunden. — Dort herum lebten, wie Loitscher erzählen, die Holzweibel und Holzmännel, hauptsächlich im Häsigholz und in der Klinge, ein Gehölz, das unterhalb Loitsch liegt. Sie waren außerordentlich furchtsam, schlüpften wohl häufig Wanderern über den Weg, und schrieen mit feinen Stimmchen: hilf! hilf! Auch waren sie sehr klein von Gestalt und unschönen Ansehens. Die Weibel trugen sich oberländisch und hatten gelbbraune Schürzlein, wie die Bäuerinnen unterhalb Schleiz.

230.
Die Sägespäne.

In einem Forste in der Nähe von Steinsdorf ohnweit Weida machten einst zwei Männer längere Zeit Holz, und zu diesen gesellte sich täglich um die Mittagsstunde ein Holzweibel, das bat Brod von den beiden. Einer der Holzmacher aber verspottete das Holzweibel, während der andere von mitleidigem Sinn ihm stets gern etwas von seinem Brode gab. Da nun die Arbeit zu Ende ging, wußte das Weibel dieses, ohne daß es ihm Einer gesagt, und sprach zu dem Mildthätigen: Ihr werdet nun hier so bald nicht wieder arbeiten, und mich auch nicht mehr sehen. So will ich Dir, der es immer gut mit mir gemeint, auch einen Lohn geben. Darauf füllte es den Kober jenes Mannes mit Sägespänen und schwand hinweg. Da hatte der andere unbegabte nun seinen Spott über die Maaßen mit seinem Kameraden. Das ist ein rares Geschenk das! sagte er. Blitz, damit kannst Du dick thun, und Dir ein Schloß kaufen, und dergleichen Reden mehr. Darüber wurde der Begabte ärgerlich und schüttete, um nur ungeneckt zu bleiben, die Sägespäne aus dem Kober mitten auf den Weg. Nur einige wenige blieben noch im Korbe hängen. Es vergingen einige Tage, bis er wieder in das Holz wollte, und den Korb von der Wand nahm, da klingelte es darin, und wie er ihn öffnete, fielen ein Paar Goldstücke heraus, und ein Paar andere hingen noch am Flechtwerk fest. Das waren die Sägespäne des Holzweibels, und hätte der gute Tropf die andern nicht ausgeschüttet, so wäre des Spötters Wort wahr gewesen: er hätte sich ein Schloß kaufen und als ein Edelmann leben können.

231.

Der merkwürdige Traum.

Einer Frau in Weida träumte einst, sie solle zu ihrem Bruder in Triptis gehen, es würde ihr Glück sein. Als sie diesen Traum ihrem Manne sagte, redete er ihr zu, die Reise nach Triptis zu unternehmen. Bei ihrem Bruder angekommen fragte dieser nach der Ursache ihres Kommens, und sie erzählte ihm den gehabten Traum. I! sagte dieser darauf: träumte mir doch auch, ich sollte auf der Burg bei Weida unter einem Birnbaume nachgraben und ich würde einen Schatz finden. Zu Hause angekommen, erzählte die Frau ihrem Manne des Bruders Traum. Dieser säumte nicht, sofort auf der Burg nachzugraben, und fand glücklich einen großen Schatz, wofür er das schönste Haus in Weida kaufte.

232.

Die Schlachtwiese.

Unfern Weida heißt noch jetzt eine Wiese die Schlachtwiese und zwar von einem traurigen Treffen zwischen den katholischen und protestantischen Einwohnern Weida's.

Als der größte Theil der Bewohner Weida's Protestanten geworden waren, gab es fortwährend Kämpfe zwischen ihnen und den bei der katholischen Religion verbliebenen Einwohnern. Letztere unterlagen jedoch meist; um Rache zu üben, zogen sie nach Erfurt, holten dort Beistand, lagerten sich in dem Forste und warteten die Nacht ab, um dann die protestantischen Bewohner Weida's

zu überfallen. Diese erhielten aber Kunde hiervon, zogen bewaffnet ihren Feinden entgegen und fanden sie auf einer Wiese bei dem Forste gelagert. Es kam hier zu einer großen Metzelei, wobei die Katholischen unterlagen.

233.

Geist in der Wiedenkirche.

Unfern der alten in Ruinen liegenden Wiedenkirche zu Weida wohnte ein Zeugmacher, dessen Frau erschien in einer Nacht ein Geist und ermunterte sie mit in die Kirche zu gehen, es würde ihr Glück sein. Des andern Tages erzählte sie es ihrem Manne, dieser ermahnte seine Frau unter der Bedingung mitzugehen, wenn er, ihr Mann, sie begleiten dürfte. Der Geist erschien ihr wiederum, und gestattete die Begleitung des Mannes, doch nur bis zur Kirchenthüre. Als die Frau nun in die Kirche kam, warf ihr der Geist eine goldene Kette um den Hals. Die Frau aber, den kalten Gegenstand plötzlich um ihren Hals verspürend, schrie laut auf, worauf der Geist sogleich verschwand. Der Mann, welcher seine Frau schreien hörte, wollte zu ihr, konnte jedoch nicht, da die Kirchthüre verschlossen war. Nachdem er von dem Küster den Schlüssel erhalten, geht er in die Kirche und findet seine Frau vor Schrecken ganz erstarrt, jedoch noch mit der goldenen Kette behangen.

234.

Holke.

In Weida war vor dem dreißigjährigen Kriege ein durchtriebener, böser Bube, Namens Holke. Dieser empfing einst wegen schlechter Streiche öffentlich sogenannte Stockschillinge. Er verließ hierauf in einem Alter von 13 Jahren seine Vaterstadt mit der Drohung, sich einst für die erhaltene Züchtigung zu rächen. Bettelnd strich er längere Zeit in Böhmen herum, nahm, größer geworden, Kriegsdienste und rückte endlich bis zum General hinauf. Einst während eines Waffenstillstandes erbat er sich Urlaub, um in seine Heimath zu reisen. Als er diesen erhalten, bat er, sein Regiment mitnehmen zu dürfen, um sich in seiner jetzigen Macht zeigen zu können. Auch dies wurde ihm gestattet. Als er zu Weida angekommen war, machte er sogleich alle Löschanstalten unbrauchbar, dann ließ er die Stadt beschießen, und äscherte so diese schöne und reiche Stadt bis auf das letzte Haus ein. Die jetzt noch in Ruinen liegenden Kirchen zeigen von Weida's Pracht und Holke's Grausamkeit.

Wie weit diese Sage im historischen Boden wurzelt, ist nicht ermittelt. Heinrich von Holcke, Wallensteins und Tilly's Feldherr und zuletzt Graf und Feldmarschall, war jener Holke wol nicht, denn derselbe stammte aus der Insel Alsen, starb aber in Adorf.

235.
Der gefundene Schatz.

In der jetzigen Försterwohnung zu Cronschwitz oder Cronspitz, welche auf und aus den Ruinen eines ehemaligen Augustinerinnen-Nonnenklosters erbaut worden ist, treibt ein graues Männchen gewaltigen Unfug, neckt und erschreckt die Leute mannichfach. In den Kellern und unterirdischen Gängen, die aus dem Kloster stammen, ist es besonders nicht geheuer. Der Nachtwächter und ein andrer Cronschwitzer wollten in den achtziger Jahren den unterirdischen Gang, welcher nach Mildenfurt führt und einst das Mönchkloster zu Mildenfurt mit dem Nonnenkloster zu Cronschwitz in Verbindung setzte, durchwandern. Sie waren ohngefähr bis zu der Gegend vorgedrungen, wo der Gang unter der Elster wegführt, als Gerippe und andere grauenhafte Erscheinungen sie zum Umkehren veranlaßten und in dem Gemüthe des Nachtwächters einen solchen Eindruck zurückließen, daß er bald darnach starb.

Im Jahr 1782 befahl der damalige Oberförster zu Cronschwitz Abends 10 Uhr seiner Tochter, aus dem ehemaligen Klosterkeller Aepfel zu holen. Hier angelangt, bemerkte die Tochter in einer Vertiefung einen großen Stein, welcher, was früher nicht der Fall war, hervorstand, auch war der Stein zerborsten. Sie leuchtete mit der Laterne hin, zog den Stein mit leichter Mühe hervor und bemerkte darin einen Röselstopf, welcher verschimmelt war und in welchem lauter weiße, glatte und platte Steinchen lagen. Die Finderin kehrte sogleich um und erzählte es ihrer Mutter, welche alsbald wieder mit in den Keller ging, hier aber nur einen leeren Topf und den Stein vollkommen in die Mauer eingefügt fand. Die Leute

meinen, daß dieß offenbar ein Schatz gewesen, der dadurch verschwunden ist, daß dessen Fund vor 9 Tagen verrathen wurde. Der Stein ist später von Cronschwitzern wohlweißlich herausgenommen und als Grundstein zu einem Hause verbraucht worden.

236.

Der Mönch zu Mildenfurt.

In den noch bewohnten Wirthschaftsgebäuden des alten Klosters Mildenfurt bei Weida verkehrte ein Mönch, dem von dem Gesinde für jede Nacht ein Bette zurecht gemacht werden mußte. Des Morgens war das Bette eingerammelt, wie jenes des Kaiser Friedrich Barbarossa im Schloß zu Kaiserslautern.*) Eine neue Magd war angezogen und hatte leichtsinnig dem Mönch sein Bette zu machen versäumt. Sie selbst hatte ihr Lager auf der Ofenbank genommen. Da kam der Mönch, angethan mit einem bräunlichen Biberrocke, der bis an die Ferse reichte, und um den Leib mit einem seidenen Bande gebunden war; er fühlte und krabbelte auf der Bank hin, bis er die säumig gewesene Magd erreichte, sprach dabei:

„Da war's, dort war's,
„Dicker, fetter Pumpars“ “

und warf sie von der Bank herunter. Zum Glück fuhr die Magd schnell unter den Tisch. Dort war sie geborgen, denn auf und unter den Tisch können die umgehenden Geister nicht kommen. — „Ich glaube das Bette muß dem Mönche noch bis auf diese Stunde gemacht werden,“ schloß der Erzähler.

*) D. S. B. 41.

237.

Der böse Vogel in Gera.

Vor Jahren herrschte eine furchtbare Pest in Gera, von der mancherlei erzählt wird, unter andern diese Sage: Zwei fremde Gesellen saßen beieinander in einer Stube, darinnen etliche Personen an der Pest darnieder gelegen und gestorben waren. Die Gesellen zechten mitsammen, da sahen sie von ohngefähr in einem Winkel der Stube einen blauen dünnen Rauch, wie einen Nebel, gar sachte aufsteigen, welchem sie mit Verwundrung zusahen, und wahrnahmen, daß er sich allmählig in eine Klunze in der Wand hinein verschlich. Darauf lief einer der Gesellen hinzu und schlug aus Kurzweil einen Pflock in das Loch, und dachte nach der Zeit nicht wieder daran, bis nach etlichen Jahren, da man von keiner Seuche mehr gewußt, dieser Mensch in ebenderselben Stube sich wieder befand, und von ohngefähr gewahr wurde, daß der Pflock, den er vor etlichen Jahren in die Wand geschlagen, noch an seinem vorigen Orte stak. Dadurch wurde der Gesell bewogen, aus Scherz gegen die Anwesenden zu sagen: Siehe da! vor einigen Jahren habe ich einen Vogel dahinein gesperrt, ich muß doch sehen, ob er noch darinnen ist? Zog darauf den Pflock aus der Wand, da denn von Stund an der giftige, blaue Dunst aus dem Loche wieder hervorzog, worauf alsbald nicht allein etliche Personen im Hause von der Pest befallen, sondern auch die ganze Stadt von Neuem wieder, und zwar schrecklicher als zuvor, heimgesucht worden ist.

238.

Frohntanz in Langenberg bei Gera.

Einst fuhr am zweiten Pfingstfeiertag Kaiser Heinrich durch Langenberg und zerbrach ein Rad an seinem Wagen. Es waren gerade die Bewohner des Ortes und der Umgegend im Tanze begriffen, und keiner machte Anstalt, dem Kaiser beizustehen. Schmied, Wagner und andere antworteten auf geschehene Aufforderung, den Schaden herzustellen: „Sie müßten jetzt tanzen!" Seit jener Zeit wird nun alljährlich in Langenberg ein Frohntanz nebst Rügegericht gehalten. Bis 1656 wurde dieser Tanz am zweiten Pfingstfeiertag gehalten; hernach am dritten, und seit 1728 am vierten Wochentage oder Mittwoch nach Pfingsten. Es müssen Paare aus den Dörfern Rindersdorf (eine Stunde von Langenberg), Riederndorf, die von der Zwicke, von der Grüna, Zschippach, Hirschfeld und Stübnitz aus der Herrschaft Gera erscheinen, doch auch welche aus dem Amte Eisenberg. Nach einem alten Verzeichnisse beliefen sich die zum Tanze gehörenden Paare auf 85. Seit 1728 weigerten sich die unter dem S. Altenburgischen Amte Eisenberg stehenden Unterthanen dem Frohntanze ferner beizuwohnen. Die Gemeinden Rindersdorf, Stübnitz und Grüna, müssen mit Spielleuten an- und abziehen, sonst werden sie, so wie jeder, der nicht beim Tanze erscheint, um ein Neuschock gestraft. 1701 fiel der Tanz wegen Landtrauer aus. 1703 ist auch ein Pfarrer als Frohntänzer mit aufgetreten, indem er Besitzer eines frohntanzpflichtigen Gutes war. Die Tanzenden müssen sich bei einem umzäunten Lindenbaume einfinden; dabei erscheinen der Landrichter von Gera und die Gerichts-

diener. Die Langenberger Bürgerschaft zieht schwarz angekleidet aus, tanzt jedoch nicht mit. Der Gerichtsherr läßt unter die Tanzenden gesetzmäßig für 3 Gulden Kuchen, jeden 3/4 à Person vertheilen; ein Faß Bier und die Spielleute müssen einige der Tänzer auf ihre Kosten anschaffen. Sobald das Faß Bier, welches unter der Linde liegt, angezapft ist, beginnt der Tanz, der Landgerichtsdiener eröffnet diesen, indem er mit einer Fröhnerin vortanzt, und das dauert so lange als der Zapfen rinnt. Wer nicht fröhnt beim Tanz, wird vom Landknecht gepfändet und muß sich mit einem Goldgulden lösen. Dieselben Mannschaften, welche zum Frohntanz verpflichtet waren, mußten auch auf Verlangen des Gerichtsherrn die Folge verrichten. Neuerdings unterbleibt jedoch der Tanz, allein der damit verbundene Jahrmarkt und die andern Gerechtsame werden fortgeführt.

239.

Zwerglöcher bei Gera.

Zwerglöcher heißen zwei Schründe oder Höhlen eine Strecke unter Gera, ganz oben auf der Kante, deren eine oberhalb Milbitz am Robitzer Berge vorne hineingeht und vermuthlich eine absichtlich gegrabene Höhle ist, denn sie ist inwendig weit und hoch, und im siebenjährigen oder auch im dreissigjährigen Kriege haben sich Menschen darin verborgen, die andere ist unter Thirschitz an der Elster, im Berge, der Mühle bei Langenberg gegenüber. Letztere ist scheinbar ein Spiel der Natur, oder eine von dem daran hinfließenden Elsterstrom ausgespülte Grotte. Von

diesen Zwerghöhlen leben unter dem gemeinen Mann, insbesondere der Einwohner von Langenberg, seit mehreren Jahrhunderten manche Sagen. Beide Höhlen waren mit einander verbunden und ein Volk kleiner etwa 2 bis 3 Fuß hoher Zwerglein bewohnte sie. Diese besaßen die Kunst sich unsichtbar zu machen und daneben auch die, den Einwohnern Brod und Lebensmittel zu stehlen, bis sie durch Anis und Kümmel, welche sie nicht vertragen konnten, genöthigt wurden, ihren Wohnort zu verlassen. Sie baten demnach einen Fischer von Langenberg, der am Strande, ohnweit ihrer Höhle mit einem Kahne hielt, sie mit ihrem Aeltesten oder König überzufahren. Der Fischer war es zufrieden, gegen ein Fährgeld, meinte, ihrer seien wenig, aber der Kahn füllte sich so sehr, daß er fast untersank. Beim aussteigen nahm der Fischer erst die ungemeine Zahl wahr, welche die Gegend rings bedeckte und noch bis heute blieb der Acker dürr und fruchtlos, wo die kleinen Auswanderer sich versammelt hatten. Des Fischers Lohn blieb nicht aus. Da der Kahn so schwer wurde, ward ihm warm, er that den Hut ab und stellte ihn neben sich, da füllte sich dieser mit dünnen Gold- und Silberblechen, die der Ferge verwundert entdeckte, als die Zwerglein verschwunden waren. Diese Sage findet sich häufig wiederholt, sie zeigt Aehnlichkeit mit jenem Fortzug der Zwerge bei Spichra an der Werra (s. Sage 71).

Auf einer Specialkarte des Neustädter Kreises vom Jahre 1757 sind sogar die Zweglöcher nicht vergessen worden, sondern treulich angegeben.

240.

Die verwünschte Prinzessin.

Zwischen Gera und Roda liegt das Dorf Ganglof, ein ehemaliger Klosterort. Eine halbe Stunde von dem alten Kloster St. Ganglof im Holze lag im grauen Alterthum ein Schloß, dessen Ruinen und Umwallung man noch sieht. Viele unterirdische Gänge sollen darunter verborgen sein. Wenn beladene Wagen dort des Weges fahren, klingt alles wie hohl. In diesen Ruinen läßt die Sage eine verwünschte Prinzessin, die einstige Herrin der Burg, ruhelos wandeln. Sie soll ein ungeheures Vermögen besessen, und dieses größtentheils vergraben haben; daher findet sie nicht eher Ruhe, bis diese Schätze gehoben sind. Einstens, so geht die Sage in dem Munde der Landleute, bat eine arme Frau aus Ganglof oder St. Ganglof diese Prinzessin, die ihr im Walde begegnete, zu Gevatter. Diese nickte gewährend und verschwand. Bei der Taufe erschien sie plötzlich wie eine Fee, und in silbernen und goldenen Gefäßen trugen bleiche Diener reiche Pathengeschenke in das Haus der Armuth. Man schmauste bis um 12 Uhr des Nachts, auf einmal erschien eine schwarze Katze, die schrie und alsbald verschwand die Prinzessin. Die Geschenke blieben und die armen Leute waren reich auf immer. Seit jener Zeit ist die Verwünschte nur einmal wieder erschienen, und hat die in der Nähe liegenden Salz- und Goldquellen mit einem seidenen Taschentuche verstopft.

Das Gevatterbitten eines Geistes begegnet kaum noch einmal in thüringischen Sagen; es ist dasselbe mehr

wegen ihrer Seltenheit auf dergleichen Vorkommnisse besonders zu achten.

241.

Ulrichswalde.

In einem kleinen Dorfe eine halbe Stunde von Roda lebte zu Ende des zehnten Jahrhunderts ein Einsiedler, welcher seine Eremitenzelle an dem Buchenwalde aufgezimmert hatte, der in kleiner Entfernung von dem Dorfe sich befindet. Daneben sieht man noch einige Ueberbleibsel einer kleinen Kapelle, wo dieser fromme Mann die Lehren des Christenthums den noch Ungläubigen vortrug. Gott segnete sein Werk, daß er viele bekehrte, und einstmals baute sich in kleiner Entfernung von seiner Hütte ein von ihm dem neuen Glauben Gewonnener, Namens Ulrich, an. Als nun der Einsiedler am Morgen nach seiner Kapelle eilte, und das neue Hüttchen erblickte, rief er sich verwundernd aus: „Ulrich Walde nahe!“ — Davon soll Ulrichswalde den Namen bekommen haben, weil bald darauf dem Beispiel Ulrichs noch mehr neue Christen folgten, und sich in der Nähe ihres neuen Lehrers anbauten. Trotz alledem ist aber Ulrichswalde noch immer kein Kirchdorf, ja nicht einmal überhaupt ein Dorf geworden.

242.

Zwerge schieben Kegel.

Unterhalb Gera tritt die Elster aus dem voigtländischen in osterländisches Gebiet. Bedeutsam klingt der in das Gebiet des Märchens einschlagend, doch ist gerade

Name des nahen Schlosses Osterstein, welche Benennung auch eine Burg bei Zwickau führt, an. Man darf wol an Heiligthume der altgermanischen Frühlings- und Morgengöttin Eostar hindenken. Auch über Weida hatten die Voigte eine Osterburg gebaut, und im Dorfe Hain, östlich von Hohenleuben, rauscht ein Wald, der das Osterfeld heißt. Osterland, Voigtland und Orlagau grenzen in diesen Gebieten an einander, und die Sage breitet über alle diese Gefilde ihren geisterhaften Schleier aus. —

Ein Schuhmacher trug ein Paar Stiefeln von Neustadt an der Orla nach Oppurg. Schon war der Mond aufgegangen, als er die sogenannte Taure hinabging und oben auf dem Galgenberge ein lustiges Getümmel vernahm. Er schauete empor, und als ein kleiner Purzel von oben herab ihm zurief: Ob er nicht eine Stunde lang Kegel aufstellen wolle? stieg er, die neuen Stiefeln auf der Achsel, den Berg hinan. Dort traf er lauter winzig kleine Leute, die sich auf dem Berge lustig machten, und Kegel und Kugeln, womit sie spielten, waren auch zwergmäßig. Der Schuhmacher machte zum Geister-Spiele gute Miene, setzte willig auf, und noch war keine Stunde vergangen, so zerstob die Gesellschaft der kleinen Männer, nachdem sie gesagt: Nimm Kegel und Kugeln als Lohn mit Dir, wenn Du Dir getraust, sie fortzubringen. Der Schuhmacher packte das kleine Kegelspiel zu seinen Stiefeln und stieg den Berg hinunter. Kaum aber hatte er den Berg im Rücken, so kam ein großer Hund mit feurigem Rachen ihm nachgelaufen. Des Hundes sich zu erwehren erfaßte der Mensch in der Angst eine der mitgenommenen Kugeln und warf sie nach der Bestie. Die fing alsbald die

Kugel auf und lief damit auf den Berg zurück. Bald war der böse Hund mit vollen Sprüngen schon wieder da. Jetzt flog ein Kegel in den aufgesperrten Rachen des Unthiers und das trug ihn der Kugel nach. So ging es fort bis Oppurg, bald mußte ein Kegel, bald eine Kugel zur Rettung verwendet werden. Nur 1 Kugel und 2 Kegel brachte der Schuhster davon, aber von Silber war die Kugel, von Gold waren die Kegel.

243.

Unterirdische Gänge in den Bergen.

Der ganze Orlagau ist, der Volkssage nach, von unterirdischen Gängen durchzogen. Der eine führt von Saalfeld auf den Gleitsch; ein anderer von der Walsburg auf die Hainkuppe bei Ziegenrück; ein dritter von Cülmla durch das Mordthal auf Burg Ranis und Brandenstein; ein vierter und fünfter von Pößneck und Colba auf den Chamsenberg; ein sechster auf die Altenburg bei Ranis u. s. w.

In der Nähe von Langenorla erhebt sich der sogenannte Löcherberg, welcher, der Sage nach, im Innern ganz voll Höhlen ist. Zur Nachtzeit hört man in diesem Berge einen Hahn krähen, und zwar, so oft es geschieht, 9 Mal, was er zu 3 Malen wiederholt. Im Gleitsch soll seit Jahrtausenden Wein vorräthig liegen. Nur ist das Schlimme dabei, die Zugänge zu dem großen Keller und die Fässer darin vertheidigen 9 feurige Wächter. Der Haupteingang soll sich am Fuße der nahegelegenen Teufelskanzel befinden. Ein Zwerg — lautet die Sage — werde den Schlüssel, der die Pforte erschließt, dereinst am Dru-

densteine finden. Der Schlüssel soll von Gold sein, und als Malzeichen eine Schlange darstellen, welche sich in den Schwanz beißt. Hat der Zwerg mit diesem Schlüssel die Thüre aufgeschlossen, so sind die feurigen Wächter von ihrem Dienste erlöset.

244.

Der Todenstein-Riese bei Neunhofen.

Ein reizendes Thal durchfließt die Orla in der Nähe von Neunhofen, worin ein hoher Ofen, ein Kupferhammer nebst einer Mühle herrliche Anhaltepunkte für das Auge bilden. An dem nach Norden gerichteten Ausgange des Thales erhebt sich zu beträchtlicher Höhe der Todenstein. Auf dem die Spitze bildenden Felsenstücke sitzt zur Frühjahrszeit, als ungeheurer Riese, der Tod, und plätschert mit seinen Füßen in der tief unten vorbeigleitenden Orla. In der 12ten Stunde kehrt er das Gesicht von Süden nach Westen, schreitet dann über die gegenüber liegende Bergeshöhe und verschwindet darauf in dem großen Garten bei der alten Kapelle zu Grobitz.

In der Flurmarkung, die sich von Neustadt an der Orla nach Weltwitz hinauf zieht, erblickt man eigenthümliche Vertiefungen, welche „die Gruppen" genannt werden, ein doch wol aus Gruben verunstaltetes Wort. Heidengräber sind dort befindlich, die sich bis zu dem an die Gruppen anstoßenden Galgenberg ziehen. Ein Reiter ohne Kopf auf weißem Pferde läßt sich dort nächtlich blicken, und verschwindet an einer nahen Quelle.

245.

Der Finger Gottes in Arnshaugk.

Es ist lange Zeit her, wohl viele 100 Jahre, als ein junger, feiner Mensch auf dem alten Schlosse Arnshaugk eines Diebstahls beschuldigt wurde. Mochte er seine Unschuld betheuern wie er wollte, man glaubte nicht daran und brachte ihn in die Marterkammer, die sich in dem jetzigen Küchenraume befand. Als er dort unter den Händen der Peiniger ausgestreckt lag, und nach allen den Martern, die man ihm angethan, schon dem Tode nahe war, rief er aus: „So wahr ich den Himmel über mir sehe, so wahr bin ich schuldlos!“ Als man in die Höhe sah, schien wirklich der blaue Himmel hinein. Es war plötzlich während der Marter des Jünglings ein ziemliches Loch in dem sonst so festen Dache entstanden, und dieses Loch läßt sich noch heutiges Tages nicht zuhalten, so oft man es auch mit Ziegeln, Schindeln und Schiefer versucht hat. Heute wird es frisch eingedeckt, morgen steht das Loch wieder offen.

Dieses alte Schloß Arnshaugk ist dasselbe, aus welchem Landgraf Albrecht der Entartete von Thüringen die Witwe eines Ritters von Arnshaugk zur Gemahlin erkor, und aus dessen Nähe Albrechts Sohn, Landgraf Friedrich der Freudige, sich die Tochter seiner Frau Stiefmutter entführte, mit ihr sich vermählte, und durch sie zum Stamm- und Ahnherrn aller jetzt lebenden Fürsten des Wettinischen Hauses Sachsen wurde.

246.

Das Wappen von Triptis.

Das Wappen der Stadt Triptis ist ein Ritter, dem eine Frau einen Becher reicht, während beide unter einem Apfelbaume stehen. Im Volke wird die Entstehung dieses Wappens also erzählt: Bertha, Wiprechts von Groitzsch schöne Tochter, ging einst an einem heißen Sommertage spazieren, und kam in die Gegend der heute sogenannten Schloßwiese. Dort gewahrte sie die noch jetzt daselbst fließende Quelle, und um sich durch einen Trunk zu laben, beugte sie sich zu derselben nieder, um mit der hohlen Hand zu schöpfen. Da erblickte sie in dem krystallenen Spiegel den Grafen Dedo von Wettin mit einem Becher in der Hand. Bei ihrer Zurückkunft auf ihres Vaters Schloß wurde ihr mitgetheilt, daß Graf Dedo um ihre Hand bei Graf Wiprecht von Groitzsch geworben, und in Kurzem wurde sie Dedo's Verlobte. Aber Dedo war ein finsterer, unfreundlicher Herr, ihm gefiel es wenig daheim bei seiner Gemahlin, er schwärmte und schweifte im Lande herum, ging gern auf Abenteuer aus und kam oft Jahre lang nicht nach Hause. Einsam und verlassen verweilte aber oft Bertha an jener Quelle, die ihr einst Dedo's Bild gezeigt, und gedachte seiner, denn sie liebte ihn. So saß sie auch einmal traurig dort, da kam ihr Gatte mit seinen Reisigen vorbeigezogen, und als er seine Gemahlin gewahrte, wandte sich sein starrer Sinn — und beide Gatten söhnten sich an jener Quelle aus. Dedo aber hatte früher schon einen Zug in das heilige Land zu thun gelobt; deshalb mußte er noch einmal von Bertha scheiden. Bis zu jener Quelle geleitete

sie ihn, dort nahmen sie Abschied von einander, und dort weilte auch Bertha nach seiner Abreise noch oft, des Fernen liebend gedenkend. Als sie eines Abends auch an jener Quelle war, ertönte plötzlich Hörnerklang. Sie blickte auf, eine Staubwolke verkündete die Schaar der Reiter — Dedo kehrte heim. Doch nicht schnell sprang er vom Rosse, mühsam ließ er sich herabhelfen, denn er war schwach und krank. Bertha füllte ihm aus der Quelle einen Becher mit Wasser und reichte ihn Dedo dar. Er nahm ihn mit zitternder Hand, auszutrinken vermochte er ihn nicht, die Kraft schwand — er sank und starb an jener Quelle.

247.

Tripstrill.

Das gute Städtlein Triptis wird oft in scherzhafter Weise Tripstrill genannt, mit dem Zusatze: „wo die Pfütze über die Weide hängt.“ Diese Pfütze ist eben die Quelle, in welcher die Gräfin von Groitsch das Bild ihres künftigen Gemahles, Dedo von Wettin, im Wasserspiegel erblickt, und an welcher sie so oft trauernd und einsam weilte. Es war ein stilltrauliches und schattiges Plätzchen, das eine uralte Weide übergrünte, die eine starke Wurzel unter das Wasser getrieben hatte, welche noch immer sichtbar sein soll, nachdem längst die Weide abgebrochen. Da ist allerdings das Wasser über der Weide.

Triptis soll vormals drei Schlösser gehabt haben, eins auf dem großen Hocker, eins da, wo das heutige Schloß

steht, und eins auf der Stätte des heutigen Gottesackers. Dieses Burgen-Trio habe zum Scherznamen Triptis-Trio oder -Trillo Anlaß gegeben. Sehr gelehrte Leute haben ausgedifftelt, daß der Name aus Trephonis Truilla gebildet sei — solche Namensklitterung ist aber wahrhaft schaurig — um nicht einen andern Ausdruck dafür zu gebrauchen. Schon im Jahre 1212 führte Triptis urkundlich den schlichten Namen Triptes — aber aus Urkunden deutsch lesen zu lernen, ist nicht Sache der überstudirten Trephonier.

248.

Der Todtenkerker.

Am Wege von Forstwolframsdorf (zwischen Weida und Auma) nach Staiz ist im Forste eine Holzmarke, der Todtenkerker genannt. Hier ist es gar nicht richtig. Es war sonst der Gottesacker von Forstwolframsdorf.

Einst kam eine Frau von Staiz, welche wegen Ehescheidung mit ihrem Vormunde in Weimar gewesen war, gegen Abend in Forstwolframsdorf an. Der Vormund bemerkte hier der Frau: sie solle nur langsam hingehen, er habe noch etwas in Forstwolframsdorf abzumachen. Als er nun in die Gegend des Todtenkerkers kommt, findet er seine Mündel in einem höchst traurigen Zustand, sie ist rasend geworden. Nur dieß konnte aus ihr herausgebracht werden, es sei ihr hier ein weißer Hund erschienen.

Ein Böttcher von Staiz geht einst in der Nacht von

Forstwolframsdorf nach Hause. In der Gegend des Todtenkerfers wird ihm plötzlich die Mütze genommen. Er sucht darnach, kann sie jedoch nicht wiederfinden; nun übermannt ihn die Furcht; er läuft spornstreichs nach Hause. Den andern Tag führt ihn der Weg wieder auf diesen Fleck und siehe! seine Mütze hängt an einem Baumaste. Das mußte nothwendig der Todtenkerfer auch gethan haben.

249.

Heckberg und Hirte bei Thräna.

Ein furchtbares Ungewitter brach in der Vorzeit über das Dorf Thräna, das 1 Stunde nordwärts von Triptis liegt, herein. Der Donner war so heftig, daß er den Erdboden erschütterte. Zuletzt fiel ein ungeheurer Kieselstein vom Himmel herab, der schnell immer größer wurde, bis er zum Heckberge anwuchs. Durch mehrere kleine Kiesel, die aus dem Berge herauswuchsen und herausfielen, erweiterte sich die Dorfflur ringsum nach allen Seiten. Hundert Jahre nach dem wunderbaren Ereigniß nahm ein dort weidender Hirte aus Neugierde einen dieser Kiesel und schlug denselben in zwei Stücke. Dadurch ging die eine Hälfte ihrer Flur für die Bewohner Thräna's wieder verloren. Der Hirte versank zur Strafe für seine Unthat auf der Stelle und ist nie wieder gesehen worden.

In der Tiefe des Berges hört man es zuweilen donnern.

250.

Das Pestläuten in Hain.

In Hain, einem in Hohenleuben eingepfarrten Dorfe, wird erzählt: Alle Einwohner des Dorfes wären bei einer Pest bis auf ein Paar Menschen ausgestorben, die Todten wären, damit das Uebel nicht weiter verbreitet werde, hinter dem jetzigen Löffler'schen Hause, wo man noch Erhöhungen bemerkt, begraben worden. Während der Beerdigung habe man den Hohenleubnern auf folgende Art ein Zeichen gegeben, damit dort die Glocken geläutet (zusammengeschlagen) werden möchten: Man band nämlich an die Spitze einer Tanne, welche nicht weit von Hain entfernt stand, ein weißes Tuch; um dieses leichter zu bewerkstelligen, hatte man eiserne Nägel, wie man sie in den Eggen findet, in den Baum geschlagen. Ein alter Mann erzählte mir, er habe diese Tanne noch gesehen; jetzt ist sie freilich verschwunden.

251.

Die helfenden Holzweibel.

Zu Staiz, ohnweit Auma, waren im Roßmannischen Hause zwei Holzweibel, die waren nach Art der Hüthchen und Heimchen hülfreich im Hauswesen und verrichteten mancherlei häusliche Arbeit. Sie pflegten des Viehes, halfen beim Fegen und Scheuern, und waren ganz heimisch. Aber sie liebten die Stille überaus, konnten weder das Zanken, noch weniger das Fluchen leiden, und waren auch über die Maßen der Sittsamkeit und züchtigem

Wesen zugethan. Ihr stiller Fleiß half des Hauses Wohlstand fördern. Da ward aber einst ein roher Knecht beim Gesinde angenommen, der lachte überlaut, schrie und lärmte, schalt und fluchte, und war frech gegen die Mägde; das verdroß die Weibel und sie verließen das Haus für immer. Darauf hat es an Wohlstand merklich abgenommen.

252.

Die Holzweibel in der Hart.

In der Hart, einem Walde bei Langenwatzen- oder Langen-Waizendorf gab es Holzweibel. Sie hatten ältliche Gesichtlein und waren von graulichem Ansehn, waren nicht größer, als dreijährige Kinder. Die kamen oft an die Fenster der dem Walde zunächst gelegenen Häuser, auch in Göttendorf, baten um ein wenig Essen oder nahmen es wohl auch heimlich aus den Töpfen; am liebsten kamen sie zu Holzhauern und Leuten, die im Walde zu thun hatten, und waren zuthunlich und dankbar; sie gaben für das, was sie empfingen oder nahmen, gute Lehren und Rathschläge, warnten vor Schaden, und behüteten die Kinder im Walde. Zwang ertrugen sie nicht; als man einstmals in Göttendorf eines einfing und behalten wollte, gebehrdete sich's sehr kläglich, und drohte, so man es nicht fort ließe, so werde das größte Unglück über das Haus kommen und über den ganzen Ort, da ließ man es eilends frei.

253.

Das Moosweibelviertel.

Eines Abends hatte sich ein Mann aus Hirschbach im Wirthshaus zu Langen-Waizendorf etwas zu lange gütlich gethan und ging mit einem kleinen Spitz nach Hause. Zwischen den beiden einander nahe liegenden Dörfern hörte er plötzlich den wilden Jäger durch die Lüfte gebraust kommen. Das toste, schallte, knallte, gellte und bellte überlaut über den Waldeswipfeln, und da der gute Hirschbacher sehr guter Laune war, so that er auch einige Jagdjauchzer und schrie. Joho! Jodohoho! Joho! Ho! Es widerfuhr ihm auch darob nichts Uebles, als er sich aber, nachdem er den Rausch ausgeschlafen, eine Wurst aus der Oesse zum Frühstück holen wollte, hing auch ein Schinken bei den Würsten, den er besessen zu haben sich nicht erinnern konnte, that ihn derohalb herunter, und sah mit Ekel und Grauen, daß es das Viertel eines Moosweibleins war, das der wilde Jäger erjagt, und als Jagdbeute mit ihm getheilt hatte. Er warf das Stück Aas gleich auf den Mist, aber ebensobald hing es wieder in seinem Schornstein. Nun trug er's in einen Graben, da hing es wieder. Nun vergrub er's, da hing es wieder. Darauf befragte er sich bei einem klugen Mann, denn er mochte um alles in der Welt den übeln Schinken los sein. Der kluge Mann gab klugen Rath. Das Moosweibelviertel mußte auf einem Kreuzwege vergraben, und der wilde Jäger mit den Worten angerufen werden:

Gieb auch Salz
Zu dem Schmalz!

Aber das Salz ist ein heiliges Ding, über das die bösen

Geister keine Gewalt haben, und da mußte der wilde Jäger sein Wild selbst behalten und wieder nehmen.

254.

Der unvorsichtige Kucksmüller.

Fast alle Bewohner Langen-Waizendorfs waren einst an der Pest gestorben, allein die der Kucksmühle, (eine gleich unterhalb Langen-Waizendorf liegende Mühle), blieben lange davon verschont. Der Müller sah sich einstmals zu jener Trauerzeit um, da kam ein blauer Dunst in Gestalt einer Wolke, (das Pestcontagium wird beim Volke oft als eine blaue Wolke gedacht), von Langen-Waizendorf nach der Mühle zu gezogen, drang in das Haus und alsdann in zwei (Spund-) Löcher eines Stubenbalkens; sogleich schlug der Müller Pflöcke hinein, und alle Bewohner blieben gesund. Nach langer Zeit plagte den Müller die Neugier, zu sehen, was aus dem blauen Dunste geworden sei; er zog in dieser Absicht die Pflöcke wieder heraus; sogleich kam der Dunst wieder herausgezogen, verbreitete sich im ganzen Hause und alle Bewohner desselben wurden ein Opfer der Pest.

Vor einigen Jahren wurden in der Langen-Waizendorfer Kirche vermauerte Gewölbe, welche viele Menschengebeine enthielten, entdeckt.

Die Sage vom verkeilten blauen Dunst, die auch in Gera heimisch ist, findet sich in Mora zwischen Ziegenrück und Ranis wiederholt. Ein Knabe schlug dort den Keil aus dem Balken, und Schnitter auf dem Felde sahen den blauen Dunst in der Richtung nach Böhmersdorf und Zeulenrode hin sich verbreiten, an welchen

Orten dann auch alsbald die Pest ausbrach. Bei dem vor mehreren Jahren erfolgten Wiederaufbau der Zabelsdorfer Kirche stieß man bei dem Grundhacken, etwa $^3/_4$ Ellen tief, ebenfalls auf eine bedeutende Lage Menschengebeine. Die Menschen waren reihenweise aneinandergelegt; die Reihen stießen mit den Füßen zusammen. Vermischung mit Kalk ließ mit darauf schließen, daß diese Gebeine von Pestverstorbenen herrührten.

In Zabelsdorf hauste die Pest dergestalt, daß ein Zeulenröder, welcher das Todengräberamt daselbst verwaltete, einstens nur noch ein Frauenzimmer und zwar eine alte Jungfer daselbst lebend fand; er ergriff sie und wollte sie gleich mit lebendig begraben, indem er äußerte, es würde ihm dadurch ein Weg erspart; doch wehrte sich das Weib, flüchtete sich in das Bockhölzchen, entkam glücklich, blieb von der Pest verschont und die einzige Einwohnerin Zabelsdorfs.

255.

Gespenstige Thiere.

Vieles weiß die Sage von Erscheinung gespenstiger Thiere, auch in der Umgegend des Dorfes Triebes zu künden. An dem Kirchsteig von Weisendorf nach Triebes steht ein alter wilder Birnbaum. Unter demselben ruht nächtlicher Weile ein großer, schwarzer Bär, der umkreist den Baum bis zu einer gewissen Weite. Oefters schon ward er gesehen, doch noch nie hat er Jemandem Leid zugefügt. Des Nachts hütet man sich gleichwohl an dem Baume vorüber zu gehen.

Auf der Stelle, wo die Wege von Weisendorf nach

Böhmersdorf und von Triebes nach Zeulenroda sich kreuzen, haben Wanderer oft zur Nachtzeit einen schwarzen Hund mit feurigem Rachen und glühenden Augen erblickt. Oefters verwandelt er sich Angesichts des erschrockenen Wanderers in einen schwarzen Sack oder einen Haufen Dünger. Auch begleitet nicht selten eine schwarze Gestalt, sobald die Dunkelheit der Nacht eingetreten ist, den Wanderer seitwärts links in dem Wiesengrunde, ohngefähr 50 bis 60 Schritte vom Wege ab, bis beinahe nach Triebes hinein; sie scheint mit jenem Hunde in Verbindung zu stehen.

Auf einer Lode, die Tribe genannt, zwischen Hohenölsen und Teichnitz, wo auch ein Reiter ohne Kopf spukt, sah ein Jägerbursche aus Tornschwitz ein großes feuriges Kalb, wollte nach demselben schießen, wagte es aber doch nicht, und kam ganz verstört nach Hause. Als er seinem Prinzipal erzählte, was er gesehen, schenkte ihm dieser einen Gulden und gebot ihm, niemandem davon zu sagen.

256.

Donner-Wirthshaus.

Der alte Richter Albert in Hain war ein wackerer, sagenkundiger Mann, dieser erzählte das Folgende: Ich fuhr einst in der Mitternacht von Hohenölsen nach Hain; als ich über Hohenölsen hinauskam, erblickte ich und meine Frau ein Licht an einer Stelle, welche unbewohnt war; ich wußte dies recht wohl, sagte aber meiner Frau zur Beruhigung: das Licht wäre in einem benachbarten Dorfe, wo man vielleicht wegen Kranken noch wach sei. Bald wurde es dadurch unsichtbar, daß der Weg

durch ein Holz führte. Nachdem das Holz passirt war, erblickte ich ein großes Gebäude an dem Orte, wo wir früher das Licht gesehen hatten, welches quer über den Weg stand; es war mit Stroh gedeckt, von dem manche Büschel tief herab hingen. Aus dem Thorwege, in welchen gerade die Fahrstraße führte, schimmerten helle Lichter. Ich erblickte durch ihn ein Gebäude, welches aus Baumstämmen aufgeschroten war, wo oben ein auf Säulen ruhender Gang sich sichtbar zeigte, den etwa alle drei Schritte ein Bogen zierte, zwischen denen eine Reihe Thüren sich befanden. Ich faßte den Entschluß, den Meinen nichts zu sagen, und getrost hinein zu fahren, wenn ich auf der andern Seite einen Thorweg zur Ausfahrt sehen würde. Als ich in dem Thore angekommen war, erblickte ich jedoch keinen solchen und befahl dem Knechte anzuhalten, welcher jedoch nichts gesehen hatte. Ich wollte absteigen; aber als ich deshalb den Fuß auf die Wagenachse setzte, verschwand plötzlich Alles. Ein Feldmesser, dem ich dieß erzählte, bemerkte, gerade an der Stelle, wo ich diese Erscheinung gesehen, hätte sonst ein Wirthshaus gestanden, wovon man noch quer über den Weg laufende Grundmauern finde. Dieses Haus sei das Donnerwirthshaus genannt worden. Albert wußte nichts davon, daß er die Vision eines altwendischen Gebäudes hatte.

257.

Die Seele geht in ihr Stammhaus zurück.

Einstmals lebte zu Triebes ein alter rüstiger Metzger, der in den Häusern hin und wieder das Mastvieh schlach-

tete und von diesem Geschäfte meistens erst spät in der Nacht heimkehrte. So hatte er auch an einem sehr stürmischen Wintertage in einem Hause zu Böhmersdorf geschlachtet und wurde erst spät den Abend mit dem Wurstbereiten und einpökeln des Fleisches fertig. Nur noch heftiger hatte sich indeß draußen das Wetter erhoben, und der kalte Wintersturm jagte dunkle Wolken vor sich her, die Massen von Schnee über das Land ausschütteten, so daß Schnee und Dunkelheit es kaum wagen ließen, den nächtlichen Heimweg anzutreten. Doch troß alles Zuredens machte sich der alte Metzger unerschrocken auf den Weg und wies selbst die Laterne, die man ihm anbot, hartnäckig zurück. Mühsam mußte er sich durch Sturm und Schnee jeden Schritt vorwärts erkämpfen und langte endlich in dem Kirchenholze an, wo er vor dem Sturme geschützt freier zu athmen begann. Doch kaum war er daselbst angelangt, so tönte der zwölfte Stundenschlag von dem fernen Triebeser Kirchthurme zu ihm herüber, und wenn er nicht so glücklich gewesen wäre, in ebendemselben Augenblick einen willkommenen Gefährten seines Weges zu finden, so hätte wohl bange Furcht das sonst so unerschrockene Herz übermannt. Ein alter Jugendgenosse, ein Bauer aus Böhmersdorf, der in die Teichmühle bei Triebes gehen wollte, gesellte sich nehmlich zu ihm, und unter traulichen Gesprächen wurde der Weg nun zurückgelegt. Schon waren die nächtlichen Wanderer bis zu den starken Fichten, die auf dem Damme des großen Mühlteichs standen, gekommen, als der Sturm mit heftiger Wuth sich erhob, und durch die Wipfel der alten Bäume heulte, der Mond hell leuchtend aus den Schneewolken hervorbrach und geisterbleich das Thal erleuchtete. Da verließ der Ge-

führte den alten Metzger und ging über das Wehr hinweg in die Mühle hinein. Der Metzger hatte deß nichts Arges, denn er meinte, es wolle derselbe seine Gefreundten in der Mühle, aus der jener Mann stammte, besuchen, oder die Nacht hindurch mahlen, und ging ruhig seines Weges weiter, ob er gleich sich wunderte, daß der Gefährte ohne Gruß von ihm geschieden sei. Zu Hause jedoch erwarteten ihn die Vorwürfe der Seinigen, daß er bei solch grausamen Ungewitter den Weg allein unternommen habe; doch der Metzger erzählt ihnen von seinem Gefährten und wie er in die Mühle hineingegangen und legte sich bald zur Ruhe. Am andern Morgen erfuhr er, daß sein Jugendgenosse, der Gefährte der vorigen Nacht, in der zwölften Stunde plötzlich, ohne krank gewesen zu sein, gestorben wäre. — Er hatte also gesehen, wie die Seele in ihr Stammhaus zurückkehrte.

258.

Kirche zu Triebes sucht ihre eigene Stelle.

Als die erste Kirche zu Triebes gebaut werden sollte, hatte man dazu eine Stelle jenseit des Baches auf der Höhe zwischen Triebes und Böhmersdorf erwählt. Man fing an den Grund des Baues auszuführen, nahm aber mit Verwunderung wahr, daß jede Nacht das des Tages vorher vollbrachte Werk durch unsichtbare Hand an die Stelle hingerückt war, wo jetzt mitten im Dorfe die Kirche steht. Nach manchen vergeblichen Versuchen gab man endlich den Bau auf dem Berge auf und erbaute die Kirche auf der Stelle, wo sie jetzt steht. Jene ersterwählte, jetzt mit

schwarzem Holze bewachsene Stelle wird noch immer das Kirchenholz genannt, und dort herum wirft es des Nachts öfters mit Steinen nach dem einsamen Wanderer.

Auch wird erzählt, daß in der ersten Kirche zu Triebes eine überaus große und schöne Glocke gehangen, die im dreißigjährigen Kriege vergraben wurde und zwar an einem Orte, wo im frühen Heidenthume eine Kapelle gestanden. Dieser Ort ist der jetzigen Kirche nicht fern, und mit der Scheune des Bauers Joh. Georg Krämer bebaut.

259.

Das Holzweibel im Ofenloche.

Ein Mann in Triebes kochte sich Klöse. Als er sehen wollte, ob sie bald weich und gar, erwischte er im Ofenloch ein Holzweibel, das war hineingeschlüpft, um einen Klos zu fischen. Der Mann machte großen Lärm mit fluchen und schimpfen. Das Weibel aber schlüpfte behend heraus und ging rückwärts aus der Küche, wobei es den Mann immer ansah und kläglich rief: Huhu! Das dauerte dem Mann und er bot dem Weibel ein Stück Brod, aber es rief immerfort: Huhu! und so ging es von dannen und kam nie wieder. Und wie das Weibel rückwärts gegangen war, so ging es rückwärts mit des Mannes Glück — er hatte keinen Segen mehr, und verarmte bis zum betteln gehen.

260.

Der feurige Hund im Weißendorfer Schlosse.

In dem Schlosse zu Weißendorf treibt ein feuriger Hund sein Wesen. Einst setzte sich das Schloßgesinde, ohne gebetet zu haben, zum Abendessen, da erschien der feurige Hund und legte sich unter den Tisch, und als nun das Gesinde die versäumten Gebete gehalten, verschwand er.

Ein bejahrtrr Mann erzählte, wie er selbst diesen Hund gesehen; er sei groß gewesen, habe schwarz ausgesehen und eine feurige Zunge gehabt. Als er vor ihm vorbeigegangen und die Treppe hinauf, da sei ihm die Mütze vor bangem Haarsträuben in die Höhe gestiegen.

261.

Der Mittelpunkt der Welt.

Das Städtlein Pausa, bekannt durch eine gute Heilquelle und durch treffliche Krebse, liegt, wie ihm nachgerühmt wird, im Mittelpunkte der Welt, das heißt, der Erdoberfläche. Doch ist dieses Reich der Mitte nicht reich, sondern arm, wie es in den schönen Reimpaaren über die kleinen sächsischen und voigtländischen Städtlein lautet:

Durch Adams Fall ist Tript's verderbt,
Und Auma liegt daneben.
In Weida ist kein Heller Geld,
Und Neustadt kann nichts geben.
In Ziegenrück ist große Noth,
In Ranis ist kein Bissen Brod,
Und Pausa ist die Schwester;
Sind das nicht leere Nester?

Zwei Herren ritten einst miteinander, sich einen Ansiedlungsort zu suchen, und da gefiel dem einen die Gegend, in welcher jetzt Pausa liegt, gar sehr, und er sprach zu seinem Begleiter: Hierher möcht' die Häuser bauen, hier ist es sehr anmuthig. Darauf antwortete der andere: Nu so bau sa! — Das soll der Ursprung des Namens von Pausa sein.

262.

Die Duellanten.

In Pausa war ein Gasthof, darin war es nicht geheuer. Ein Maler kehrte eines Abends dort ein, und es ward ihm ein Schlafkämmerchen neben einem größern Zimmer angewiesen, wo er bald die Ruhe suchte und fand. Doch weckten ihn die Schläge der Mitternachtglocke auf, und da war es ihm, als vernehme er Waffengeklirr ganz in der Nähe. Er zündete Licht, um nachzusehen, wer diesen Lärm verursache, allein ein Windzug löschte sein Licht wieder aus. Zum zweitenmal zündete er die Kerze an, allein auch dießmal erlosch sie gleich wieder, und das Geräusch dauerte fort. Er hörte heftigen Auftritt auf den Boden, und helles Schwertklirren. Zitternd versuchte er zum drittenmale Licht zu entzünden, allein er vollbrachte es nicht, und gleich darauf war es, als höre er rasch hintereinander zweimal einen dumpfen Fall und ein tiefes Stöhnen, worauf es todstill blieb. Der Maler zog sich in sein Bette zurück und erwartete dort den Morgen mit Zittern und Zagen. Als der Wirth sich zeigte, erzählte er ihm, was er vernommen habe. Ja, sagte der

Wirth, mein lieber Herr Maler, es sind nun funfzig Jahre her, da kehrten hier in diesem Hause einmal zwei Studenten ein, die geriethen, Gott weiß über was, mit einander im Streit, duellirten sich, ohne daß es Jemand hörte, und am andern Morgen fand man beide tod, in ihrem Blute schwimmend. Jedes Jahr in derselben Nacht erneuen sie diesen Kampf, mancher Gast hat's schon gehört, doch haben sie keinem was zu Leid gethan, denn sie haben blos mit sich zu thun. Heute werden es — richtig, heute sind es gerade 50 Jahre, daß dieses sich zugetragen hat. So erzählte der Wirth, wer aber fortging und in diesem Wirthshaus nie wieder einkehrte, das war jener Maler.

263.

Das rächende Apostelbild.

In Ebersgrün bei Pausa standen oder stehen noch oben im Glockenthurm, wo man zu läuten pflegt, in einem düstern Behälter, die früher aus der Kirche genommenen zwölf Apostel in Holz geschnitzt. Da geschah es an einem Sonntage, daß ein kecker Bauernbursche dem Küster beim läuten behülflich war, indem er die Glockenstränge ziehen half. Da nun von einemmale läuten bis zum andern gewartet wurde, so weckte der Müssiggang in dem Burschen den Vorwitz, und er entblödete sich nicht, dem einen der Apostel, der den heiligen Petrus vorstellte, an den Bart zu greifen und zu fragen: Nun Peterle, wie lange wollt Ihr so müssig da stehen, und was schaut Ihr so finster drein? Und wie der Bursche das sagte, gab er aus frevlem Uebermuth dem Apostelbild einen Backenstreich.

Das hatte weiter keine Folgen und konnte keine haben, außer daß es der Küster, der dabei war, nicht billigte. Um Mitternacht aber trat St. Peter lebensgroß vor das Bette des Vorwitzigen, und gab diesem eine furchtbare Maulschelle, von der ihm hören und sehen recht eigentlich verging, denn als er es seinen Leuten erzählt hatte, starb er. Diese Rache war zwar, wie so manches in den Satzungen, nicht nach dem Sinne Christi, aber doch nach dem Sinne Petri.

264.

Der Klosterpropst.

Zu Ebersgrün blühte vor Zeiten ein Kloster. Als die Reformation im Lande Boden gewann, und die Mönche alle sich geneigt zeigten, die neue Lehre anzunehmen, hing ihr allein noch der alte Propst fest an, und wollte zum mindesten seiner Kirche den Klosterschatz retten. Er packte daher Heiligthümer, Altargeräthe und Meßgewande in einen Bündel, und machte sich damit auf und davon, allein er kam damit gar nicht weit, sondern noch im Bereiche der Klostermauer trat ihm der Geist eines Mönchs entgegen, der ihn mit schrecklich drohender Gebehrde aufhielt. Dieser hatte als Mönch auch einmal das Kloster bestohlen, und war verdammt, so lange als Wächter des Klostergutes zu wandern, bis er einen ähnlichen Dieb aufhalten würde. Er nahm jenem den Schatz ab, und versank mit demselben in die Erde. Den Propst fanden die Mönche im sterben. Er beichtete noch seine Schuld und verschied, ehe er die Absolution empfangen. Seitdem sah man ihn ängstlich durch die Gewölbe wandeln,

mit dem Bündel beladen, darin die Kirchengeräthe von Gold und Silber klirrten, und schwer ächzte er unter seiner Bürde.

265.

Der strenge Geist.

Ein Wirth bei Mühltruff citirte einst mit Hülfe eines magischen Buches und eines Jesuiters einen Geist, dazu er einen Sack voll Geldes hergab. Der Geist erschien auch wirklich, warf den Sack Geld hinter den Ofen und setzte sich darauf. Nun war aber weder dem Gelde beizukommen, noch auch der Geist zu entfernen, indem der Jesuiter wohl verstanden hatte, den Geist zu rufen, aber nicht ihn zu bannen. Alle Gäste vermieden, als das ruchtbar wurde, den unheimlichen Gasthof, und dieser kam ganz in Verfall. In seiner Noth rief nun der Wirth einen Geistlichen zu Hülfe, um den Geist zu entfernen. Der Geist war aber sehr bösartig, hatte ein loses Maul und warf dem Geistlichen alle seine Sünden vor und blieb fest auf dem Geldsack sitzen. Dasselbe geschah auch bei einem zweiten Geistlichen. Endlich gelang es dem dritten, einem Pastor aus Rödersdorf, den Geist zu entfernen, denn dieser Pastor war ein Mann ohne Tadel, und die Geister lassen sich durch die Unreinen nicht bannen.

266.

Der immer wiederkehrende Sechser.

Ein Bauer von einem Dorfe ohnfern Mühltruff hatte, der Himmel mag wissen, auf welchem Wege, einen Sechser erlangt, welcher immer wiederkehrte, er mochte ihn so oft ausgeben, als er wollte. Er fühlte gewöhnlich einen sanften Schlag an seiner Tasche und dann war der Sechser im Beutel. Solche unheimliche Wiederkehr machte den Mann ängstlich und er wünschte, dieses Geldstück los zu sein. Sein Bruder, mit dem er darüber sprach, gab ihm den Rath, das Stück in den Klingelbeutel zu legen. Der Mann befolgte dieß, aber schon auf dem Nachhauseweg aus der Kirche fühlte er den bekannten Schlag, und siehe, der Sechser war wieder in dem Beutel. Nun wurde beschlossen, das unheimliche Geldstück auf den Altarteller zu legen. Doch auch dieses half nichts. Hierauf rieth ein weiser Mann dem Bauer, den Sechser in eine Flinte zu laden und einen Hecht damit zu schießen. Nachdem dieß Kunststück vollführt, blieb das räthselhafte Geldstück weg. Kurz darauf ging der Mann über Land und fand auf dem Felde einen schönen Dukaten, worauf ein Kreuz stand, vor dem ein Mann kniete. Das Gepräge hatte die Umschrift: Herr, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner. Der Mann, der dieß erzählte, hat es aus dem Munde des weiland Sechser- und dermalen Dukatenbesitzers, und sah auch selbst den Dukaten.

267.

Das Licht für sich.

Bei der Lerch, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Hirschberg, am sogenannten Saalwalde, wurde sonst oftmals ein Licht gesehen. Wenn die Leute ihre Verwundrung aussprachen, was das wohl für ein Licht sein möge, rief es ihnen zu:

„Kümmere Dich um Dich,
„Ich bin ein Licht für mich."

Einem Schulmeister erging es mit diesem Lichte gar übel; er rühmte sich seiner Aufklärung, verlachte den Aberglauben derer, die von diesem Lichte erzählten, ließ sich den Ort zeigen, wo dasselbe erschien, und als es kam, trat er ihm in den Weg, und rief kecklich: Was bist Du für ein Licht?

Da bekam er die Worte zu hören:

Bekümmere Dich um Dich!

und dazu eine Fetzen-Maulschelle, und gleich darauf:

Ich bin ein Licht für mich!

und noch eine ebensolche Ohrfeige, daß er in seinem ganzen Leben nichts mehr mit sothanem Lichte zu thun haben wollte.

268.

Nixenwäsche.

Ein Taglöhner zu Frößen bei Gefell mußte, wenn er Abends von seiner Arbeit kam, an einem Gewässer vorbei, wo er fast jedesmal eine Nixe ihre Wäsche waschen sah. Einst rief sie ihm zu, er möge ihr helfen, es solle

sein Schaden nicht sein, doch konnte der Mann sich nicht dazu entschließen. Endlich erzählte er es seinem Beichtiger und fragte diesen um Rath. Der meinte: er könne wohl waschen helfen, solle aber in jeder Weise vorsichtig dabei sein, so daß die Nixe ihm nicht auf den Hals kommen könne. Bei dem nächsten Zurufe der Nixe zeigte sich der Taglöhner willfährig und half eine geraume Zeit lang der Nixe waschen. Endlich spricht sie: „nun laß uns die „Wäsche aufladen und heimfahren. Die Hälfte davon sei „Dein." Zwei Radewellen waren voll geladen. Beim Aufladen klang es, wie lauter dürre Blätter. — Fahre zu! rief die Nixe; doch der Mann wollte um keinen Preis mit seiner Radewelle voraus. Als endlich die Nixe aufbrach, sah der Mann sie bald im Wasser verschwinden. Vorsichtig fuhr er nun am Rande vorbei auf seine Hütte zu. Die Radewelle wurde immer schwerer, doch brachte er sie vor die Hausthüre, setzte sie dort ab, und legte sich ganz müde zur Ruh. Am andern Morgen erzählt er seiner Frau, was ihm begegnet war. Beide sahen nach, die Radewelle stand noch vor der Thüre und war mit Gold beladen.

269.

Das ausgehöhlte Brod.

In der Nähe von Gefell hüthete einst eine junge Hirtin, zu welcher oft ein Holzweibel auf die Hut kam, und sich mit dem Mädchen recht vertraut machte. Eines Tages, als die Hirtin daheim frisch gebacken hatte, und kein Mangel vorhanden war, nahm das Mädchen einen ganzen Laib Brod für das Holzweibel mit. Dieses empfing

das Brod mit großer Freude, brach es von einander, und höhlte alle Krume heraus, dann sammelte es Laub vom Hutrain und stopfte das ausgehöhlte Brod damit ganz voll. Dieses scheinbar so kindische Wesen verdroß die junge Hirtin, und das liebe Brod dauerte sie. Auf einmal lag das Brod bei ihr und das Holzweibel war verschwunden. Nun hatte das Mädchen nichts schnelleres zu thun, als das Laub aus dem gehöhlten Brode zu schütten und letzteres wieder mit nach Hause zu nehmen. Da klapperte etwas im Brode und das Mädchen dachte, es möchte etwa ein kleiner Stein sein, der mit dem Laub in das Brod gekommen, schüttete es nochmals aus, aber siehe, da waren aus einigen Blättern Laub, die innen hängen geblieben waren, einige Laubthaler geworden. Hurtig und geschwind lief die Hirtin nach dem Rain, und suchte eifrig nach dem kostbaren Laube, fand dessen auch noch, und trug's in der Schürze heim, aber es wollten daraus keine Laubthaler werden, und nie sah die Hirtin das dankbare Holzweibel wieder.

270.

Kümmelbrod.

Im Schallholz, eine Viertelstunde westlich Merkendorf, ohnweit Zeulenrode, hausten ebenfalls Holzmännel und Holzweibel; sie waren den Leuten sehr gerne behülflich und dienstbar, insonderheit beim Heumachen, doch waren sie nicht blöde, und nahmen nicht selten ungefragt Klöse aus den Töpfen und Brode aus den Oefen. Das war endlich den Merkendorfer Leuten nicht recht, sie sannen

darauf, diese unlieben Gäste los zu werden, und wendeten die dazu dienlichen Mittel an. Der Müller, dem sie treulich geholfen, Mehl und Mühle gefegt hatten, legte ihnen jetzt neue Kleider hin, und das verdroß die kleinen Hülfswesen aufs höchste; sie zogen ab, und kamen nicht wieder. Andere Leute buken Kümmel unter das Brod, oder bestreuten, wie es noch heute üblich ist, die Rinde damit. Da klagten die Holzweibel unter Thränen:

Kümmelbrod
Unser Tod!

Dann als sie fortzogen, um nimmer wiederzukehren, sagten sie im Weggehen:

Eßt ihr euer Kümmelbrod,
Tragt auch eure schlimme Noth!

Und nachher ist es den Nachbarn in Merkendorf auch nie wieder so gut und wohl geworden, wie früher.

271.

Der Todenfels bei Zoppoten.

Nicht weit von dem Dorfe Zoppoten zwischen Saalburg und Ebersdorf führt ein einsamer Pfad zu einem waldbewachsenen Berge, dieser Pfad heißt der Phireweg, welche dunkle Benennung schwer zu enträthseln ist, wenn man sie nicht mit dem slavischen Worte Biritz, welches ein Scherge heißt, in Verbindung bringen oder ganz ungesucht sie für deutsch nehmen will, Vierweg, für Kreuzweg. Der Pfad aber leitet zum Berggipfel empor, darauf sich ein schroffer Felsen erhebt, der zum Theil dräuend überhängt über den dunkeln Bergfluß, der in jener Gegend

sein Bette mit Ungestüm durch enge Thalrinnen wühlte. Man nennt jenen Felsen den Todenfels, und die Sage kündet, daß in den Heidenzeiten von ihm die dem Tode geweihten Verbrecher in die Stromtiefe hinabgestürzt worden seien.

So soll auch das Dorf Plothen unterhalb Schleiz und der dort fließende Bach eigentlich Bluten und Blutenbach früher geheißen haben, weil dort eine heidnische Opferstätte gewesen, und das Blut der Geopferten in den Bach geflossen wäre, so daß seine Farbe ganz roth geworden. Zudem heißt ein in der Nähe liegendes Thal das Mordthal, in welchem eine Druden- oder Druidenschlacht stattgefunden haben soll. — Zwischen den Dörfern Plothen und Linden liegt ein Hillen- oder Hollenteich. Die Leute sagen: unter dieses Teiches schwarzem Gewässer ruhe ein versunkenes Dorf, und Niemand geht gern zur Nachtzeit dort vorüber.

272.

Das Männel aus dem Ranzen.

Ein Bauer aus Vorstendorf kehrte von einem Geschäftsgang nach Hause, da lag ein guter neuer Ranzen auf dem Wege, und erfreut über den schönen Fund hob er ihn auf und trug ihn nach Hause. Der Ranzen schien leer zu sein, obschon er zugeschnürt war, und so öffnete der Mann ihn erst zu Hause. Aber siehe, da regte sichs mit einemmale drin und es kroch ein kleines graues Männel heraus, das sprang auf die Höllenmauer, und zog den Leuten, die es anstaunten, scheußliche und entsetz-

liche Fratzen. Wollte man es fassen und wegtreiben, so hatte es sich sehr ungebehrlich und warf mit großen Steinen um sich, ohne daß man sah woher es die Steine nahm. Es blieb nichts übrig, als den bösen Kobold, den der Hausherr selbst in's Haus getragen, eine Weile zu dulden, und sich den Unfug, den er trieb, gefallen zu lassen. Bald aber ging der Mann zu einem klugen Manne, der ihn fortschaffen sollte. Erst nach dreimaligem scharfen Bann gelang es, sich des scheuslichen Ungethüms zu entledigen.

273.

Das Futtermännel zu Thiemendorf.

In Thiemendorf ohnweit Leutenberg war auf einem Bauerngute ein Futtermännel, das wartete des Viehes zur Nacht mit großem Eifer, putzte es, striegelte es, schnitt Häckerling und legte vor, und so gedieh alles Vieh aufs beste, daß es eine Lust war, die feisten und glänzenden Ochsen und Kühe des Bauers zu sehen. Alle Metzger suchten ihn heim, denn nirgend fand sich so wohlgemästetes Schlachtvieh, das machte alles der kleine thätige Hülfskobold. Da er selbst so thätig war, haßte er alle Faulheit, und spielte trägem Gesinde oft gar übel mit, verkehrte Knechten und Mägden die Gewänder, daß sie zum Gespötte wurden, und drückte und zwickte sie weidlich, wenn sie früh nicht aus dem Bette wollten. Das verdroß das meist träge Gesinde und es klagte viel über den Unhold, zog ab und brachte das Haus in Verruf. Dem Bauer selbst war auf die Länge das Walten des Hauskoboldes unlieb, es graufte ihn, sah er bisweilen in der Dämmerung

ein graues Hutzelmännchen in einem erdfarbenen Kittel über die Flur hutschen oder über den Boden schlürfen, und da er hörte, dergleichen unheimliches Völklein sei insgemein an die Wohnung festgebannt, in der es hause und sein Wesen treibe, auch daß nicht wohlgethan sei, es vertreiben zu wollen, oder es irgend zu erzürnen, so faßte der reiche Mann einen recht klugen Entschluß, und dachte: Ich baue mir ein neues Haus, mag der Kobold im alten bleiben. Das war in kurzer Frist geschehen, und der Tag zum Aus- und Einzug war schon bestimmt. Da — am Vorabend — sah man im Dunkeln das Männlein am Bach sitzen, der am Hause vorbeifloß, das wusch und schlemmte fleißig sein schier abgetragenes Röcklein. Da rief Jemand: Was machst Du? und das Männlein wisperte:

> Ich wische, ich wasche
> Mein Röcklein mir aus,
> Denn morgen schon ziehn wir
> Ins neue Haus.

Und wie gesagt, so geschehen. Die Familie zog aus und das Futtermännel half ziehen, wenn auch nicht allen sichtbar, und war auch in dem neuen Hause und den neuen Ställen thätig wie zuvor, so daß der Wohlstand des Hauses immer mehr wuchs, doch hatte das Männel keinen Dank, und wurde heimlich weit hinweggewünscht. Da kam eines Tags ein fremder Mann auf Besuch zu dem reichen Bauer, diesem entdeckte man die unheimliche Last, und daß man sie gern los sein möchte. Nichts leichter als das, rieth der Fremde: schafft ihm ein neues Röcklein und legt es auf den Futterkasten, als einen Lohn, da muß es weichen. Das geschah auch. Das Futtermännel nahm seine unwillkommene Gabe, und sagte traurig:

Da hab' ich meinen Lohn,
Jetzt muß ich auf und davon.

verschwand und kam niemals wieder. Aber der Undank rächte sich, denn weder das Vieh, noch der Wohlstand des Bauern nahmen ferner zu, sondern vielmehr ab und ersterer gewann zuletzt ein gänzliches Ende.

274.

Das Wilzenthal und der Feuermann.

Zwischen dem Dorfe Rauschengesees und Burg Lemnitz zieht sich eine schmale Thalrinne, begrenzt von einer Kette fast gleichförmiger Hügel hin, in der ein Bächlein hinab zur Sormitz rinnt. Dieser kleine Grund heißt das Wilzenthal, dort wohnten vor Zeiten die Wilzen, ein kleiner slavischer Volksstamm, der aber auch in jener Thalenge sein Grab fand, denn alle Wilzen wurden dort von den Thüringern erschlagen, als diese wieder ihr altes Land in Besitz nahmen. Es soll nicht geheuer sein im Wilzenthale, und die Umwohner meiden es gern, wenn der Abend dunkelt, denn mancher Spuk treibt dort sein Wesen und neckt und schreckt die Wanderer. Ein Hügel, nach Burg Lemnitz zu, heißt die Hermshöhe. Vor Alters sah man nächtlicher Weile oft einen riesengroßen Feuermann unter dumpfem Getöse der Hermshöhe entsteigen, der hielt eine Fackel in der Hand und schwang sie über seinem Kopf, daß rundum Funken sprühten. Der schritt die Höhe herab, durchging das ganze Wilzenthal bis zur Brothentelle, wo eine Quelle ausquillt, in der er seine Fackel löschte.

275.

Brod mit harten Thalern.

Eines Tages gingen zwei Weiber von Steinsdorf, das ohnweit Leutenberg liegt, mit ihren Tragkörben in's Holz, und unterhielten sich von häuslichen Geschäften, unter andern auch von dem des Brodbackens, das beide am andern Morgen vornehmen wollten. Auf einmal ging ein Waldweibel neben beiden her, das rief sie bittend an und sprach: Backt mir doch auch ein Brod, wie ein halber Mühlstein groß! — Haben der Mäuler genug daheim, die essen wollen, können nicht für Fremde backen, erwiederte die eine jener Frauen. — Thut es doch, aus Erbarmen! bat das Holzweiblein, legt das Brod nur auf diesen Baumstrunk, der mit drei Kreuzen gezeichnet ist. Hier hol' ich's ab. Damit war das Waldweibel den Bauernweibern aus den Augen. Diese aber waren doch begierig, ob das Brod werde abgeholt werden, und legten von ihrem Gebäck ein Brod auf die bezeichnete Stelle. Drei Tage darauf hatten sie wieder im Holze zu thun, und gingen auf den alten Stock zu, um zu sehen, ob das Brod noch da sei, und es war noch da, unberührt, wie es schien, und noch ganz. Da dachten die Weiber, daß dieß Sünde sei, das liebe Brod so im Freien umkommen zu lassen, zumal sie dessen keineswegs übrig hatten, und nahmen es wieder an sich. Es war recht schwer geworden und drückte ordentlich im Korbe derer, die es trug. Daheim schnitten sie das Brod an, da war's, o Wunder! voll harter Thaler, die klingend herausrollten. Sie theilten das Geld schwesterlich, es war des Waldweibleins Lohn für ihr Erbarmen, und es war den Weibern auf lange Zeit hinaus geholfen.

276.

Des wilden Jägers Hündlein.

Ein Bauersmann aus Ruppersdorf, an der Straße von Lobenstein nach Saalfeld, ging um Mitternacht durch den das Dorf von allen Seiten umgebenden Wald. Mit einem Male sah er sich mitten unter dem wilden Heer. Hussageschrei tönte durch die Luft, Waldweibchen flohen vor ihm her, und große und kleinere Jagdhunde verfolgten sie. Der Bauer konnte dem Gelüste nicht widerstehen nach einem von des Jägers kleinen Hunden. Er fing sich eins aus der Mitte der übrigen heraus und nahm es mit nach Hause. Als er am andern Morgen in der Stube sich darnach umsah, war es ein kleiner, fauler Holzstock, was er mitgenommen hatte.

277.

Die Frau des wilden Jägers.

Durch Reitzengeschwende zog der wilde Jäger einmal des Nachts. Eine junge Bauersfrau guckte aus dem Fenster, und rief keck ihm zu: er solle ihr auch etwas von seiner Jagd mitbringen. Am andern Morgen hing ein Stück Wildpret an der Hausthüre, so groß, daß die Thüre kaum aufgemacht werden konnte. Damit war die Noth da. Mochten die Leute das Stück vergraben, verbrennen, oder ins Wasser werfen, am andern Morgen hing dafür ein noch größeres Stück an der Thüre, so daß die armen Leute zuletzt ihre Thüre gar nicht mehr aufbringen konnten. Endlich wurde der Frau gerathen: sie solle nur ein

Bischen von dem Wildpret essen und wenn es nur so groß wie eine Erbse sei, möge es schmecken, wie es wolle. Sie that es nothgedrungen, aber, hilf Himmel! nun mußte sie gar des wilden Jägers Frau werden, und ihn bei Nacht auf allen seinen Zügen begleiten. Das dauerte fünf Jahre so fort. Als der wilde Jäger wieder einmal durch Reitzengeschwende kam, brachte er dem Bauer seine Frau zurück mit den Worten: sie habe nun ihre Strafe bestanden, und sei ihr weiter nichts widerfahren; der Mann solle sie freundlich wieder an- und aufnehmen, künftig werde sie sich schon vor solchem Frevel hüten. Wie die Frau die fünf Jahre lang eine wilde Jägerin gewesen, ausgesehen und wie sie beschaffen war, auch ob der Mann noch ferner ein Begehr nach ihr getragen, das meldet die Sage nicht.

278.

Die Wassernixen in der Zaucke.

Unter Reitzengeschwende in der Zaucke, zwischen Leutenberg und der Saale, wohnte eine Familie Wassernixen, freundlich und behilflich, in drei Teichen. Wenn man sie brauchte, durfte man nur rufen, gleich kamen sie zur Stelle, und halfen mehr als gewöhnliche Menschen helfen konnten. Deshalb lebten auch die Leute dort herum im besten Einverständnisse mit ihnen. Nur ein Mann aus Reitzengeschwende neckte die guten Nixen, wo er wußte und konnte, und warf Steine in die Teiche, worin sie wohnten. Als er hierauf einstmals über den Damm eines der 3 Teiche fuhr, brach der Wagen zusammen, und alle 4 Räder waren auf einen Ruck zerbrochen. In solcher Noth

rief er die Nixen um Hilfe an; aber nur eine Nixe kam auf einer Krücke daher gestelzt und sprach: Sieh her, so hast Du mich mit deinem Steinwerfen zugerichtet und elend gemacht; trage nun die Strafe dafür. So oft Du noch über diesen Damm fährst, wird jedesmal der Wagen unter Dir zusammenbrechen. —

279.

Der Pestmann zu Schleiz.

Die Sagen vom Wüthen einer fürchterlichen Pest haben sich im Voigtlande vielfach erhalten. Das einschleppen dieser verheerenden Seuche berichtet die Ueberlieferung auf folgende Weise. Zu Schleiz haus'te ein Graf, des Geschlechts derer von Cospoth, der zog zur Ferne und in das Morgenland, und dort befiel ihn die Pest, an der er starb, aber seine Begleiter wußten nicht, daß er an der Pest verschieden war, und sie führten seinen Leichnam unbedenklich nach seinem Geburtsorte, nach Schleiz, auf daß er daselbst begraben würde in der Gruft seiner Väter. Als nun nach der Zeit-Sitte der Sargdeckel bei der Beerdigung erhoben ward, daß Jedermann noch einmal das Antlitz des Todten sehe, da zog die Pest in Form eines blauen Räuchleins aus dem Sarge und verbreitete sich. Zuerst erfaßte sie die Schüler und die beim Begräbniß Anwesenden, dann griff sie weiter um sich, und wüthete furchtbar heftig. Deshalb nannte man den verstorbenen Grafen den Pestmann. Und an seinem Denkmal, in der Bergkirche zu Schleiz, darauf er in betender Stellung in Stein gehauen zu sehen ist, haftet immer noch dieser Name.

280.

Das freundliche Licht.

Die Straße von Schleiz nach Pösneck führt nicht weit von dem Schleiz ganz nahen Dorfe Görkwitz an einem Sumpfe vorüber. Dort ließ sich in früherer Zeit ein Licht sehen, das einer Laterne glich, und den des Nachts vorüber gehenden oder fahrenden Leuten durch Erleuchtung des damals noch sehr schlechten Weges sich gefällig erzeigte. Einst kam ein Fuhrmann diese Straße und warf bei jener sumpfigen Stelle seinen Wagen um. In der großen Dunkelheit war er nicht im Stande, ihn wieder aufzurichten, und stand eben im Begriffe, nach Neundorf umzukehren, um sich von dort her Licht zu holen, als er eine Laterne gewahrte, die auf ihn zueilte. Bei diesem Anblick hielt der Fuhrmann für rathsam, bei dem Geschirre zu bleiben. Nicht lange, so war das Licht hinter seinem Wagen angelangt, wo es stille hielt. Verwundert über solche Dienstfertigkeit, sah er nach, wer es sei, der diese Laterne für ihn so zeitgerecht herbeibringe. Zu seinem großen Erstaunen erblickte er aber ein Licht, das in keine Laterne eingeschlossen war, auch von niemand gehalten wurde, sondern frei in der Luft schwebte. So überrascht er dadurch war, hub er doch bei des Lichtes Scheine den Wagen in die Höhe, richtete das Fuhrwerk in der Eile zum Weiterfahren her, und sagte hierauf dem wunderlichen Lichte für geleistete Hilfe seinen Dank. Kaum hatte jedoch der Mann das Wort Dank ausgesprochen, so erwiederte das Licht mit sanfter, klangvoller Stimme:

„Hab Du Dank für Deinen Dank;
„Nun bin ich erlöset sonder Wank!“

Mit diesen Worten erhub sich das Licht in die Luft. Der Fuhrmann sah mit an, wie es aufwärts bis in die Wolken schwebte, wo es vor seinem Blicke verschwand. Seit jener Zeit ist das freundliche Licht nie wieder gesehen worden.

281.

Der Teufelskanzelstuhl.

Im Trillloche unfern Schleiz liegt eine Mühle, die Kühnsmühle genannt. Von dieser durch einen Wiesengrund getrennt ist eine merkwürdige wie durch große Quaderstücke zusammengefügte kuppelartige Felsmasse, zu der von unten einige Stufen führen, die jedoch nicht heraufreichen. Dieser Platz heißt der Teufelskanzelstuhl. Sein Ursprung wird folgendermaßen erzählt:

Der Besitzer der Kühnsmühle wettete einst mit dem Teufel, letzterer könne nicht bis zum ersten Hahnenschrei eine Steinkanzel nebst Treppe erbauen. Der Teufel hatte schon die Kanzel und einen Theil der Treppe vollendet, als der Hahn krähte; voll Aerger ergriff er einen Stein, den er eben zu einer Stufe verwenden wollte, und warf ihn nach der Kühnsmühle. Im Hofe derselben zeigt man diesen Stein noch immer; die Eindrücke der fünf Teufelsfinger sind daran deutlich sichtbar.

282.

Holzweibel und Quergel.

Von Göschitz bis gegen Tögau führte sonst ein unterirdischer Gang, man weiß nicht, zu welchem Zweck und

Behuf, von dem sind noch Spuren bemerkbar. In diesem Gange haben sich Holzweibel in Menge verhalten, und sind bisweilen hervorgekommen. Der Gang führte aus dem Schauerhammer weit unter der Erde fort. Sie kamen oft zu den Einwohnern von Göschitz, Tögau und des zwischen diesen beiden Dörfern liegenden Oertchens Rödersdorf zusammen, stahlen Brod und Klöse, bis die Einwohner zuletzt des häufigen Besuches überdrüssig wurden, und die Brode in den Backofen, die Klöse in die Töpfe zählten. Auch rodete man alle bekreuzten Stöcke aus, so hatten die armen Holzweibel keine Asyle mehr vor dem wilden Jäger und verloren sich allmählig. Bei Göschitz sind überhaupt viele Höhlen und Klüfte, z. B. im untern Birkigt, dann im Thale am Wege von Göschitz nach Bahren ohnweit Zeulenrode. Diese Höhlen nennen die Leute Quergelslöcher. Oft gingen die kleinen Leutchen, die in den Höhlen hausten, in die Tüngelsmühle und halfen mahlen, setzten sich auch auf die Heuhaufen, und warfen diese des Nachts auseinander; das sahen aber die Leute gern, denn es brachte Glück und mehrte das Heu.

Eine Frau von Göschitz sah vor ein Paar Jahren beim Birkigt an einem hellen Wintermorgen eine kleine menschliche Gestalt mit einem rothen Käppchen, von einem Holzklotz auf den andern hüpfen. Sie war von der Größe eines achtjährigen Kindes und rief immerfort: Da bin ich! da bin ich! ließ aber die Frau nicht nahe an sich herankommen.

Bei Löhma, unfern Schleiz, in dem Keller der Roßmühle sind noch Höhlen befindlich, in denen sonst Zwergleute, Waldweibel und Waldmännel hausten.

283.

Die Koboldе zu Eßbach.

Im Knoch'schen Hause zu Eßbach trieben vor geraumer Zeit Kobolde ihr Wesen, schleppten die neugeborenen Kinder fort, ehe selbige 9 Tage alt waren und legten dafür Wechselbälge ein. Auf diese Weise waren dem Knoch'schen Ehepaare neun Kinder bereits ausgetauscht worden, die dafür untergeschobenen neun Wechselbälge aber waren bald wieder gestorben. Als die arme Mutter von dem zehnten Kinde entbunden worden war, klagte sie der Hebamme bitterlich ihre Noth. Diese gab ihr den Rath: sie solle in das Kissen, worauf das Kind liege, sowie in das Wickelband, etwas Dosten, Dorand und Dill einnähen; zugleich möge sie des Nachts ihre Hand in das Wickelband stecken, bis die ersten neun Tage und Nächte nach der Geburt vorüber wären. So geschah es, die drei Kräutersorten wurden eingenäht, die Mutter in ihrer Angst brachte die Hand nicht aus dem Wickelbande heraus, und so wurde das zehnte Kind ihr erhalten. Die Wöchnerin erzählte dann: die bösen Kobolde seien jede Nacht gekommen und hätten sie in die Hand gezwickt, die sie in dem Wickelbande gehabt; zum Wahrzeichen wieß sie die blauen Flecke vor; — zuletzt hätten sie gewispert: Hättest du nur nicht Dosten, Dorand und Dillen gebraucht, wir hätten uns sicher das zehnte Kind eingetauscht. Von Stund an haben sie in jenem Hause sich nicht wieder sehen lassen, doch herrscht noch immer im Dorfe Eßbach der Gebrauch, Dosten, Dorand und Dill in die Wickelbänder einzunähen.

284.

Das Teufelswehr.

Unter dem Dorfe Eßbach, an der Saale, da wo jetzt das Dittmarsche Hammerwerk erbaut ist, stand in vorigen Zeiten eine Mühle. Der Besitzer war gestorben, Unwetter hatten das Mühlwehr zertrümmert, und der verwittweten Müllerin fehlte es an Rath und Geld, um dasselbe wieder in Stand setzen lassen zu können. In dieser drückenden Lage wanderte zur Nachtzeit ein Mann bei ihr ein, der sich erbot, er wolle in der folgenden Nacht eine Mühlwehr erbauen, das niemals einer Ausbesserung bedürfe, und bevor der Hahn dreimal gekrähet habe, müsse es fertig sein. Dem Einwande der Müllerin, daß sie nicht im Stande sei, eine solche Arbeit zu bezahlen, kam der unheimliche Gast zuvor mit der Erklärung: Es genüge ihm schon, wenn sie in dem Contobuche, das er bei sich führe, sich mit ihres Namens Unterschrift verbindlich mache, daß sie seine Schuldnerin bleiben wolle in Ewigkeit. Die Frau warf einen Blick in das Buch; es war mit einer Menge Namen, zum Theil vornehmer Leute, angefüllt. Das machte ihr Muth. Wie es andern ergeht, geht es dir auch — dachte sie — die Noth ist da, und eine solche Gelegenheit kommt nicht wieder. Kurz, sie unterzeichnete den Contract. Um Mitternacht begann der Bau. Der Wind heulte fürchterlich und es platschte in der Saale, daß das Wasser Häuser hoch empor spritzte. Da ergriff die Müllerin eine Höllenangst, sie zündete Laternen an, eilte damit in den Hühnerstall, klatschte dort dreimal in die Hände, und krähete dabei so natürlich, daß der alte Haushahn selbst zu krähen anfing. Kaum war der Hahn-

ruf zum dritten Male ergangen, so wurde es stille draußen. Als der Tag anbrach, sah man quer über die Saale ungeheure Felsblöcke geworfen. Es war die höchste Zeit gewesen, dem Werke zu steuern, denn nur eines oder zwei derselben hätte es noch bedurft, und der Strom war abgedämmt auf immer.

Der Anblick dieser Gegend ist höchst anziehend und die Felskette im Flusse führet bis auf den heutigen Tag den Namen: das Teufelswehr. Des Teufels Wohnsitz war hauptsächlich der Eichrück im Forstdistrikte Alsburg. Die Sage wird auch verändert erzählt, daß ein Müller die Wette eingegangen habe.

285.

Die erlößte Großmutter.

Eine alte Frau in Schöndorf starb und wurde begraben, kehrte aber Tag vor Tag in ihrem vorigen Wohnhause wieder ein. Des Nachts wenn die Glocke 11 geschlagen hatte, trat sie durch die verschlossene Haus- und Stubenthüre ein, nahm Platz auf der Ofenbank, setzte sich dort auf den Wechsel, so heißt die Stelle, wo die den Ofen umgebenden 2 Bänke zusammenstoßen, und blieb ganz ruhig bis es 12 vom Thurme schlug, wo sie dann auf dieselbe Weise sich wieder entfernte, wie sie gekommen war. Ihr Enkel, dem das Haus zugefallen war, hätte gern der Großmutter die ewige Ruhe gegönnt, und beschloß darum zu fragen: was sie wolle, oder was ihr fehle? Weil er jedoch für sich allein zu furchtsam dazu war, versammelte er seine Freunde und Bekannte in der

nächsten Nacht bei sich. Die Großmutter kam gleichfalls zu ihrer gewohnten Zeit und nahm den Platz auf der Ofenbank am Wechsel ein. Mit der wohlbedachten Frage auf der Zunge ging der junge Hausbesitzer dreist auf sie zu. Da nieste die vor ihm Sitzende 3 Mal. „Gott helf euch, Großmutter!“ rief er ihr zu. — „Ach! darauf habe ich schon lange gewartet, großen Dank, mein gutes Kind!“ war die Antwort. Sie ging sogleich und ließ sich niemals wieder sehen.

286.

Die Beschwörung der Toden.

Vor Zeiten lebte in Eßbach ein Mann, Hannikel genannt, der die Toden zitiren konnte, und sich in einen frevelhaften Verkehr mit ihnen eingelassen hatte, um durch sie Diebstähle zu entdecken oder zu erforschen, was zukünftig sich ereignen werde. Wenn er etwas dergleichen erfahren wollte, nahm er die Hacke der Todengräber, womit die Gräber gemacht worden waren und ging, ohne daß jemand davon wußte, zwischen 11 und 12 Uhr des Nachts, durch den Gottesacker hin zur Kirche. Dort hackte er 3 Kreuze in die Kirchthüre. Dann stellte er sich auf das Grab eines ihm bekannt gewesenen Verstorbenen, und rief denselben 3 Mal mit Namen. Der dadurch erweckte Tode fragte nun nach Hannikels Begehr und entdeckte ihm alles, was er wissen wollte, mit dem Zusatze: „Von nun an lasse mich aber in Ruhe.“ Der Beschwörer durfte kein Wort hierauf mehr sprechen, und mußte, ohne sich umzusehn, die Stätte verlassen, sonst würden die Toden,

deren Steinwürfe um ihn herumflogen, ihn getroffen und ums Leben gebracht haben. Seiner Strafe entging er nicht. Nur aus Versehen hatte er einstmals sich ein wenig gewendet, da haben sie ihn gesteinigt, daß er am 3. Tag darauf daran gestorben ist.

287.

Hilde und die Wasserjungfern.

Bei Gräfendorf im Kreise Ziegenrück ist eine Gegend, der Hildebrand oder auch Hildebernd geheißen, welche der Milzbach bewässert. In diesem Bache wohnte Hilde, eine Art Wasserkönigin. Sie hatte lange blaue Haare, und soll oft den Bewohnern von Gräfendorf erschienen sein. In ihrem Gefolge waren neun Wasserjungfern, welche sie in Ringelreihen umtanzten. Viele Jahrhunderte durch soll sie dort ihr Wesen getrieben haben. Niemandem geschah jemals durch sie ein Leid, und so war sie ganz beliebt und wurde wegen ihres schönen Schwanengesanges vielfach bewundert. Zuletzt habe sie sich selbst verbrannt, und davon hat die Gegend den Namen Hildebrand erhalten.

Es ist dieser nicht ausgebildeten Sage mythischer Ursprung nicht zu verkennen. Die neun Dienerinnen könnten an die neun Töchter der alten Ran in dem Eddamythenkreise erinnern, die Verbrennung der Hilde an die Hulda in Eisfeld, die dort verbrannt wurde (vergl. S. 1).

288.

Die feurige Schlange an der Todenquelle.

Am Todenhügel und der dazu gehörigen Quelle, die in der Nähe von Gräfendorf sich befindet, wurden in früherer Zeit Feuergeister gesehen. An der Quelle war es vornehmlich eine feurige Schlange, die in immer enger werdenden Kreisen sich um die Quelle bewegte, und dadurch dieselbe vor dem Schöpfen daraus zu schützen suchte. Um den Unhold zu vertreiben, mußten von denjenigen, welche Wasser holen wollten, Stäbe von der Haselnußstaude, worauf Ringe, Kreuze und andere Charaktere eingeschnitten waren, in den Kreis, den die Schlange zog, geworfen werden, worauf sie alsbald im Wasser verschwand.

289.

Der Schaafknecht und das Waldweibchen.

Beim Dorfe Knau in der Gegend von Ziegenrück hatte sich der Schaafknecht ein Waldweibchen zu seiner Liebsten erkohren, und hüthete seine Schaafe immer an einer und derselben Stelle. Der Schaafmeister dachte, wo soll dort Weide genug herkommen? und beschlich den Knecht. Da lag die ganze Heerde im Dickicht, und Schaafknecht und Waldweibchen hatten einander bei den Köpfen, aber in Liebe und Güte. Auf einmal aber sprang das Waldweibchen auf, und schüttete aus seiner Schürze der ganzen Heerde Futter vor. Die Heerde fraß, Stück vor Stück sah wohlbeleibt aus, und der Schaafmeister gab sich zufrieden, und schlich sich wieder fort. Im Winter zog das

Waldweibchen sogar mit in die Schäferei, und fütterte die Heerde gedeihlich in seiner Weise fort, bis der Schaafknecht aus Eitelkeit sich einen neuen Rock anschaffte, da sprach es: „Schämst Du Dich meiner, so schäme ich mich Deiner," und ließ sich seit der Zeit nicht wieder sehen.

290.

Das gehetzte Waldweibchen.

Unter dem Töpfersberge bei Knau hatte ein Schaafknecht seine Hürde aufgeschlagen. Da brach die wilde Jagd aus der Kohlung — einem Walde — hervor und verfolgte ein armes Waldweibchen. Glücklich erreichte dasselbe die Schaafhütte und flüchtete sich darunter. Dort war es sicher. Doch der wilde Jäger drohte dem Schaafknecht den Hals zu brechen, wenn er ihm nicht seine Beute hervorhetze. In der Angst hetzte der Knecht den Hund auf das Waldweibchen an, und kaum hatte er es hervorgetrieben, so ergriff es der wilde Jäger und jagte auf und davon.

291.

Die Braupfanne auf dem Probst.

Zwischen Knau und Dittersdorf ist „der Probst" gelegen und auf dieser Stelle liegt ein großer Kieselstein, unter welchem eine Braupfanne steht, die mit Schätzen angefüllt ist. Der alte Johann Adam, ein in der schwarzen Kunst wohl bewanderter Mann, machte sich mit einem Müller von Oppurg in einer dunkeln Nacht ans Werk

den Schatz zu heben. In Röcke von feuerrother Farbe gekleidet fingen sie die Beschwörung nach der in Faust's Höllenzwange angegebenen Weise an. Der Stein hob sich und eine viereckige kupferne Pfanne kam zum Vorschein. Schon hatten die Beiden die Pfanne fast ganz aus dem Erdboden heraus gearbeitet, da drohte es dicht hinter ihnen:

Rothröckel! Rothröckel! seid nicht dumm;
Laßt ab, sonst dreh' ich den Hals euch um.

Darauf wollten jene es doch nicht ankommen lassen, und machten sich eilig aus dem Staube.

Die heraufgezauberte Braupfanne ist noch lange Zeit gesehen worden und nur langsam wieder in die Erde versunken. Die Hebung dieses Schatzes kann nur durch einen Menschen vollbracht werden, der auf dem Damme des nah gelegenen großen Brütelteiches geboren worden ist. Von dort aber stammte keiner von diesen beiden Schatzgräbern, und darum konnte es ihnen mit der Hebung nicht glücken.

292.

Die strafende Nixe im Teiche bei Oppurg.

Von Köstiz fuhr ein Wagen voll junger Bursche und Mädchen nach Neustadt zu Markte. Als sie am Oppurger Teiche vorbei wollten, zog die Nixe, die darin wohnte, den ganzen Wagen ins Wasser. Das machte, sie hatten im Uebermuthe die Nixe verhöhnt. Die Stelle, wo es geschehen ist, wird noch jetzt gezeigt.

293.

Gottesdienst in der wüsten Kirche.

Ein Bauer aus Oppurg ging zur Nachtzeit über die holzbewachsene Haide. Auf ein Mal steht er vor einer Kirche, die ihm bis dahin unbekannt gewesen war. Er hört darin singen, geht hinein, und hört auch die Predigt mit an. Endlich dünkt es dem Bauer unheimlich; da verschwindet die Kirche mit sammt dem Pfarrer und der Gemeinde, und nur ein Stück Mauer blieb übrig, so groß, wie es noch heute zu Tage im Holze dort zu sehen ist.

294.

Frau Perchthen-Pflug.

Ein Wagnermeister aus Colba ging von Oppurg (zwischen Pößneck und Neustadt), wo er gearbeitet hatte, am Dreikönigsabend nach Hause. Da stieß er auf ein Ackerfeld neben der Orla, darauf standen viele Heimchen um einen zerbrochenen Pflug, und Frau Perchtha, ihre Königin, stand auch dabei und rief den Wagner an: „Hast Du Dein Beil, so bessere mir den Pflug aus!" Der Wagner that's und nun gebot ihm Frau Perchtha, die Spähne aufzulesen und als Lohn mitzunehmen. — Hab's gern ohne Lohn gethan, und hab' der Spähne daheim genug! sprach der Mann und schritt von dannen. Ein Spahn aber war ihm in den Schuh gefallen, drückte ihn unterwegs tüchtig, und als er daheim den Schuh auszog, klingelte ein blankes Goldstück am Boden. Der Wagner erzählte, was ihm begegnet, den Seinen, und der Geselle

horchte hoch auf, gedachte auch ohne sonderliche Mühe Gold zu gewinnen, und nebenbei klüger zu sein, wie der Meister. Schrieb sich also den Tag hinters Ohr, und da Berchthennacht übers Jahr wiederkam, machte er sich heimlich nach jenem Acker auf. Und zu seiner Freude sah er bald einen Zug daher kommen, Frau Berchtha war's mit ihrem Volke, und ihrem ganz goldenen Pfluge. — „Was suchest Du hier zu dieser Stunde? Was trittst Du mir in den Weg?“ fragte streng die Königin des Zwergenvolkes, und der Gesell erwiederte stammelnd: Ich wollte Euern Pflug ausbessern, und mir zum Lohne nichts als ein Paar Späne, die etwa abfallen würden, ausbitten. — „Ist nicht von Nöthen, eigennütziger Knecht, habe mein Beil selbst zur Hand, und damit geb' ich Dir den Lohn!“ Schwang das Beil zum Hieb und traf den Gesellen in die Schulter, daß er lange genug brauchte, ehe die Wunde heilte, und mußte zeitlebens schief und mit krummem Halse gehen.

Aehnliche Sagen gehen auch bei Caulsdorf, wo an einer Bachstelle, welche „Wasser über den Weg“ heißt, Berchtha mit ihrem Gefolge erschien, dann bei dem einsamen Saalhause, so wie auf dem Sandberge bei Pößneck und dem Jagdhause Reichenbach. Bei Fischersdorf, ohnweit Saalfeld, ist ein Fels, der Gleitsch geheißen, dort fuhr Berchtha mit einem Wagen, dessen Axe zerbrach; ein begegnender Landmann half, indem er eine Rothaxe zimmerte, und sein Lohn war auch ein in seinen Schuh gefallener Spahn, der sich daheim in ein Goldstück verwandelte.

295.

Der Spinnerinnen Trug.

Es geht im Voigtlande die allgemeine Sage, daß die Perchtha — die man einestheils als friedlichgütiges Wesen zu betrachten gewohnt ist, der aber auch die vielleicht jüngere Ueberlieferung viel grausig-dämonisches aufbürdete — die Spinnerinnen scharf im Auge behalte, wie in Thüringen Frau Hulda oder Holle, die fleißigen lohne, die faulen strafe. So saß einst in Oppurg eine Spinnstube voll zwölf fröhlicher Mägde. Darunter war eine, die wußte insonderheit viel zu erzählen von der gespenstigen Spinnefrau, der weisen Perchtha, und hob besonders das dämonische und lächerliche hervor. Es war aber just Perchthenzeit, und mochte wohl von dieser auch zunächst in dem Kreise der Spinnerinnen die Rede auf Perchtha gekommen sein, und da zog die Perchtha gerade am Hause vorüber, und hörte die Schwänke und die zum Theil erlogenen Erzählungen von ihr. Darob erzürnte sie sich heftig, und stieß plötzlich das Fenster auf, warf zwölf leere Spindeln in die Stube, und rief drohend: Binnen einer Stunde spinnt eurer jede eine Spindel voll, ist's nicht vollbracht, so harret meiner Strafe! — Groß war das Entsetzen der Mägde, Flucht war nicht zu rathen, Vollbringung der Aufgabe in so kurzer Frist unmöglich, die Strafe gewiß, denn die Dämonen kennen kein verzeihen. Wehklagend und rathlos saßen die Mädchen da, alle Fröhlichkeit hatte nun ein Ende, und die Zeit verrann, ohne daß eine Hand sich regte. Vorwürfe bestürmten die vorlaute Erzählerin. Da sprang diese auf, lief auf den Boden, holte einen Haufen Werg, umwickelte die Spuhlen der Berchtha, gebot

den Andern Hülfe zu leisten, und dann spannen Alle nach Jener Beispiel das Werg zu, so daß es aussah, als sei jede Spuhle dickvoll gesponnen. Nach Verlauf einer Stunde kam die Spinnefrau wieder, schaute grimmig durchs Fenster, empfing die vollen Spuhlen, wunderte sich und verschwand schweigend.

296.

Die Wassernixe im Gräfenteiche.

Im Gräfenteiche bei Tranrode ohnweit Pösneck wohnte vordem eine Wassernixe. Als diese ihrer Niederkunft nahe war, kam der Wassernix nach Tepitz und holte die Wehfrau aus diesem Dorfe. Der Teich theilte sich, als die Beiden dort anlangten, auseinander, und schöne Gemächer in der Tiefe nahmen die Wehfrau auf. Hart hielt die Entbindung, doch die Wehmutter that redlich ihre Pflicht. Da sprach die dankbare Wassernixe: „Ehe ich Dich sterben „lasse, die Du mir das Leben erhalten hast, lieber will „ich mein Kind aufopfern; darum vernimm meinen Rath. „Mein Mann wird Dir zwei Tücher zur Auswahl als „Lohn bieten, ein schlechtes weißes, und ein kostbares von „rother Farbe, wähle das weiße, so wirst Du glücklich „wieder heim kommen.“ Die Frau folgte den Worten und kam wohlbehalten wieder aus dem Teiche heraus. Als sie wieder zum Teiche kam, war das Wasser roth gefärbt von dem Blute des Kindes, das der Wassernix ums Leben gebracht, weil ihm die Frau entgangen.

297.

Die beleidigte Wassernixe.

Oftmals kam die im Gräfenteiche wohnende Wassernixe nach Pößneck und zwar vornehmlich in das Haus eines Fleischers um sich Fleisch zu holen. Sie unterschied sich von andern Menschen dadurch, daß ihr langes Kleid immer von dem untern Saume an naß war bis an die Kniee und durch lange grüne Haare. Dem Fleischer graute vor dem unheimlichen Wesen, und in einem Anfalle böser Laune hackte er mit seinem Beile einstmals zu kurz und damit der Wassernixe ein Stück Finger ab. Rache drohend entfernte sich die Verwundete, und als der Fleischer wieder an dem Gräfenteiche vorüberging, rauschte sie herauf, ergriff ihn, und zog ihn hinunter in das Wasser.

298.

Gevatterin Kröte.

Am Teiche bei Schlettwein saß eine Kröte, die dicker als lang war. Ein Mädchen kam des Weges daher, schaute sie verwundert an, und sprach schnippisch zu ihr im Vorübergehen: „Bei dir möchte ich Gevatter werden." Einige Tage darauf erhält die Vorwitzige von der Kröte wirklich einen Gevatterbrief mit der Ladung, daß sie sich des morgenden Tages an der bewußten Stelle dort am Teiche einfinden solle. Da war nun guter Rath theuer. Erschrocken läuft sie zu ihrem Beichtvater, erzählt ihm, was vorgefallen sei und fragt, was sie zu thun habe? Der meint, was sie eingebrockt habe, müsse sie nun auch

ausessen, und segnet sie zu dem wunderlichen Werke ein. Das Mädchen kommt wohin es kommen sollte, der Teich thut sich vor ihm auf, es tritt in schöne Zimmer ein, und soll darin einen recht vergnügten Tag gefeiert haben.

Den Ortsnamen Schlettwein hat man mit dem des Pösneck ebenfalls nahe gelegenen Ortes Jüdewein in eine absonderliche Verbindung gebracht. Die schnellfertigen Erklärer beweisen, daß diese Namen von Schlechten Wein und Guten Wein herkommen, zumal auf alten Landkarten deutlich Gutewein zu lesen ist, und Jüdewein eine Traube im Siegel führt. Die alturkundliche Namenschreibung beider Orte läßt diese Deutung nicht zu, wenn man auch der Gegend früheren Weinbau deshalb nicht abzustreiten braucht, zumal derselbe immer noch einigermaßen im Flor ist.

299.

Berndietrich.

Daß man zu Langendembach ohnweit Pösneck den wilden Jäger Berndieterich nennt, hat ein glaubhafter Mann versichert, dennoch möchte an Ort und Stelle näher nachzuforschen sein.

Heut zu Nacht häng' ich dem Berndieterich Eins an — sprach der Knecht in der obern Mühle zu Langendembach, durch welche regelmäßig der wilde Jäger seine nächtlichen Züge zu halten pflegte, — „ich mag das grause Lärmen nicht mehr hören. Das Thor wird zugeschlossen; ich will gern sehen, was der alte Herr dann anfängt.“ — Laß Dich nicht mit ihm ein — warnte der Müller — mit

großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Ganz aber konnte der Knecht nicht von seinem Vorwitz lassen. Als Berndieterich das nächste Mal in den Müllerhof eingezogen war, fing er ihm ein Hundchen ab aus seinem Gefolge. Das Hundchen schrie, der wilde Jäger kam zu Hilfe; da ließ der Knecht das Thier fahren und floh in die Müllerstube. Erzürnt aber über den Frevel wirft Berndieterich ein Stück Fleisch durchs Fenster in die Stube. Am andern Morgen trägt der Knecht das so böswillig Zugeworfene in das Wasser. Doch kaum kehrt er ins Haus zurück, so liegt auch das unheimliche Wildpret wieder da. Er gräbt es darauf tief in eine Grube ein, umsonst, das Fleisch weicht nicht, eh man es sich versieht, ist es wieder da. Zuletzt noch, um der Noth ein Ende zu machen, hat ein wandernder Mühlpursch den guten Rath gegeben der Knecht solle und müsse ein Wenig, und sei es auch nur wie eine Erbse groß, davon essen. Als er das gethan und das Uebrige zum wiederholten Male fortgetragen hat, ist es endlich weg geblieben (vergl. S. 276).

300.

Das versunkene Schloß im Chamsenberge.

Nicht durch besondere Höhe, gleich den übrigen Hochwarten thüringischer Sage ragt der Chamsenberg bei Oppurg hervor, aber er ist ein wahrer Krystallpalast der Sage für die ganze Umgegend.

Auf dem Chamsenberge hat das Schloß Oesterlitz oder Osteralitz gestanden, vorn das Schloß, hinten nach Rehmen zu die Viehställe. Es ist aber Alles in den Erd-

boden und in die Felsen hinein versunken. Wie lange das her ist weiß niemand anzugeben, aber geschehen ist schon Manches an und in dem Berge. Ein Schaafknecht Winter aus Crossen, der auf dem Schlosse zu Nimritz diente, ging des Nachts an dem Chamsenberge hin, da traf er auf zwei weiße Fräulein, die sprachen ihm zu, und luden ihn ein, mit ihnen in das versunkene Schloß zu gehen; er habe nichts zu fürchten — wurde ihm versichert — der schwarze Hund, der vor der Thüre liege, thue ihm nichts, so sehr er auch knurre und die Zähne fletsche. Winter ließ sich bereden. Das eine Fräulein schritt voraus, das andre hinter ihm drein. So kamen sie an eine eiserne Thüre; dort lag der schwarze Hund, der Schaafknecht that, als ob er ihn nicht sähe. Darauf traten sie in ein Gemach, worin an einer Tafel 6 graue Männer saßen, die spielten Karte mit eisernen Kartenblättern, und sprachen kein Wort zu ihm. Ein großer Schatz stand neben an, und es wurde ihm erlaubt, etwas davon zu nehmen. Da rief ihm eine Stimme zu: „greife tief!" doch die Fräulein widerriethen ihm dieß und sagten, er solle fein bescheiden von dem, was ihm angeboten werde, nur das Obere nehmen. Das that auch der Schaafknecht und ergriff einen Löffel und eine Lampe, worauf die beiden Fräuleins ihn auf dieselbe Weise wieder aus dem Berge heraus führten. Solches Hausgeräth konnte Winter gebrauchen, Löffel und Lampe waren von purem Golde.

301.

Entrücktes Vieh.

Kein Jahr verging, ohne daß der Hirt aus Rehmen, der Kühe und Schweine zu hüten hatte, wenn er in der Nähe des Chamsenberges weidete, ein Stück aus seiner Heerde verlor; weil er nun den Schaden ersetzen mußte, war er ganz verarmt, und sollte aus seinem Dienste gejagt werden, sobald wieder ein Verlust entstände. Eines Abends vermißte er wieder eine fahle Kuh und zugleich ein weißes Schwein, die schönsten Thiere gerade in der ganzen Heerde. Laut jammerte er auf, denn nun war sein Unglück gewiß. Da traten drei weiße Männer an ihn heran, wiesen ihm einen Felsen hinter dem Chamsenberge, dahin solle er kommen, wenn er eingetrieben habe, dort werde er seinen Schaden ersetzt finden. In seiner Noth blieb dem geplagten Mann nichts Anderes übrig, er fand sich an der angewiesenen Stelle ein noch in derselben Nacht, und bekam dort ein Stück Gold, wofür er mehr als 10 Kühe und Schweine hätten kaufen können. Das ist das erste aber nicht das letzte Mal gewesen. Alle Jahre noch hat der Mann fahle Kühe und weiße Schweine verloren, hat aber auch für jedes Stück Vieh ein Stück Gold an jenem Felsen gefunden. Das ist so fortgegangen bis zu seinem Tode.

Das Vieh, das dem Hirten aus Rehmen entwendet wurde, soll in die Stallung gebracht worden sein, die zu Schloß Osteralitz gehörte. Sie befand sich auf der nördlichen Seite des Chamsenberges und ist mit dem Schlosse zugleich versunken.

Daß den Chamsenbergsagen auch die Wunderblume

nicht fehlt, bedarf kaum der Versicherung. Sie steht an diesem Berge in voller Blüthe.

302.

Der Schlangenkreis.

Zu Oppurg lag eine arme Frau in den Wochen. Da träumte ihr: Wenn sie zur Kirche gegangen sei, solle sie des Nachts mit ihrem Kinde auf den Chamsenberg gehen; dort werde sie einen Kreis finden aus Schlangen gewunden, mitten hinein solle sie unbedenklich das Kind legen, dann sei ihr Glück auf zeitlebens gemacht. Drei Mal hatte sie denselben Traum. Da ließ die Frau ihren Beichtvater zu sich rufen und erzählte ihm, was ihr geträumt, sprach von ihrer Armuth, und daß sie gern ihr Glück machen möchte. Der Beichtiger dachte hin und her darüber nach, segnete dann Kind und Mutter ein, und sagte, nun könne sie in Gottes Namen den Gang machen auf dem Chamsenberg. Des Nachts darauf nahm die Frau ihr Kind und ging dem Berge zu. Das Traumgesicht ging aus. Der Schlangenkreis war da, in den sie das Kind legen sollte. Als sie aber das Ungeziefer sah, da griff es ihr an das Mutterherz; um alle Schätze der Welt hätte sie ihr Kind nicht darunter legen mögen. Dann rollte ein Faß heran, ein graues Männchen stand dabei, stürzte das Faß um mitten in die Schlangen hinein, und lauter feurige Kohlen fielen heraus. Die Schlangen zischten auf und schlangen sich in das offene Faß. Da hatte die Frau genug gesehen. Sie faßte ihr Kleines, wußte sich reich und groß damit, mochte doch alles andre

fehlen! und rannte den Berg herunter. Ganz leer war es mit dem Schatze doch nicht abgegangen. Ein paar Kohlen waren unversehens ihr in die Schuhe gefallen. Die Frau spürte unterwegs wohl, daß etwas drückte, nahm sich aber nicht die Zeit nachzusehn und die Schuhe auszuschütteln. Daheim in der Stube fand sich, das die Kohlen sich in Goldstücke verwandelt hatten.

303.

Das vergessene Kind.

Eine Magd in Oberoppurg sollte für ihre Dienstherrschaft etwas in Rehmen bestellen. Du kannst das kleine Kind mitnehmen — ruft man ihr zu. — Mir auch recht — meinte die Magd, hub das Kind auf den Arm und eilte fort. Als sie an den Chamsenberg kam, sah sie eine Thüre, ein graues Männchen trat daraus hervor, und winkte der Dirne freundlich zu, daß sie hinauf kommen solle. Nach kurzem Bedenken schritt sie auf den erschauten Eingang zu. Bei der Begrüßung gab das graue Männchen der Magd den guten Rath: Sie möge drin im Berge nur kein Sterbenswörtlein sprechen, und wenn sie fortgehe nicht hinter sich zurücksehen, dann dürfe sie ein andres Mal auch wieder kommen. So berathen folgte die Magd dem kleinen Führer. Ein großer Saal schloß sich auf, und darin stand eine Tafel, die von einem Ende bis zum andern reichte. Auf der Tafel aber lagen lauter Stücke Brod und neben jedem Brodstück ein Häufchen Gold. Da nimm — sprach der Berggeist — so viel Du willst, nur aber nimm mit jedem Häufchen Gold auch ein Stück Brod, sonst kommt das

Gold Dir nimmer zu Gute. Außer sich vor Freude setzt die Magd das Kind auf die lange Tafel und streicht in ihre Schürze ein, so viel darin sich bergen ließ, drei Viertel Brodes und drei Häufchen Gold. Kein Wort hatte sie über ihre Zunge kommen lassen; ohne sich umzusehen eilte sie aus dem Chamsenberge hinaus, und lief geradewegs wieder auf Oberoppurg zu.

Dort erzählte sie und packte vor der Herrschaft ihre Schätze aus. Aber wo ist das Kind? Ach! das hat sie auf der langen Tafel im Chamsenberge sitzen lassen, und rein vergessen. Ueber Hals und Kopf lief die Magd zurück. Die Thüre stand noch offen, sie trat in den Saal, das Kind saß noch auf derselben Stelle, wohin sie es gesetzt hatte. Doch als sie es aufnehmen wollte, zerfiel es in ein Häufchen Asche.

304.

Der Bauer und sein Glück.

Sauer hatte es sich ein Bauer auf seinem Acker werden lassen, der nicht weit vom Chamsenberge lag, endlich ging die Sonne zu Rüste und er wollte Feierabend machen. Da kam ein graues Männchen aus dem Berge, und verlangte, der Bauer solle mit ihm gehen, es wolle ihn zu einem großen Schatze führen. Anfangs wollte der Mann nichts davon wissen, und meinte, hineinkommen in den Berg werde er wohl, aber eine andre Sache sei, ob er auch wohlbehalten wieder herauskommen werde. Das graue Männchen drängte, und versicherte hoch und theuer dabei: es solle ihm nichts widerfahren, es wolle unversehrt den

Bauer auf der andern Seite wieder heraus lassen. Zuletzt gab der Bauer nach und ging Schritt vor Schritt seinem Führer nach auf den Berg zu. Am Eingange fletschte ein großer Hund ihn an, wurde aber von dem Männchen zur Ruhe verwiesen. Nun tappten beide eine Weile fort bis in ein großes Gewölbe; darinnen wimmelte es von grauen Männchen, und eine große Braupfanne voll Gold und Silber blinkte den Bauer an. Kein Wort ließ er von sich hören, und Gott hatte er immer in Gedanken. Dabei steckte er ämsig alle Taschen voll mit dem, was aus der Braupfanne ihm der Berggeist reichte. Durch eine andre Thüre gelangte er dann wieder hinaus ins Freie. Glücklich kam der Mann mit seinen Schätzen heim. Dort packte er aus, zeigte sie seinen Leuten und erzählte alles, was er eben erlebt hatte. Damit mag er es versehen haben, denn bald darauf ist er gestorben. Das Glück will nicht verplaudert sein, eine goldene Sagenlehre. —

305.

Der arme Musikant.

Eine Schaar Musikanten zog bei Nachtzeit heim, an dem Chamsenberge vorüber. Schon von Weitem hatten sie dort im Felsgeklüfte ein Licht gesehen; das mußte etwas Besonderes zu bedeuten haben. Je näher sie kamen, um desto heller brannte jenes Licht. Aber kein Sterbenswort war zu hören und keine Seele war bei dem Lichte zu sehen. Da ergriff die Musikanten alle zusammen ein Grausen und sie liefen auf und davon. Ein einziger blieb stehen; es war der Aermste unter seinen Kameraden und er mußte

darum den großen Rumpelbaß tragen. Er dachte: du hast einmal nichts, willst es versuchen, und deine Haut zu Markte tragen. Gefaßt ging er auf das Licht los, das ward vor seinen Augen immer größer, wie ein Feuer so groß. Auf ein Mal that es einen lauten Knall. Das Feuer war ausgelöscht, und feurige Kohlen prasselten dem Manne auf den Rock und auf den Rumpelbaß. Mit Gekrach zersprangen die Saiten. Der Musikant schüttelte so gut es ging die Kohlen ab, und lief nun seinen Kameraden nach. Im laufen klang und klapperte es ganz wunderlich in seinem Basse. Er horchte und that dann einen Griff durch das Schalloch. Feurige Kohlen waren in den Baß geflogen. Er nahm eine Hand voll heraus. Die Art brannte nicht an die Finger; die Kohlen waren in pure Goldstücke verwandelt.

306.

Der Stadt Pösneck Ursprung und Name.

Die Stadt Pößneck soll ihre ursprüngliche Gründung den fleißigen Sorben danken, welche das Land umher urbar machten und bebauten. Das Stadtrecht erhielt dieser Ort durch den Markgrafen Wipprecht von Groitsch, von dem man sagt, daß er auch Oppurg erbaut habe. Nach dieses mannlichen Grafen Tode kam Pößneck an die Grafschaft Haugk, und einer derselben Grafen münzte große Pfennige von Silberblech, darauf stand: CONRAD COMES ARNSHAVK. D. S. N. IN AVMA POSN. ET TRIPTIS. Schon im Jahr 1300 umzog eine einfache Mauer Pößneck, die später erhöht wurde, aber noch frei

von Häusern war. Im Jahre 1464 zählte die Stadt nur 219 Häuser; diese Zahl war 1794 auf 400 angewachsen und jetzt hat die Stadt über 500 Häuser. Der Ursprung des Namens dieser nahrhaften und gewerbfleißigen Stadt wird verschieden angegeben. Einige wollen: Ein Ritter, Posek geheißen, stritt zu Kaiser Heinrichs des Finklers Zeiten mannlich mit gegen die Hunnen. Da stellte ihn zum Lohn seiner Tapferkeit Heinrich zum Aufseher über diese Gegend und begabte ihn mit einem Strich Landes. Den nahm Ritter Posek in Besitz und baute sich ein Schloß über Wernburg, das nahe bei Pößneck liegt, umzog es mit einem Graben und wohnte allda. Er starb kinderlos und später ist seine Burg verfallen, doch sieht man noch ihre Stätten, und nennt diese Burgstättel.

Andere sagen: die Gegend und die Stadt wurde „der Bösen Ecke" genannt, wegen der vielen Raubritter, die sich dort und rings umher aufgehalten, und die ganze Gegend unsicher machten. Doch trifft solcher Vorwurf die Stadt mit Unrecht, denn sie behauptet das Lob guten Regimentes bis in frühe Zeiten hinauf. Noch Andere leiten den Namen, und nicht ohne Wahrscheinlichkeit, von den ursprünglichen Gründern und Erbauern, den Sorbenwenden ab, da der Ort wendisch Pisnig, auch Pesnitz genannt und geschrieben worden. Später meist Peßnig, so daß ohnehin von der Ecke keine Rede sein kann.

Auf dem nahen Berge, der noch die Altenburg heißt, soll auch ein Schloß gestanden haben, das Wiprecht von Groitsch erbaute, auf dem Kochsberge aber ein Heidenbau, und von diesem sei eine Luftbrücke nach dem andern Berge, auf dem das Hauptschloß stand, hinübergegangen. Dieses schon von den Heiden aufgeführte Schloß hieß

„zum Stein", und nachdem es gebrochen war, sind die Steine desselben zum Neubau des Schlosses Brandenstein verwendet worden.

307.

Das Holzweibel auf der Karrendeichsel.

In Wöhlsdorf war ein Schäferknecht, der trieb gewöhnlich seine kleine Heerde nach dem Brandholze hin, das nicht weit von Ranis liegt, und dort, wo der Pferch aufgeschlagen war, stand auch sein kleiner Karren, darin der Knecht die Mittagsrast hielt, und auch bisweilen übernachtete. Es war ein stiller fleißiger Knecht, der seine müssige Zeit mit stricken ausfüllte, wie in manchem Lande üblich. Dem gesellte sich ein Wald- oder Holzweibel zu, das ihm oft die Verfolgungen klagte, die es mit seinen Verwandten vom wilden Jäger erdulden müsse, und gegen die nur drei besonders in einen Baumstamm oder sonstiges Holz eingehauene Kreuze ein Asyl gewährten. Da schnitt der Knecht in die Deichsel seiner Hütte auch drei Kreuze, damit das arme Holzweibel darauf einen Schutz hätte, da saß es denn oft und erzählte ihm, und wenn der wilde Jäger sich hören ließ, flüchtete es eilig auf die Deichsel, da war es sicher. Zum Danke schenkte das Holzweibel dem Knecht ein Strickknaul, das hatte die Tugend, daß es kein Ende nahm, man mochte davon abstricken, so viel man wollte. Da war nun der gute Knecht um so fleißiger. Der wilde Jäger aber hatte das Holzweiblein, aus Aerger, weil es so sicher war, besonders auf dem Strich, und eines Nachts braus'te er mit dem ganzen wüthenden Heere heran, und da er das Wald-

weibel nicht fassen konnte, so brach er die Deichsel von der Hütte, darauf es saß, mit sammt dem Weiblein und den drei Kreuzen, und führte sie auf und davon. Lange strickte noch der Knecht von dem geschenkten Knaul, erzählte auch jedem, der es hören wollte, von dessen guter Eigenschaft, und wie er dazu gelangt, und dennoch blieb des Knauls Tugend, bis er's endlich einem Bekannten, der daran Zweifel erhob, in die Hände gab, und die Erlaubniß, für sich so viel davon abzuwickeln als er möge, da war das Knaul gleich alle und war da gewesen für immer.

308.

Die fleißige Spinnerin.

Zu Lepitz, westlich von Pößneck, lebte eine alte fleißige Frau, der war spinnen die größte Lust; rastlos spann sie Jahr aus Jahr ein, Tag für Tag und nur ungern gönnte sie sich an Sonn- und Festtagen Ruhe. So kam's, daß sie auch an einem heiligen Dreikönigsabend, gegen das Herkommen und gegen die Gewohnheit selbst der fleißigsten Spinnerinnen, ihre Arbeit nicht aussetzte. Halb im Scherz, halb im Ernst warnten die Ihrigen: Hütet Euch! Wenn die Perchtha kommt, könnt' es Euch übel ergehn! — Oho! erwiederte das fleißige Mütterlein, die Spinnefrau spinnt mir und euch kein Hemde, das muß ich selbst thun! Jene gingen schlafen und die Alte spann rüstig fort. Mit einem Male war die Perchtha zur Stelle, schob von außen das Fenster auf, schaute wild in die Stube herein, warf eine Hand voll leere Spuhlen auf den Schoos der Alten, und rief: Nun spinne, wenn

du gar keine Ruhe hast, auch die noch voll in einer Glockenstunde, wo nicht, soll es dir übel ergehen! Da war die zwar erschrockene, doch entschlossene Alte her, nahm die Spuhlen zur Hand, spann auf jede einige Reisen Flachs, trug dann alle, ehe noch die Stunde verfloß, in ihrer Schürze hinaus, und warf sie sammt und sonders in den am Hause vorbeifließenden Kutschbach. Da hat die Perchtha, als sie wiederkam, der fleißigen Alten nichts anhaben können.

309.

Der Thränenkrug.

Zu Bodelwitz, ohnweit Pößneck, hatte eine Mutter das Unglück, daß ihr einziges Kind starb. Sie beweinte es ohne Aufhören und ihr Jammer war herzzerschneidend. Kein Ende fand sie ihrer Thränen und als sie nun drei Nächte lang unaufhörlich geweint hatte und wieder auf dem Gottesacker an des Kindes Grabe kniete, da war es gerade Perchthenzeit, und es zog die Perchtha vorüber mit ihrem Kinderseelenheer und da war auch jenes Kindlein dabei, das trug ein Krüglein in seinen Händchen, das war voll Thränenfluth bis an den Rand, konnte deshalb den andern nicht folgen, und nicht über eine Umfriedung gelangen, darüber die anderen schnell hinwegkamen. Da wollte es die Mutter hinüberheben, und das Kindlein sagte: Ach Mutter, siehe, das sind Deine Thränen, die Du um mich geweint hast, und so noch viele in den Krug fallen, so kann ich nimmer zur Ruhe gelangen. Und die Mutter hob sanft das Kind und da sagte es:

„Ach wie warm
Ist Mutterarm!“

Die Mutter aber konnte nicht anders, sie weinte noch einmal ihr volles Herz aus, daß der Thränenkrug schier überzufließen drohte, dann aber weinte sie keine einzige Thräne mehr.

Ganz dieselbe Sage begegnet auch in Wilhelmsdorf bei Ranis.

310.

Der gefährliche Werber.

Ein junges Bauermädchen aus Bodelwitz hatte seine liebe Noth mit einem grauen Männchen. Auf Feld und Wiese, wo es arbeitete, auf jedem Rain, worauf es graste, war auch das Männchen da, und bat und trieb, das Mädchen solle mit ihm gehen, es wolle ihm große Schätze zeigen. Wenn sich das geplagte Mädchen beschwerte über das Aufsehen, das ein solches Beisammensein mit dem grauen Männchen unter den Leuten machen werde, versicherte der kleine Werber: ihn sähe kein Mensch sonst mit leiblichen Augen, als allein das Mädchen. Als alles drängen und treiben nichts helfen wollte, zeigte er eine schöne goldgelbe Blume, die vor dem Mädchen aufgewachsen war, und verlangte, es solle selbige abzupfen. Sie that es aber nicht. Das nächste Mal bot ihr der Kleine eine wunderherrliche Blume von blauer Farbe an. Das Mädchen weigerte sich standhaft, mochte nichts mit dem grauen Männchen noch mit seinen Blumen zu schaffen haben. Endlich war es eine kohlschwarze Blume, die vor ihr stand. So etwas hatte sie noch niemals gesehen. Sie

zupfte sie, steckte sie an das Mieder, und in drei Tagen war sie tod.

311.

Frau Perchthen-Bier.

Ohnweit Bodelwitz liegt Döbriz, in dessen Feldflur ein dreieckiger Acker befindlich ist; auf diesem pflegt zur Frühlingszeit Frau Perchtha zu pflügen. Einst sollte ein Mädchen aus Döbriz in Bodelwitz Bier holen, und that dieß auch, gleich jenen Knaben in Schwarza (s. S. 42), da stieß der Rückkehrenden Frau Perchtha auf, die auf ihrem Ackerpfluge saß, und alsbald zu dem Mädchen trat. Frau Perchtha mochte von ihrer Arbeit sehr durstig geworden sein, denn sie trank mit vielem Wohlbehagen das Bier aus der Gießkanne bis zum Grunde aus, und es schmeckte ihr. Als sie dieß gethan, that sie noch etwas — sie ließ ihr Wasser in den Gießer, gab diesen dann dem Mädchen zurück, und sagte: Komm fein bald wieder! — stopfte ihm auch noch einige Holzspähne in den Schuh, und als das Mädchen daheim die Schuhe auszog, fielen sechs Goldstücke heraus. Das arme Kind war so voll Schreck und Angst, daß es kein Wort sagte, und doch sah es mit Grauen, wie gut seine Leute sich das von ihm mitgebrachte Perchthen-Bier schmecken ließen, das noch dazu, gleich jenem Hollen-Bier zu Schwarza, kein Ende nahm, bis das Mädchen das Geheimniß offenbarte; da war es mit einemmal alle.

312.
Die Häckelweiber.

Im Godaminteiche und im Erinnelsloche — beide sind in der Nähe des Dorfes Oelsen zwischen Saalfeld und Ranis — leben Wassernixen, die vorzüglich den Kindern gefährlich sind, wenn sie diesen Stellen zu nahe kommen. Die Mütter warnen noch jetzt ihre Kleinen mit den Worten: Geht nicht so nahe an das Wasser, sonst ziehen euch die Häckelweiber hinein. Diese Benennung deutet auffallend nach dem Hackelmärz der Sage 23, Seite 36. Auf den Wiesen, die an den Godaminteich und an das Erinnelsloch grenzen, breiten diese Nixen, besonders um die Mittagszeit, ihre blendendweiße Wäsche aus, tanzen Kreiseltänze und singen mit lieblichen Tönen dazu nach ihren eigenen Weisen. Oft wurden in frühern Zeiten die Anwohner jener Gegend getäuscht durch den Nixengesang, liefen hinzu, und wurden zuweilen in die Tiefe hinunter gezogen. Das Erinnelsloch besonders soll unergründlich sein. Als man einst, um seine Tiefe zu untersuchen, einen Wiesebaum hineinstieß, so sank derselbe unter und kam einige Zeit darauf im Dorfteiche zu Oelsen wieder zum Vorschein.

In uralter Zeit soll auch in dem bekannten Erinnelsloche eine weise Frau mit grauen Haaren gewohnt haben. Sie war mit zwei Ketten angeschlossen. Die Bewohner der Umgegend kamen zu ihr und fragten bei wichtigen Angelegenheiten dieselbe um Rath. Auf dem großen Steine, der vor dem Eingang zum Loche, oder zur Grotte liegt, wurden der weisen Frau vor Sonnenaufgang von denen, die Rath begehrten, Speisen hingesetzt.

313.

Teufelsspuk am Bufferteiche.

Im Jekawitz oder Teufelsthale, das sich von Wöhlsdorf hinab nach Crölp zieht, befindet sich der Buffertsteich. An der östlichen Seite desselben erhebt sich ein Fels, in welchem früher die Teufelstreppe zu sehen war; nordwärts ist die sogenannte Teufelsmühle, eine Quelle, in deren Tiefe Spuren von uraltem Gemäuer aufgefunden worden sind. Auf diesem Teiche fuhr sonst bei Nachtzeit der Teufel mit Fackeln auf einem Kahne, während weibliche Gestalten, mit Fackeln in den Händen, jene Quelle, die Teufelsmühle, umtanzten. Zuletzt verschwand der Spuk jedesmal an dem Teufelshügel, welcher auf der westlichen Seite des Teiches befindlich ist.

An diesem Hügel wurden Spuren alter Gräber entdeckt. Beim Schlämmen des Teiches fanden die Arbeiter steinerne Streitärte und bronzene Ringe. Die Nähe des Herthhaines und des Herthloches lassen vermuthen, daß auch hier vielleicht der Erdmutter Hertha schauerliche Opfer gebracht wurden.

In der Wegmitte zwischen Ranis und Wöhlsdorf befindet sich eine rings umzäunte Wiese, in alten Urkunden die Schnibige benannt. Dort erscheint um Mitternacht ein Reiter auf weißem Pferde. Das Pferd hat keinen Kopf und der Reiter hat einen grauen Bart, fliegende Haare und ist bloß mit einem langen Hemde bekleidet.

Auf der Wiese ist eine schöne Quelle und auf dem angrenzenden Felde befanden sich Heidengräber, auf denen große Steinplatten lagen.

314.

Der Mönch auf Burg Ranis.

Von der Burg Ranis gehen viele Sagen, unter andern auch die von einem vermauerten Kinde, von einer goldenen Schäferei im tiefen Grunde des Burgberges, von einem spukenden Mönche, und von vielen Schätzen.

In den unterirdischen Gemächern von Burg Ranis lebte in frühern Zeiten ein Mönch, welcher eine ganze Braupfanne voll Gold besaß. Wenn die alten Besitzer der Burg Geld bedurften, so wendeten sie sich an den reichen Mönch, und erhielten, was sie verlangten, unter der Bedingung der pünktlichen Wiedereinzahlung. Der Zugang zu der unterirdischen Wohnung des reichen Mannes war eng und niedrig im dritten Hofraume der Burg, rechter Hand dem Brunnen gegenüber. Vor Jahren wagte ein Knecht durch die Oeffnung einzusteigen und fand den Mönch tod über der Braupfanne liegen. Er schnitt zum Wahrzeichen einen Fetzen von des Mönchs Gewande. Als der Waghals jedoch schon wieder sich in Sicherheit wähnte, drehte sich der Mönch um und gab ihm einen Druck in den Nacken, woran er bald darauf starb. Seit der Zeit ist der Zugang vermauert worden.

Oft saß der Mönch auf der Burg neben dem vordern Thurme. Das Gesinde sah es nicht selten mit an, wie er Geld dort zählte, und mit zählen nicht aufhören konnte. Wo er gesessen hatte, fand ein Knecht allemal Geld. Zuletzt lud ihn der Mönch gar ein, den Schatz zu heben, den er zu bewachen habe. Der Knecht aber, eine gute ehrliche Haut, nahm weder das dort liegende Geld, noch mochte er sich mit der Hebung des Schatzes einlassen, und

da er nicht zu überreden war, brach ihm der Mönch zuletzt das Genick, denn nur durch den, und durch keinen andern hätte er durch Hebung des Schatzes erlöst werden können.

315.

Die Alten auf Burg Ranis.

Noch sind nicht 100 Jahre ins Land gekommen — erzählte ein 80jähriger Greis — seit sich allnächtlich eine Menge uralter Männer im Rittersaale der Burg Ranis zusammen fanden, eine lange Tafel mit einander hinein trugen, und dann die ganze Nacht durch Geld daran zählten. Sie hatten lange weiße Bärte. Am Morgen verschwanden diese Greise wieder, und oftmals pflegten sie unter die Schloßbewohner von ihren Schätzen auszutheilen, aber die Leute konnten nichts davon gebrauchen, denn das Geld war von Leder.

In einem Garten an der alten Stadtmauer und am Fuße der Burg hatte ein ehemaliger Besitzer des gegenüberstehenden Hauses schon oft ein Licht brennen sehen. Als diesem Manne nun auch träumte, daß dort ein Schatz liege und zu heben sei, machte er sich einmal während der Nacht auf, grub fleißig darauf los, und fand wirklich den Schatz. Schon hatte er sich fast desselben bemächtigt, da kam ein uralter Greis zum Thore herein, und rief dem nächtlichen Arbeiter zu: Immer noch so fleißig? — Ja! antwortete der Schatzgräber; da versank der Schatz so schnell wieder, daß er kaum seine Hacke noch erhalten und davon bringen konnte.

316.

Der Gesang im Engelsberge.

In der Gestalt eines großartigen Rundwalls erhebt sich hinter dem Dorfe Seibla der Engelsberg. Ein schönes Schloß, das in uralter Zeit darauf stand, ist in der Zeiten Lauf mit allen seinen Bewohnern versunken. An der Westseite des Berges zeigt sich stets nach 7 Jahren der Eingang. Eine Hirtenfrau, so wie der jetzige Besitzer des Berges behaupten, die Thüre gesehen zu haben. Der Schlüssel jedoch, der allein die Thüre öffnen kann, liegt unter einem der großen Steine, die den Weg von Seisla nach Dobian umlagern. Spät ging einstmals ein Bewohner von Seisla aus Wilhelmsdorf heim. Am Engelsberge setzte er sich nieder in der schönen Sommernacht. Da schlug es 11 Uhr auf Burg Ranis. Mit dem letzten Glockenschlage begann ein schöner, feierlicher Gesang inwendig in dem Berge. Aufmerksam lauschte der Mann, und als es 3/4 auf 12 Uhr schlug, dünkte es ihm, als würde in dem Innern des Berges eine Thüre zugeschlagen, und alles war darauf wieder ganz ruhig und stille.

317.

Das Teufelsthor bei Seisla.

Zwei große Felsenblöcke erheben sich am Wege, der von Seisla nach dem Altar führt und stellen das Gebilde dar, welches man das Teufelsthor benennt, insofern Fuhrwerk und Wanderer zwischen ihnen durch passiren müssen. Die Sage erzählt: der Teufel habe diese

Felsenstücke von dem hohen, gleich daran stoßenden Berge herab ins Thal geworfen, in der Absicht dieses Thor zu erbauen.

Die Nähe des Buchenberges, worauf ein heidnisches Heiligthum sich befand, läßt in diesem Teufelsthore den Eintritt in jenes Heiligthum vermuthen. Das Dörfchen Saalthal, nahe am Saalstrome, heißt auf älteren Karten und im Volksmunde auch das Alter, welches allerdings die mittelhochdeutsche Benennung für Altar ist. Ein heidnischer Opferaltar soll sich dort befunden haben.

318.

Das Nixenkind.

Ein Bauer von Wilhelmsdorf, auf alten Karten auch Willmannsdorf geschrieben, in der Nähe von Saalthal, zog mit Vieh und Ackerpflug von seinem Tagewerk nach Hause. Als er an einer Berggrube vorüber kam, saß eine Wassernixe dort, rang die Hände und jammerte, daß ihr die hellen Zähren aus den Augen traten. Das ging dem Manne zu Herzen, er hielt stille und fragte: was es denn gegeben habe? Da erfuhr er, daß der Nixe ihr kleines Kind gestorben sei, und sie wisse nicht, was sie damit anfangen solle. Wenn es euch um weiter nichts zu thun ist — sagte der Bauer — so legt das tode Kind nur auf meinen Ackerpflug; ich will es mit ins Dorf nehmen und es auf unserm Kirchhofe wie ein Christenkind begraben. Die Wassernixe wischte die Augen aus und fragte freundlich: was er für solchen Liebesdienst für Lohn begehre? Im Augenblicke wußte sich der Bauer nicht zu

besinnen, was ihm fehle, endlich fiel ihm ein, daß er ein Loch in seinem Strumpfe habe, und meinte, ein paar Fäden Zwirn könne er allenfalls gebrauchen, wenn die Nixe ihm damit aushelfen könne, dann wäre ihnen beiden geholfen. Die Nixenmutter drückte einen ganzen Zwirnknaul ihm in die Hand, mit der Weisung: er solle nur nach keinem Ende im Knaule suchen, dann werde auch, so lange er lebe, der Knaul kein Ende nehmen.

319.

Der Tanzteich bei Wilhelmsdorf.

An einer Quelle beim Eintritt in eine enge Thalschlucht, die nach der Saale zu liegt, stand ein Gasthaus. dort tanzten die Vorfahren der Bewohner von Wilhelmsdorf, und wer dahin kam, tanzte mit. Als sie aber einst auch am Himmelfahrtstage ihrer Tanzlust keinen Einhalt thaten, versank das Haus und alle Tänzer und Tänzerinnen mit demselben. Ein Teich kam an der Stelle, wo das Haus gestanden, zum Vorschein; er führt den Namen: der Tanzteich, und die Quelle wurde seit jener Zeit Gottschau genannt, weil Gott sich alldort den Verächtern des heiligen Tages schauen ließ.

Diese Sage ist fast völliger Widerhall jener vom Tanzteiche bei Sachswerfen am Harze.*)

---

*) D. S. B. 409.

320.

Perchtha, die Heimchenkönigin.

In der Gegend von Bucha und Wilhelmsdorf zwischen Ranis und der Saale lagen einst zwei stattliche Dörfer, Cosdorf und Rödern, bewohnt von reichen Bauern, deren Flurensegen ein ungewöhnlicher war. Selbst die steilen Höhen am rechten Ufer des hier melancholisch rinnenden Saalstroms zeigten gute Bodenergiebigkeit. Das machte, daß die ganze Gegend von Heimchen bevölkert war, einem friedlichen und meist harmlosen Zwergengeschlechte, das öfters Theil nahm an der Menschen Arbeit und Freude, Last und Lust, und sich stets hülfreich zeigte. Die Heimchen hütheten meist ungesehen Vieh und Feld, wachten über die Kinder, wenn die Aeltern fern waren, und erwiesen ihnen den Schutz guter Geister. Bisweilen ließen sie sich auch sehen, zeigten sich als freundliche, kindlich heitere, neckische Wesen, mit nur einigen Seltsamkeiten in ihrer äußern Erscheinung, und lebten mit den Menschen in unbefangener Vertraulichkeit. So blieb es lange, doch nicht immer in den Dörfern Cosdorf und Rödern. Die Heimchen hatten eine Königin, Perchtha, die ward geschildert als eine hohe und schöne Frau, mild und liebreich, wie ihr Völklein, der geschah alles zu Liebe, und auf ihr Geheiß waren die Heimchen auch für die Menschen so hülfreich und thätig. Einst aber kam zu den Bewohnern ein ernster Mann aus der Ferne daher, der niemals lachte, der lehrte dem Volke einen neuen Glauben, und sagte: Perchtha sei eine Teufelin, und ihr Völklein das seien die Seelen der Kinder, die ungetauft gestorben wären, und deshalb nach dem Tode nie die

Seligkeit erlangen könnten. Die Frau Perchtha sei das Teufelsgespenst, welches in gewissen Nächten, namentlich in der Christ- und Dreikönigsfestnacht durch die Lüfte fahre, und den Frauen und Mägden den Rocken verwirre, auch tausche sie mit sammt den Heimchen gern die Menschenkinder ein, und schiebe an deren Statt gräuliche Wechselbälge. Diese Lehre faßte tiefe Wurzel, die Menschen mieden nun die harmlosen Heimchen als unheimlich, bargen die Kinder vor ihnen und verschmähten ihre Hülfe. Da ward an einem dunkeln Dreikönigsabend der Fährmann unten in Preswitz zwischen der Hohewest- und der Alter-Mühle gerufen, und als er zum Strome kam, sah er eine verschleierte stattliche Frau im schloßenweißen Kleide, und viele Kinder um sie her, die alle trübe und traurige Mienen hatten, und es graute dem Fährmann, er gedachte auch der Lehre von der Teufelin, und daß just Perchthazeit und wollte nicht überfahren. Da bedräuete ihn aber Frau Perchtha, denn sie war es wirklich, sehr hart, und er fuhr über, und zwar dreimal, denn sein Kahn faßte nicht die Menge der Kleinen, deren immer mehr zu werden schienen, und der Nachen war jedesmal schier übervoll. Drüben am jenseitigen Ufer stand auf einem Ackerfelde, das dem Fährmann gehörte, dessen Pflug, und an ihm zimmerte ausbessernd Frau Perchtha, und als die Ueberfahrt vollendet war, bedeutete sie jenen, als Lohn seiner Mühe die abgefallenen Spähne zu nehmen. Unwillig über so argen Hohn und kargen Lohn, doch voll Furcht vor dem Nachtgespenst raffte der Schiffer einige Spähne auf, fuhr heim und legte sich schlafen. Am Morgen darauf fand er drei schwere Goldstücke, und ärgerte sich, nicht mehr Spähne eingesteckt zu haben. Und

nun war jene Gegend die Heimchen sammt ihrer Königin los, aber auch ihrer Hülfe und ihres Segens, die Fluren verödeten, und die Dörfer Cosdorf und Rödern, wo jene vornehmlich gehaus't, wurden im Kriege zerstört und ganz zu Wüstungen, so daß man deren Stätte nicht mehr weiß. Die Stromgelände sind düster und unfruchtbar, und über dem ganzen Gebiet lagert eine gewisse unaussprechliche Schwermuth. Eigen ist es, daß eine ganz ähnliche Sage von der Perchthen-Ueberfahrt über die Saale auch weiter unten bei Causdorf erzählt wird, nicht minder über die Elster bei Cöstritz ohnweit Gera.

321.

Die goldene Wiege.

Eine Wilhelmsdorfer Bauernfrau ging in's Holzlesen auf den Hungersberg. Als sie bei ihrer Arbeit war, hörte sie was wimmern, und fand, wie sie der Stimme nachging, tief im Walde ein niedlich Kindlein, das weinte und lag in einer Baumrinde. Die Bäuerin hatte selbst daheim einen Säugling, und so erbarmte sie sich des Hülflosen, dachte, seine Mutter werde sich auch im Walde befinden, oder vielleicht weit weggegangen sein, und reichte dem kleinen zarten Schreier die Brust. Es war aber eines Waldweibleins Kind, und plötzlich kam dieses und freute sich gar sehr über die gutthätige Bäuerin. Als es sein gesättigtes Kindlein wieder in Empfang genommen hatte, reichte es der Bauernfrau die Wiege des Kindes als eine Belohnung dar, diese lächelte aber und sagte, sie habe Holz genug gelesen, bedürfe der ge-

ringen Rinde nicht, doch brach sie ein Stückchen davon ab und warf es auf ihr übriges Reissig, worauf sie den Heimweg antrat. Als sie des andern Tages einheizte, glitzerte etwas ganz hell in der Reissigwelle, und mit Verwunderung sah die Bäuerin, daß es der Splitter jener Wiege und von gediegenem Golde war.

322.

Das vertriebene Holzweibel.

Zu Wilhelmsdorf hielt sich im Hause einer Bauernfrau ein Holzweibel auf, das war gar hülfreich und thätig, in Haus und Hof, Küche und Keller, Stall und Stadel. Es scheuerte, fütterte, molk und mähte, und der Hausstand dieser Bäuerin war der blühendste im Orte. Abends hatte das hülfreiche Holzweibel sein Plätzchen hinter dem Ofen, sagte den Leuten gute Lehren und Sprüchlein, z. B. Schneid das Brod gleich, so wirst Du reich, oder: Pich kein Brod, so leid'st Du keine Noth! Back' keinen Kümmel in's Brod. Schäl' keinen Baum, erzähl' keinen Traum — und Andere. Das Waldweibel beschickte auch den Ofen, und half kochen und backen, dabei jedoch erwieß es sich nicht in alle Wege zur Zufriedenheit der Hausmutter, denn insgemein nahm es den ersten Klos für sich heraus, und verzehrte ihn hinterm Ofen, ehe noch angerichtet wurde, und so that es auch mit dem frischbackenen Brode. Da gedachte die Frau des Sprüchleins: back keinen Kümmel in's Brod, — und da buk sie nun zum Trotz dem Weibel Kümmel in's Brod, und piepte es, d. h. sie machte mit den Fingerspitzen Eindrücke in die Brode, bevor sie in

den Backofen geschoben wurden. Kaum aber schmeckte das Waldweibel den ihm verhaßten Kümmel, und sah, daß dasselbe gepiept war, so schrie es zornig die Hausfrau an:

Hast Du mir gebacken Kümmelbrod,
Buckst Du Dir selbst die schwere Noth!

Und ging auf und davon. Und wie die glückbringende hülfreiche Hand des Holzweibels nun fehlte, ging es im Hause jener Frau alsbald mit dem Wohlstand den Krebsgang, und sie kam so herunter, daß sie weder Brod mit noch ohne Kümmel hatte.

323.

Holzweibel beklagt sein Männchen.

Mein Großvater, erzählte ein junger Bursche aus Wilhelmsdorf, saß an einem sehr dunkeln Winterabende mit den Seinen um den Tisch, als plötzlich die Thüre auffuhr und ein Holzweibel mit Geheul und Geschrei hereintrat, und jämmerlich die Hände rang, indem es schmerzvoll ausrief: Huhu, der wilde Jäger! huhu, hat mein Männel erschossen! Huhu! — Alle erschracken, doch der Hausvater fragte: Und warum denn, was hat's denn gethan? Da seid Ihr Schuld daran! erwiederte weinend das Holzweibel: Ihr habt heute wieder ein Bäumchen auf den Stamm gedriebt*), da muß allemal eines von uns sterben: Huhu! Thuts nicht wieder! Um Gotteswillen nicht, huhu! Und da ging das Weibel in der Stube

*) Drieben heißt in der Volkssprache des Voigtlandes ein Bäumchen so lange umdrehen, bis Rinde und Bast sich vom Stamme lösen.

herum und mußte ihm jedes die Hand darauf geben, nicht wieder Bäumchen zu drieben. Als dies geschehen war, gab die Hausfrau dem Holzweibel einen Teller voll Sauerkraut und ein Stück Brod, das nahm es und kroch damit hinter den Ofen, aß und schluchzte aber immer dabei. Es blieb auch die Nacht über hinter dem Ofen sitzen, am frühen Morgen, als die Familie wieder in die Stube kam, war es aber über alle Berge.

324.

Der verschmähte Kuchen.

Von Wilhelmsdorf nach Dobian führt der Fußsteig an einer einsamen Bergwand, „die Eisengruben" geheißen, vorbei, in deren Nähe ein Stück Ackerland liegt. Darauf pflügte einst ein Knecht aus Wilhelmsdorf, der hörte plötzlich ein Gemurmel feiner Stimmchen, die schienen aus der Felswand zu kommen. Der Knecht spähte umher, sah aber nichts Lebendes, doch ging das Gerede fort, und wie er recht aufmerksam hinhorchte, so vernahm er, daß zwei Waldweiblein mit einander Zwiesprach hielten, über Kuchen, den sie backen wollten, von denen das eine Vorbacken (eine Art Brodkuchen), das andere Käsekuchen (Mattenkuchen) backen wollte. Da rief der Knecht laut und vorlaut: Ei! Mir auch ein Stück, wenn ihr ausgebacken habt! worauf das Gespräch im Fels verstummte. Wie der Knecht seine Mittagsruhe gehalten, und seinem Pfluge wieder nahte die Arbeit fortzusetzen, siehe, da lagen zwei große Stücke von beiden Kuchenarten auf dem Pfluge. Der Mann erschrack, hielt den Kuchen für Teufelsspuk und

warf ihn vom Pfluge. Flugs lagen beide Stücke wieder darauf. Da nahm er sie, und warf sie so weit von sich, als er sie nur wegzuschleudern vermochte, und da drang aus der Felswand ein zorniger Aufschrei. Grauen erfaßte den Pflüger; er kam matt und müde heim, legte sich hin, bekam ein Fieber und starb.

325.

Das verwünschte Bergwerk.

Zu Wilhelmsdorf wurde in alten Zeiten lebhafter Bergbau mit vielem Glücke betrieben. Ein junger Bergmann wollte eines Morgens auf die Grube gehn. Noch hast Du Zeit — jammerte seine an heftigen Gichtschmerzen darnieder liegende alte Mutter — trage mich erst noch in den Garten und lege mich dort in die Sonne, daß ich mich noch einmal letze an der schönen Gotteswelt. Der fromme Sohn nahm die Mutter auf seine Arme, machte ihr ein Lager in dem Garten zurecht, und kam darüber etwas zu spät bei der Grube an. Heftig setzte deshalb der Steiger den späten Ankömmling zur Rede. Der junge Bergmann vertheidigte sich in dem Gefühle, seine Kindespflicht erfüllt zu haben, die Gemüther erhitzten sich und im Wortwechsel stieß der Steiger den Bergmann hinunter in den tiefen Schacht. Zerschmettert und tod wurde er herausgetragen. Die Kunde von der Frevelthat kam zu des Jünglings Mutter. Sie sprang auf, fühlte keine Schmerzen mehr und trat in den Kreis der trauernd um die Leiche versammelten Bergleute. Dort ergriff sie eine Bürste, die zufällig da lag, und schleuderte sie hinunter

in die Tiefe des Bergwerkes unter der Verwünschung: So viele Jahre, als Borsten in dieser Bürste sind, soll das Bergwerk rings umher für Menschenhände sich verschließen! — und stürzte entseelt an ihres Sohnes Seite nieder. Der Fluch ging alsbald in Erfüllung. Wilde Wasser fielen ein und ersäuften die Schachte. Die Bergleute mußten sich in andere Gegenden wenden. Die Gruben sind noch vorhanden, das Erz findet sich noch, doch niemand wagt den Bergbau von Neuem zu beginnen, denn noch nicht die Hälfte der Jahre soll verflossen sein, welche die Bürste in der Tiefe fordert.

Unter andern Umständen soll das Goldbergwerk zu Reichmannsdorf mit einem Nösel Mohn verwünscht worden sein.

326.

Der Otterkönig.

An der Saale, in der Nähe des sogenannten Kessels unter Wilhelmsdorf, ließ sich in den ältesten Zeiten, und läßt sich zuweilen noch in unsern Tagen eine Otter sehen, welche eine kleine goldene Krone auf ihrem Köpfchen trägt. Schon manchem Bewohner der Umgegend hat es nach dieser Krone gelüstet, doch sie zu erlangen ist keine gar leichte Sache. Man muß zuvörderst ein weißes, reinliches Tuch bei der Hand haben, dieses Tuch wird, wenn man auf den Otterkönig trifft, vor demselben auf den Erdboden ausgebreitet, und das Begehr nach seiner Krone ausgesprochen. Kaum geschehen, so muß der Beschwörer schleunigst entfliehen. Der erzürnte Otterkönig verfolgt ihn aufs heftigste, und es kostet ihm das Leben, wenn er

nicht durch das Wasser sich retten kann. Nur einem armen Manne aus dem Losthale soll vor langer Zeit der Raub dieser Königskrone gelungen sein. Denn als er nach gelungener Flucht am andern Morgen nach seinem Tuche sah, hatte der Otterkönig die goldne Krone darauf abgelegt.

327.

Nixenliebschaft.

Die Nixe, die in der Saale wohnt, kam vor Zeiten auch manchmal ans Land. Bethört von ihrer Schönheit hatte sich ein unlängst erst verheiratheter Bauer aus Wilhelmsdorf in einen Liebeshandel mit der Nixe eingelassen. Die junge Frau merkte Unrath, schlich ihrem Manne nach, und traf richtig die beiden an, wie er mit ihr koste und sie ihren Arm um ihn geschlungen hatte. Das konnte sie nicht so mit ansehen, denn sie hatte ihren Mann freßlieb. Sie trat vor, zerraufte sich die Haare und jammerte dazu, als wollte sie sich die Augen aus dem Kopfe heulen. Die Nixe aber sprach: Weil Du Deinem Manne so gar gut bist, so nimm ihn mit, ich will keinen Theil an ihm haben. Das aber mache ich mir dabei aus, wenn Du in die Wochen kommst, und Zwillinge kriegst, so mußt Du mich zu Gevatter bitten. Ob dieß auch in der That geschehen, meldet die Sage nicht, aber außerdem weiß sie von Saalnixen erstaunlich viel zu erzählen. Wäsche bleichten die Nixen beständig. Einen Bauerlümmel, der mit seiner Dreckgeisel die feine Nixenwäsche, die so rein wie Baumblüthe und frischgefallner Schnee auf der Wiese lag, beschmutzte, brach die Nixe auf der Stelle den Hals.

Nicht selten mußten Landleute die Nixenkinder in Wiegen schaukeln, und je nachdem sie dieß Geschäft gut oder schlecht vollzogen, folgte Lohn oder Strafe.

328.

Der Wechselbalg zu Goßwitz *).

Hinter dem Wohnhause des Schulzen Herold zu Goßwitz befindet sich ein altes Gemäuer mit einer kellerartigen Vertiefung, worin man früher zur Zeit der Mitternacht ein Licht unheimlich flimmern sah. Niemand hatte noch den Muth gehabt zu sehen, was dahinter stecke. In einer Winternacht waren die Bursche und Mädchen aus dem Dorfe in der Rockenstube versammelt und im Scherz erboten sich die Bursche demjenigen Mädchen einen neuen Rock zu schaffen, das noch in derselben Nacht Beweis bringen könne, daß es bei dem verrufenen Kellergeist gewesen sei. Der ganze Mädchenhaufe schauderte zusammen. Hoch auf horchte aber die Magd des Hauses, die in einem Winkel der Stube das mißgestaltete Kind ihrer Hausfrau zu warten hatte. „Es gilt — rief das frische Mädchen aus — und bis ich wieder komme habt Acht auf das Kind.“ Eilend lief sie hinter den Gärten hinunter. Da war der Keller und das geisterhafte Licht darin. Vorsichtig schaute sie hinein. — Duckst Du, so werf' ich — rief es ihr daraus entgegen. Wirfst Du, so hasch' ich — erwiederte die Magd ohne ihre Stellung zu

---

*) Vergl. D. S. B. 529, wo aus Versehen Groß witz gedruckt ist.

verändern. — Kuckst Du so werf ich — wirfst Du so hasch' ich — wiederholte es von Seiten des Geistes und von Seiten des Mädchens. — Wirf doch zu, ich hasche schon, rief das Letztere als der Kellergeist zum dritten Male mit seinem Wurfe drohte. Hoch hub sie ihre Schürze auf, der Wurf geschah, und in der Schürze lag ein Kind. Glücklich kam sie damit heim. Neugierig beschaute man den unerwarteten Fund — ein schönes wohlgebildetes Kind. Da kam von dem Lärmen erweckt auch die Herrschaft herbei und erkannte in dem Zuwerflinge froh und erstaunt ihr eigenes Kind. Ausgetauscht war es gewesen gegen jenen Wechselbalg, den man seiner Ungestalt und seines häßlichen Geschrei's halber der Magd zur Wartung übergeben hatte. Vergebens sah man sich nun nach dem Wechselbalge um; er war dem jungen Volke unter den Händen verschwunden.

329.

Die sieben Alten.

Nicht weit von Goßwitz ist ein Berg, „der Gössitz“ genannt. Dort befindet sich eine schauerliche Bergschlucht mit Schwarzholz dicht bewachsen, deren Inneres mit bemoosten Felsengruppen schön geschmückt ist. Dort war es, wo häufig von Verirrten und Leuten, die in das Holz gingen, gerade in der Mittagsstunde 7 vermummte Männer bemerkt wurden, wie sie im engen Kreise um einen viereckigen, bemoosten Felsenstein herumsaßen. Diese Männer hatten lange, graue Bärte, waren in tiefes Stillschweigen versunken und würfelten dabei mit ernsten Angesichten.

Wem dieses Würfeln oder Loosen galt, entdeckt die Sage nicht, doch deutet sie wohl deutlich genug auf das Siebengericht der alten Deutschen hin, von dem noch immer an vielen Orten die „Siebener" zeugen.

330.

Glück bringende Mäuse.

Zu Großkamsdorf war zu alter Zeit ein Bergmann, der auf eigene Rechnung arbeitete. Auf solche Weise hatte er sein und seiner Frau ganzes Vermögen verbaut, aber nichts gefunden, was sich ergiebig bewiesen und Ausbeute versprochen hätte. Zuletzt hatten dem vielgeplagten Manne die Mäuse sogar sein Grubenlicht verschleppt. Wenn er nur wenigstens das wieder gehabt hätte! Halb aus Aerger und Rache, halb um des Lichtes willen, grub er emsig der Spur der diebischen Mäuse nach, und fand dadurch einen Erzgang, reicher, als man je noch einen auf dem ganzen Bergrevier gehabt hatte.

331.

Der verkeilte Wagen.

Zwischen Bucha und Könitz begab sich's einstmals, daß ein Bergmann, der in den Camsdorfer Gruben gearbeitet und Schicht gemacht hatte, an einem Dreikönigsabende heimkehrte. Auf halbem Wege kam er zu der Stelle, wo die Feldwege zwischen Bucha und Groß-Camsdorf, Goßwitz und Könitz sich kreuzen, siehe, da braus'te

ein wildes Gespann rasselnd daher ihm entgegen, und auf dem Wagen saß Perchtha, hielt an und rief dem Bergmann gebieterisch zu, er solle schnell zur Hand sein und mit einem Holzpflock eine schadhafte Stelle am Wagen verkeilen. Der Bergmann war wohl zur Hülfe bereit, doch entschuldigte er sich damit, daß er der Wagnerkunst nicht kundig, auch weder Holz noch Messer zur Hand habe. Die Perchtha jedoch reichte ihm Holz und Messer dar, und er schnitzte den Keil, so gut er's eben konnte, und half dem Fehler des Wagens nach, auch so gut er's konnte. Sehr gnädig that Frau Perchtha nach ihrer Gewohnheit und schenkte dem Bergmann die abgefallenen Spähne, ja sie ließ sich herab, seine Taschen selbst damit anzufüllen, dann fuhr sie weiter, in die dunkle Nacht hinein. Als der Bergmann heim kam, lag seine Frau in Wochen und hatte ihm ein Paar Zwillinge geboren, und wie er nun sein Gewand ablegte, quollen die Spähne, des hülfreichen Lohn und Segen, in Gold verwandelt, aus den Taschen, und er war aller Sorgen enthoben.

Aehnliches soll sich auch zugetragen haben mit zwei Bauern aus Jüdewein, die zu Köstnitz im Kruge saßen und wacker zechten, so daß sie die Heimglocke überhörten. Der Wirth war schläfrig, hätte die späten Nachtgäste gerne fortgehabt, und bemerkte ihnen, sie möchten sich doch nicht zu sehr verspäten, da es Perchthenabend sei. Die Zecher sagten, daß sie, weil sie zu Zweit, sich nicht fürchteten, und endlich brachen sie auf. Just zwischen den nahe bei einander liegenden Orten Jüdewein und Köstitz, auf der Stelle, wo die Landesgrenze hindurchzieht, kam Perchtha mit ihrem zerbrochenen Wagen gefahren und nöthigte die beiden zu Hülfe, sie dann mit Spähnen be-

lohnend. Auch diese verwandelten sich in Gold. Davon ist das Sprüchwort entstanden, dort und anderwärts, daß man sagt, wenn einer gut bei Mitteln ist: „Der hat Spähne.“

332.

Die Vögel auf dem Ipssattel.

Unter der Benennung des großen und des kleinen Ipssattels breitet sich von Großkamsdorf nach Oberwellenborn hinunter eine ziemliche Fläche von Wiesen und Feldern aus. Dort wurden oftmals bei nächtlicher Weile langbeinige Vögel gesehen, auf denen feurige Zwerge saßen. Diese wunderlichen Reiter trieben sich in der Luft geraume Zeit im Kreise herum, und wenn sie dieses Spiel lange genug getrieben hatten, ritten sie in langen Zügen nach den Kattenkuppen und dem heiligen Berge bei Saalfeld hin und verschwanden dort in einer Höhle. Diese Vögel hatten kleine Sättel auf dem Rücken und wurden von den Zwergen mit goldenen Zäumen gelenkt. Auch bei dem Dorfe Eiba, früher Ybe geschrieben, wurde diese luftige Reiterei bemerkt.

An beiden bemerkten Stellen wurden römische Münzen gefunden. — Offenbar erscheinen die örtlichen Benennungen Ips und Ybe verwandt; die falschen Sagen-Erdiftler würden, wäre ihnen diese Kunde geworden, mit Wollust aus den langbeinigen Vögeln eitel Ibisse gezaubert, und, weil die Vögel gesattelt, einen Ibissattel aufgetischt und auf selbem ihr phantastisches Roß wacker getummelt haben.

333.

Die Hohewart und Frau Welle.

In der Nähe von Kaulsdorf über Saalfeld, zwischen erstgenanntem Dorfe und dem Altar, erhebt sich eine Kuppe, die heißt die Hohewart. Dort hatte der wilde Jäger am liebsten seinen Zug, denn dort herum gab es viel des Wildes, das dieser suchte. Einst hörte ein Bauer das wüthende Jagdheer über sich dahin brausen und schrie dem wilden Jäger zu: Halbpart auf der Hohewart! und am andern Morgen hatte er seinen genugsamen Jagdantheil, den ganzen Hof voll todter stinkender Waldweibel und Moosmännel, nebst allerlei unheimlichem Geflügel und Galgenvögeln, und war die Menge gar nicht fortzubringen, und blieb schier eine Woche lang. Erst am Sonnabend Abend war es plötzlich verschwunden.

Auf der Hohewart stand ein alter Thurm, darin soll eine weiße Frau gewohnt haben, welche „Frau Welle" hieß, ein Name, aus welchem sich ganz so schön Veleda dichten läßt, wie aus Chatten Hessen. Nach ihr soll ein nahes Thal auch noch das Valleidathal heißen, sie selbst aber sei eine Rune gewesen, bei der sich die Umwohner Rathes erholt, und nun wandere sie noch, weißgekleidet, mit breitem Gürtel aufgeschürzt, und mit langem, bis zu den Fersen abwallenden Haare. Sie schützte die Waldmännchen und Holzweibel — gehört demnach in den Perchthasagenkreis — wunderlich ist's, daß eine halbverklungene Sage die „Frau Welle" auch als „fahle Kuh" erscheinen und wandern läßt. Auch im nahen Grunde des Wynitzbaches geht an einem Felsenberge, der die Trudenkuppe heißt, eine genugsam be-

zeichnende mythische Benennung, eine weiße Frau mit flatterndem Haare um, die ein blankgeschliffenes Opfermesser in der Hand trägt.

334.

Von der Stadt Saalfeld.

Saalfeld ist eine sehr alte und weitberühmte Stadt. Ihr Gebiet hatte frühzeitig dichte Bevölkerung durch ein germanisches Culturvolk, wie Gräberfunde an reichen und schönen Schmuckgegenständen des heidnischen Alterthums von Bronce längst dargethan haben. Auch an schönen Sagen ist die Stadt Saalfeld und ihre nächste Umgebung so reich, daß mit ihnen allein ein mäßiges Buch sich füllen ließe Die mythisch-dämonische Welt heidnischer Sage thut sich allenden kund in diesem Gau in dem wilden Jäger, der Perchtha, den Nixen, den Drachen, den Bilbzen, den Holzweibeln und Moosleuten, den Bergwerksgeistern und anderen. Aus der Zeit der Heidenbekehrung werden Bonifacius und Lullus genannt; als Grenzfeste gegen die angrenzenden Sorben und Wenden soll die alte Sorbenburg, vom Volke „der hohe Schwarm" genannt, deren Ruine noch immer trotzig dasteht, erbaut worden sein. An die Abgrenzung Thüringens gegen die Sorben soll als Wahrzeichen das an der St. Johanniskirche angebrachte Steinbild, das sogenannte Häringsmännchen erinnern, und die Sage läßt diese Kirche just so viel als die Saalbrücke kosten, und letztere nur 3 Heller mehr, läßt auch die beiden Baumeister dieser Bauwerke miteinander wetten, wer das seine zuerst vollende,

und den Baumeister der Kirche sich vom Thurme herabstürzen, weil die Brücke um weniges früher fertig wurde. Vom Heiligenkult und Wallfahrtwesen des Mittelalters zeugt das sagenumklungene St. Kümmrißbild mitten auf der erwähnten Brücke, und auch an Mönchs- und Nonnen-Spuk und Gespenstersagen ist eher Ueberfluß als Mangel, und das Gebiet des Aberglaubens und alterhaltener Bräuche findet sich ebenfalls in Fülle durch örtliche Sagen vertreten.

Das erwähnte Bild soll neuerer Forschung nach nicht das sein, wofür eine ganz Deutschland durchklingende Sage es ausgiebt, sondern ein sogenanntes Gehülfenbildniß.

335.

Die silberne Orgel.

Lange ging die Sage, daß in der alten Münzkirche zu Saalfeld eine silberne Orgel tief vergraben sei. Das hätten die Mönche des Barfüßerklosters gethan, als die Reformation sie aus Saalfeld vertrieb, und sie ihren Klosterschatz nach Erfurt flüchteten, die Orgel aber nicht wohl fortbringen konnten. Ein Saalfelder Herzog, Christian Ernst, wollte den Schatz heben, berief Bergknappen und Schätzebeschwörer, und ließ in stiller Mitternachtstunde einschlagen. Bald kündete ein hohler, metallener Klang, daß schon ein Kasten erreicht sei, kein Laut ward rege, alles lauschte mit verhaltenem Athem, die Bergknappen arbeiteten schwitzend fort, da schrie auf einmal eine Stimme: Es brennt! Zugleich sah man Flammen lodern, und mit einem dumpfen Klang sank der Schatz zur Tiefe. Es war aber das Feuer kein Spuk der Geister, sondern es brannte

in der That im Sparrwerk des Kirchendachs, und die Spur davon ist am Gebälk noch zu sehen. Niemand wußte, wie das Feuer ausgekommen, und ungehoben blieb bis heute der Schatz und die silberne Orgel.

336.

Der Klosterschatz.

Aus dem alten Kloster gehen, wie für glaubhaft berichtet wird, mancherlei unterirdische Gänge bis zu den Nachbarhäusern, ja einer soll bis in das Rathhaus, ein anderer bis unter die Sorbenburg führen. Zu einer Bewohnerin eines der dem Kloster nahestehenden Häuser kam vor Zeiten ein Klostergeistlicher, der sagte, er wisse für gewiß, und habe es aus alten Schriften, daß nach der Reformation, ehe die Mönche das Kloster verlassen, ein reicher Schatz an guten Kirchengemälden und vergoldeten Statuen in einen Gang geflüchtet und vermauert worden, der unter ihrem Hause sich befinde. Und wenn die Besitzerin Nachgrabung erlauben wolle, so solle sie die Hälfte des Fundes, außerdem keine Kosten haben. Darauf hin wurde die Erlaubniß gegeben, und nicht lange, so war ein breiter schön geplatteter Gang entdeckt, an dessen Ende eine eiserne Thüre sich fand, ja man hatte gewisse Anzeichen, daß nun der Schatz werde zu heben sein. Bevor aber noch der letzte Schritt gethan und die Thüre geöffnet wurde, senkte sich der Boden im Hofe nahe einer Fundamentmauer, verschüttete den Gang, bildete eine tiefe Grube, und bedrohte das ganze Haus mit Einsturz. Dadurch wurde die Dame so erschreckt, daß sie alles weitersuchen

einzustellen gebot, und so ist auch dieser Schatz ungehoben geblieben.

337.

Die Kornmutter.

In der Mark Brandenburg geht unter den Landleuten eine Sage von der Roggen-Muhme, die im Kornfeld stecke, weshalb die Kinder sich hineinzugehen fürchten.

Im Jahre 1662 erzählte auch eine saalfelder Frau dem Prätorius: ein dortiger Edelmann habe eine Sechswöchnerin von seinen Unterthanen gezwungen, zur Aerntezeit Garben zu binden. Die Frau nahm ihr junges säugendes Kindlein mit auf den Acker und legte es, um die Arbeit zu fördern, an den Boden. Ueber eine Weile sah der Edelmann, welcher zugegen war, ein Erdweib mit einem Kinde kommen und es um das der Bäuerin austauschen. Dieses falsche Kind hob an zu schreien, die Bäuerin eiite herzu, es zu stillen, aber der Edelmann wehrte ihr, und hieß sie zurückbleiben, er wolle ihr schon sagen, wenns Zeit wäre. Die Frau meinte, er thäte so der fleißigern Arbeit wegen und fügte sich mit großem Kummer. Das Kind schrie unterdessen unaufhörlich fort, da kam die Kornmutter von neuem, nahm das weinende Kind zu sich und legte das gestohlene wieder hin. Nachdem alles das der Edelmann mit angesehen, rief er der Bäuerin und hieß sie nach Hause gehen. Seit der Zeit nahm er sich vor, nun und nimmermehr eine Kindbetterin zu Diensten zu zwingen.

338.

Langenschade.

Ein ungeheurer Riese — manche Leute meinen gar es sei der Teufel selbst gewesen — trug einstmals auf seiner Achsel einen Sack über die Haide, der von unten bis oben mit Häusern angefüllt war. Als er in die Gegend kam, wo jetzt das Forsthaus Reichenbach steht, bekam der Sack ein Loch und es rutschte durch das Loch eines seiner Häuser heraus. Kaum hat der Riese wieder ein paar seiner gewohnten Schritte gethan, plump! da liegt wieder ein Haus, ohne daß er etwas davon merkte. So ist das Herausrutschen fortgegangen, mit einem Hause nach dem andern. Zuletzt fühlte der Riese doch, daß sein Sack weit leichter geworden sei. Er besah ihn und fand ihn beinahe leer geworden. Da schüttelte er ärgerlich die letzten paar Häuser heraus, — es ist gerade auch noch die Kirche drunter gewesen, — und rief dabei: Schade! Schade! So ist das $1^1/_2$ Stunden lange Dorf und sein Name entstanden. Es liegt gar nicht weit vom Culm auf der Haide.

339.

Die weißen Tauben zu Wissen.

Nicht weit entfernt von dem Dorfe Wissen auf der Haide, tief im Holze, stößt man auf die Ruinen einer alten Kapelle. So lange diese Kapelle noch im baulichen Zustande war und zum Gottesdienste benutzt wurde, nistete in ihrem Gemäuer ein weißes Taubenpaar, das jedes Mal, wenn ein Krieg im deutschen Reiche ausbrach, unter ängstlichem Geschrei davon

flog, und erst beim Schlusse des Friedens, mit grünen Zweigen in den Schnäbeln zurückkehrte und wieder bleibende Wohnung daselbst nahm.

340.

Die Hange-Eiche.

Zwischen Saalfeld und Rudolstadt erhebt sich ein langgestreckter kahler Höhenzug, der einst mit herrlichen Eichen bestanden war. Besonders zeichnete sich eine mächtig große und uralte Eiche aus; und es war unter ihr in grauen Zeiten, vielleicht schon vor Einführung des Christenthums, eine Malstätte; an der Eiche hing eine starke Kette, und an die Kette hing man die Verurtheilten,

Im dreissigjährigen Kriege rastete ein Fähnlein Volk im Dorfe Reichenbach am Fuße des Culm, und zechte wacker. Als am andern Tage das heilige Abendmahl ausgetheilt werden sollte, fand sich, daß der goldene Kelch gestohlen war, und der Verdacht fiel alsbald auf die fremden Krieger. Der Schuldheis eilte dem Fähnlein nach, holte es auf der mittlern Haide ein, und klagte dem Hauptmann, der unter der alten Hange-Eiche lagerte, den Verlust der Kirche. Der Hauptmann erzürnte sich über die Beschuldigung, wie über die Möglichkeit der That, und schwur, habe einer seiner Leute den Kelch, so solle er auf der Stelle henken, ohne Schwurgericht und Anwaltkniffe; habe aber keiner der Seinen den Becher, so müsse der Schulze an die Eiche. Im Tornister eines ruhig schlafenden Soldaten fand sich der Kelch. Dieser hatte die That nicht verübt, ein anderer hatte schnell den

geraubten Kelch in jenes Tornister geschoben, als die Klage angebracht wurde. Aber alle Betheuerung der Unschuld half nichts — doch rief der Soldat noch um ein Wunderzeichen den Himmel an. Wenn er unschuldig gerichtet sterbe, solle nie mehr ein Eichbaum grünen und aufkommen in diesem Walde. Kaltblütig knüpfte der Dieb des Kelchs den Unschuldigen auf — kaum aber war der Schulze mit dem wiedergewonnenen Kleinod hinweg, so erfaßte die Reue den Dieb und Mörder. Er blieb zurück, als seine Kammeraden weiter zogen, schnitt den unschuldig Gehenkten ab und begrub ihn, und erhenkte sich an seiner Stelle. Der Wald aber starb ab, trug keine Eichen mehr.

341.

Die Schwarza goldreich.

Der schöne Fluß, welcher des Schwarzathales malerische Windungen durchrinnt, hier so klar und ruhig dahingleitend, daß man die Fische auf den schwarzen Steinen spielen sieht, an anderen Stellen, wie am felssteinernen Wehre, sich brausend und schäumend durch ausgewaschene Schieferblöcke drängt, soll einen an Goldkörnern reichen Sand führen, und steht voran in der Reihe der sieben goldführenden Bäche im Schwarzburgischen Lande. Fremde Männer haben oft zu Knaben gesagt, welche mit den glatten Schwarzasteinen spielten, und sie über die Wasserfläche hinwarfen, daß sie fortzuschlüpfen schienen (welches Spiel man in jener Gegend „fitscheln" oder „Wasserjungfernschlagen" nennt): Jungen, ihr werft Steine weg, die mehr werth sind, als eine Kuh! — Ein-

mal hat man im Magen einer Gans, welche auf der Schwarza geschwommen, ein ziemlich Stücklein Gold gefunden, und ein anderes Mal bei Erbauung des steinernen Wehres über Schwarzburg eine etliche Dukaten schwere Goldstufe, welche im Naturalienkabinet zu Rudolstadt noch jetzt zu sehen ist. Das Schwarzagold hat eine hohe Farbe und gleicht dem arabischen. Schon im Mittelalter waren Goldseifen und Goldwäschen an der Schwarza, und es ist zu unterschiedlichen Malen das Loth feinsten Goldes aus der Schwarza von der fürstlichen Kammer mit 9 Thalern bezahlt worden.

342.

Der Schatz im Schwarzathale.

Eine Familie in Dittersdorf bewahrt noch einen ehernen Henkel, zu dem ihre Vorältern durch Schatzgräberei gekommen sind. Es lag nämlich im Schwarzathal auf ihrer Holzgelänge ein Schatz vergraben, den sie entdeckten und zu heben unternahmen. Aber er saß so tief in der Erde, daß es Mühe machte, nur die Henkel an den Tag zu arbeiten. Als man eben mit Hebebäumen, die durch die Henkel gesteckt waren, an der Last rüttelte, erschien den Leuten ein greulicher Geist, halb Mensch und halb Bock. Sie hielten ihn für den leibhaftigen Satanas, und liefen erschrocken davon. Als sie den Platz wieder aufsuchten, fanden sie nur noch den Henkel, der beim Heben abgesprungen war; der Kessel aber soll noch tiefer versunken sein und niemand hat ihn wieder aufgespürt.

Bei Braunsdorf neben einer Steinrütsche liegt unter der Erde ein goldenes Schaf mit einem silbernen Lamm. So geht die Sage.

343.
Der weiße Reiter.

In der Nähe des Kirchenfelsens ist öfter eine Gestalt, schneeweiß gekleidet und auf einem rabenschwarzen Pferde sitzend, gesehen worden. Es soll der Geist eines vornehmen Mannes sein, der dort erschlagen wurde. Der Kirchenfels selbst ist der mächtigste Steinkoloß des Schwarzathales und an seinem Fuße braust die Schwarza über das steinerne Wehr, und formt in ihrem dunkeln Bette wunderliche Felsgebilde.

344.
Die Teufelstreppe.

Vor langer, langer Zeit wohnte im Schwarzathale ein Fischer in einem kleinen mit Stroh gedeckten Hause. Seine Frau, die Tochter des Thurmwarts auf Greifenstein, war eben ihres ersten Söhnleins genesen, deshalb eilte der erfreute Vater in die Stadt, um den Erstgebornen zur Taufe zu melden und dann auf die Burg, um seinen Schwiegervater zu Gevatter zu bitten. Als er das Schwarzathal wieder betrat, brauste darin ein gewaltiger Sturm, daß die Tannen sich tief zur Erde beugten und die Felsen zitterten; die Schwarza aber wogte und schäumte, daß der Mann kaum den Steg zu überschreiten wagte, der an's jenseitige Ufer zu seiner Hütte führte. Davor stand seine Frau, die Hände ringend und wehklagend, und deutete nach dem Flusse. Da sprang der Teufel, der schon oft im Thale getobt hatte, so eben mit einem riesigen Schritte über den Fluß, und in seinen Krallen hielt er — den wimmernden Säugling. Die Mutter war neben der Wiege

eingeschlummert und hatte vergessen, das Gebetbuch unter des Kindes Kopfkissen zu legen, denn es war ja noch nicht getauft. Schon stieg der Teufel den steilen Berg am andern Ufer hinan, aber selbst ihm wurde derselbe unersteigbar. Da griff er mit der Rechten neben sich, riß Felsblöcke aus dem Boden und legte sie stufenweise an einander, während er mit der Linken das Knäblein hielt. Schon hat er sieben Stufen gebaut und die siebente erstiegen — da hemmt das inbrünstige Gebet der Eltern seine Macht, er zittert, schwindelt und der Raub entsinkt der Hand. Er verschwand, und Engel trugen das Knäblein unversehrt in der Mutter Schoos. Augenblicklich legte sich der Sturm, der Fluß glitt ruhig dahin, und die ganze Natur ward wieder heiter. Des andern Tages wurde der Knabe zur Taufe gebracht.

345.

Riesenspielzeug.

Wenn man den Wirrbach, der bald über bemooste Schieferblöcke rauscht, bald klare Wasserbecken bildet, und nebenbei die köstlichsten Forellen beherbergt, überschritten hat, steht man am Fuße der mächtigen Hünenkoppe, deren Felswände von trauriggrünem Taxus und schlanken Tannen bewachsen sind. Hoch auf dem Gipfel, zu dem ein bequemer Weg gebahnt worden ist, eröffnet sich eine herrliche Aussicht. Tief unten sieht man der Schwarza grünliche durchsichtige Fluth, zu beiden Seiten von steilen Bergwänden eingeschlossen, die bald von reizenden Buchen- und Tannenwäldern begrünt, bald mit schroffen Felsenzinnen bewehrt sind; über jenem Bergrücken erhebt sich

der Greifenstein, dort blinkt das Rudolstädter Schloß, das Saalthal thut sich auf, und am fernen Horizonte ragt die Leuchtenburg. Die Hünen oder Riesen konnten sich keinen erhabeneren Wohnort wählen.

Einstmals sah eine Hünenprinzessin unten im Thale einen Ackermann, der hinter dem Pfluge einherschritt. Von der Bergeshöhe erscheinen die Menschen im Thale gar klein, fast wie ein Ameisenvölkchen, wie winzig mußte der Mann vollends einer Riesin vorkommen! Neugierig stieg sie hinab — sie brauchte nicht viel Schritte — nahm den Bauer sammt Pflug und Ochsen in die Schürze, und trug ihn zum Berge hinan. Sieh, Mutter, sprach sie mit kindlicher Freude, was ich da für ein artiges Spielzeug gefunden habe! — Kind, belehrte sie die Mutter, trage die niedlichen Geschöpfe wieder hinunter, sie sind überaus nützlich, denn sie durchwühlen die Erde und streuen gelben Sand hinein, daraus wachsen zarte Grashalme und die geben dann das Korn, aus dessen Mehl wir unser Brod backen. Nachdem die Prinzessin den vor Schrecken und Staunen halb todten Ackermann und seine Stiere gestreichelt und gehätschelt hatte, setzte sie dieselben unversehrt wieder hinab.

Bei Eisfeld wie im Elsaß ist dieselbe Sage lebendig, nur daß dort ein Riese die Lehre ertheilt.

346.

Die Riesenkegelbahn.

Einmal schnitt ein armer Mann aus Dittersdorf mit seinem Sohne Birkenreiser zu Besen ab. Jeder verfolgte seinen besonderen Weg. Auf einmal steht der fleißige

Junge hinter einem Busche einen Felsen, der weit offen steht, und das Thor zu einer Riesenhalle bildet, darin alles Geräthe, was in seines Vaters Hütte aus Holz geschnitzt war, aus gediegenem Golde bestand, der Goldbröcklein nicht zu gedenken, die als klarer Kies den Boden bedeckten. Darinnen aber standen entsetzlich große Riesen, die das arme Erdenwürmchen gar nicht zu bemerken schienen. Aus ihrem Saale dehnte sich über das Schwarzathal hinüber nach dem Böhlscheiber Berge eine Kegelbahn, wo goldene Thürmchen als Kegel standen, die goldenen Kugeln aber rollten wie Monde auf der spiegelglatten Tenne, die aus blankem Stahl geschmiedet war. Geblendet von all der Herrlichkeit, und weil er nicht allein zu den riesigen Gestalten zu treten wagte, schlüpfte der Knabe eilig zu seinem Vater, und fand kaum Worte für das Gesehene. Ob er nun wohl den verwunderten Vater durch Busch und Gestrüpp zieht, ob sie lauschend jeden Felsen betrachten, der mit dem weiten Thore ist nicht wieder zu finden.

347.

Riesengasthof.

Im Walde bei Dittersdorf lag vor Alters ein Gasthof „zum goldenen Hirsche,“ darin kehrten zu Zeiten die Riesen ein und thaten sich gütlich. Der Gasthof ging, weil die Hünen, sonst die Stammgäste, nicht mehr zum Besuche kamen, ein; aber der goldene Hirsch des Wirthshausschildes wurde lebendig, und wird noch jetzt zuweilen im Walde umhersetzend erblickt. Keinem Jäger aber kommt der Hirsch zum Schuß, oft sahen Wanderer in der

Dämmerung den Hirsch sich äsen, und dann in die Bergwand hinein verschwinden.

348.

Die goldene Ruthe.

Ein Dittersdorfer Mann, der die Hünenkoppe durchstreifte, um Jochweiden (zur Befestigung des Joches an die Hörner des Zugviehes) zu suchen, erblickte plötzlich eine Riesin, die auf einem großen Felsblocke saß, und ihr verhältnißmäßig eben so großes Kind auf dem Schooße wiegte. Da setz dich her! sagte die Riesin zu ihm, und warte mein Kind, unterdeß will ich dir eine Weide suchen, die so lange hält, daß du sie nicht überlebst. Der Bauer hatte, das Kleine scheu anblickend, eine Zeitlang dasselbe gewartet, als der Säugling so heftig zu schreien anfing, daß der Bauer vor Grausen sich davonmachte. Als er sich endlich umblickte und sich schon sicher glaubte, sah er die Riesin mit einer goldenen Ruthe in der Hand ihm auf den Fersen folgen. Jemehr er rannte, desto größere Schritte machte das Hünenweib. Schon setzt er den einen Fuß in sein Thor, da trifft ihn ein Schlag der goldenen Ruthe — und halbtodt sinkt er nieder. Die Ruthe war ein ausgewachsener Birkenstamm von Gold, und hätte er Stand gehalten, so wäre dieser ihm zu Theil geworden.

349.

Nixen in der Schwarza.

Vor Zeiten kamen häufig Nixen in das Dorf Schwarza, um dort Lebensmittel einzukaufen. Man erkannte sie bald

am nassen Saume ihrer grünlichen Gewänder, auch ließen sie bisweilen grünes Haar und grüne Zähne sehen, doch selten, denn die Menschen grauten sich vor ihnen, sonst ließ man sie unangefochten ihres Weges gehen, und ihre Einkäufe besorgen.

Eines Abends wurde die Wehmutter des Dorfes von einer dunklen Frau berufen, ihr zu einer Kreisenden zu folgen; diese that ihren Pflichtgang, und wurde thalaufwärts an das Schwarzabette geführt. Dieß that sich auf, als die Führerin, welche eine Nixe war, mit einer grünen Weidengerte auf das Wasser schlug. Krystallklar glänzten die Stufen, welche hinab in die Tiefe führten, und in einem Gemach, das wie Glasspiegel funkelte, lag die Wöchnerin, auch eine Nixe. Die Wehmutter stand ihr bei, ward reich belohnt und ebenso zurückgeleitet. Kein Nixenmann ließ sich sehen.

350.

Nixe beim Tanze.

In alten Zeiten kam oft eine Nixe aus der Schwarza zum Tanze. Sie war wunderschön und schneeweiß gekleidet, nur war immer der Saum ihres Kleides naß. Auf dem Tanze hatte sich ein junger hübscher Bursche in sie verliebt, und dem zu Gefallen kam sie öfter als sonst. Gewöhnlich ging sie sehr bald vom Tanzplane weg, aber einmal gefiel es ihr zu wohl. Die Linde, unter der getanzt wurde, blühte gerade und duftete so herrlich, und in ihren Zweigen rauschte es von Nachtschmetterlingen und Käfern. Der Geliebte bat das Nixenmädchen inständig, nur noch den allerletzten Dreher mit ihm zu tanzen, daß sie

noch ein halbes Stündchen zugab. Als er sie nun nach dem Flusse begleitet hatte, nahm sie zärtlicheren Abschied als je zuvor, und sagte wehmüthig: Das halbe Stündchen über die Zeit werde ich schwer büßen müssen, und dich vielleicht nie wiedersehen. Wenn sich das Wasser über mir roth färbt, bin ich eine Leiche. Dann suche dir nur ein anderes Liebchen, denn ich mag nicht, daß du meinetwegen deine Jugend vertrauerst. Sie umarmte ihn zum letzten Male und tauchte in den Fluß. Augenblicklich färbten sich die klaren Wellen roth, wie Blut. Der Bursche hat aber keine wieder geliebt und hat sich aus Gram an derselben Stelle in den Fluß gestürzt, gleich jenem treuen Friedel in der Todtenlache bei Schleusingen (s. Sage 173.)

351.

Vom alten Schlosse Schwarzburg.

Das höchst romantisch gelegene Schloß Schwarzburg, das Ziel zahlloser Reisenden, soll in sehr frühen Zeiten begründet worden sein. Alte thüringer Chronikenschreiber berichten, als Dieterich von Bern, der nahe Anverwandte des Königs Irminfried, in das Thüringerland gekommen, seien in seinem Gefolge tapfere Mannen gewesen, die haben auf der Höhe über dem tiefen und wilden Thalflusse eine Kohlenbaute gefunden, und diese Meilerstätte zur Anlage eines Burgbaues erkoren. Andere sagen, daß ein naher Verwandter des großen Sachsenherzogs Wittekind, der den gleichen Namen geführt, Gefangener Kaiser Karl des Großen geworden, der ihn habe taufen lassen, und selbst sein Taufpathe geworden sei, weil er Wohlgefallen an dem statt-

lichen und tapfern Sachsenhelden gefunden. Der Taufnahme des jüngern Wittekind, welchen man nur den „schwarzen Ritter“ nannte, sei Ludwig gewesen, und zwei zugleich mitgefangene Söhne desselben, Wittekind und Walperto, seien Karl und Ludwig getauft worden. Karl wurde darauf von seinem Pathen Karl dem Großen zu einem Gaugrafen im Thüringerwalde erhoben, und mit Land von 20 Meilen im Umkreis begabt. Daher stammten die Grafen von Schwarzburg, die später zu den Viergrafen des deutschen Reiches zählten; sie haben sich aber nicht alsobald nach Gründung ihres Stammes nach der späteren Stammburg Swartzinburg genannt und geschrieben. Dieses alte Haus steht längst nicht mehr; an seine Stelle trat ein ungleich jüngeres und schöneres Schloß, das die Gegend schmückt und die Häuser des Ortes „Thal unter Schwarzburg“ und darin die „Männer von Schwarzburg“ beherrscht. Der Weg vom Burgberge hinab zum Flusse heißt der Sachsensteig.

Wittekind, der schwarze Ritter, soll alten Sagen zufolge bei der Erbauung der Schwarzburg ebenso betheiligt gewesen sein, wie bei der Sorbenburg. Seinen Namen überliefert noch ein altes Mauerstück zwischen den Dörfern Hellingen und Engerda bei Orlamünde, welches die Wittekindsmauer genannt wird. An dieser Stelle soll Wittekind, bevor er in Gefangenschaft gerieth, einen Sieg gegen Karl den Großen erkämpft und über den gefallenen Feinden auf zwei großen Haufen den Leichenbrand haben schüren lassen. Diese Hügel heißen noch heute „die Kummeln“.

352.

Der heilige Berg.

Die eine Hälfte der Gemeinde zu Allendorf, am Wege von Schwarzburg nach Königsee, wollte die neu zu erbauende Kirche in der Mitte des Dorfes wissen, die andere Hälfte bestand darauf, daß sie auf einem nahe am Dorfe gelegenen Berge errichtet werde. Letztere setzten ihren Vorschlag durch. Die Baustämme wurden auf den Berg geschafft, und oben zugehauen, aber allnächtlich wurden sie auf unbegreifliche Weise wieder ins Dorf geschafft. Auch aufgestellte Wächter konnten es nicht verhindern; und so erkannte man es als einen Fingerzeig des Himmels, und baute die Kirche ins Thal. Der Berg aber erhielt den Namen: „heiliger Berg."

Es ist sehr eigen, daß diese Sage so vielfach wiederholend begegnet, wie z. B. zu Altenberga, Schmiedefeld u. a. O.

353.

Der Name von Königsee.

Königsee ist eine Stadt von hohem Alter. Der schwarze Ritter Wittekind, welcher die Schwarzburg erbaute, soll auch Königsee gegründet haben. Den Namen soll sie von einem großen See führen, auf welchem König Siegbert oft gefahren, und auf der Stätte dieses Sees sei die Stadt erbaut worden. Noch liegen in dem Thalkessel ansehnliche Teiche, die auf größere Ausdehnung in früheren Zeiten hindeuten. Anders aber deutet eine Volksüberlieferung die Sage vom Namen des betriebsamen Städtchens aus: Als man einen guten Theil davon fertig ge-

baut hatte, fragte man einen Blinden, wie der Ort heißen solle. Diesem lag wenig oder nichts am Namengeben eines Ortes, den er nicht zu schauen vermochte, und er erwiederte seufzend im Dialekte der Gegend: Ach! — Kön' ig seh! (Könnt' ich sehen!) Und so sei die Stadt geheißen worden.

354.

Vom unweisen Rathe zu Königsee.

Von Alters her war zu Königsee in der Fastnachtzeit der Brauch, einen Narrenrath zu erwählen, wie noch heute geschieht in der Stadt Köln am Rhein und an andern Orten. Dieß thaten die jungen Bursche zu Königsee ebenfalls, nannten diese Fastnachtsobrigkeit ihren unweisen Rath und trugen ihm allerlei ungeschickte und schimpfliche Händel vor, die das Jahr über verlaufen, sei es in Liebe oder Trunk 2c. Der unweise Rath entschied sich immer dahin, daß er denen, die es traf, hohe Strafe auferlegte, etliche Tonnen Goldes u. dgl., und sich hernach doch um ein Weniges, etwa mit einer Abfindung zu einem guten Trunk genügen ließ. Doch hatte der Ort auch einen weisen Rath, der lobiglich das Regiment führte, und besser als mancher andere, dessen Rath jahraus jahrein unweise ist, und in dem die Fleischer, Bäcker und Müller das Heft des städtischen Regiments in Händen haben und handhaben, daß den guten Bürgern die Augen übergehen.

355.

Das Querlichloch bei Garsitz.

In dem Schöpsberge, einer hohen Felsengruppe von Flözkalk westlich oberhalb Königsee, befindet sich eine ansehnliche Grotte, die aus zwei Abtheilungen besteht, deren jede 40 Fuß lang, 20 Fuß breit und 10 Fuß hoch ist. Vor uralten Zeiten wohnten in diesem Loche „Querliche" (Gezwerge, Zwerge), die große Schätze an Gold und Silber bewahrten und darin haushielten. Diese Gezwerglein waren Mittelwesen zwischen Menschen und höheren Geistern; sie hatten jedoch immer noch etwas irdisches an sich. Ihre Gestalt war sehr klein, nicht viel größer als eines Schuhes hoch, und sie trieben allerlei unheimliche Stücke in den Berghöhlen, namentlich aber gruben sie nach Gold und Silber auf dem Gebäre und im Lommel. Die gefundenen Schätze aber häuften sie im Querlichloche auf, und bewachten sie. Sie hatten die sonderbare Gewohnheit, barfuß und barhäuptig zu gehen; dabei waren sie launenhafte, sehr reizbare, doch wieder auch dienstfertige Wesen, und halfen, wenn man es mit ihnen gut meinte, dem Hausherrn und seinem Gesinde überall, namentlich bei Fütterung des Viehes. Wer sie reizte oder erinnerte, daß sie keine Barettlein oder Schuhe hätten, dem thaten sie manchen Schabernack an.

Einmal wohnte eine Pächterin in Garsitz, eine alte, gute verständige Frau, die es mit den Querlichen, welche sie im Winter öfters besuchten, ganz gut meinte. Nach dem Abendessen gingen die Querliche in den Stall und fütterten die Schafe, wodurch Knechte und Mägde aller Arbeit überhoben wurden. Die Futtervorräthe, sie mochten noch so gering sein, nahmen niemals ab und in Miß-

ärnten konnte die Pachterin immer noch verkaufen. Deshalb wurde auch die Pachterin von Jahr zu Jahr reicher. Endlich dachte sie, daß sie sich gegen die guten Querliche dankbar zeigen müsse, und weil es denselben an Schuhen und Mützen gebreche, solche zu kaufen und ihnen zu schenken. Sie kaufte beides, und legte die niedlichen Schuhe und Pelzmützchen im Stalle hin zum Geschenke. Allein als die Querliche solche Gaben bei der nächsten Fütterung sahen, so verdroß sie dieß dermaßen, daß sie nie wieder zurück kamen.

Auch waren einmal die Querliche in Bennewitz auf einer Hochzeit, wo es recht lustig herging. Man neckte indeß selbige, welche sich darüber sehr erboseten. Als nun eine große Schüssel mit Brühe aufgetragen war, sprangen sie auf den Schüsselrand, tanzten darauf herum und versalzten die Kümmelbrühe.

Eine Gans, die sich zufällig in das Querlichloch verirrt hatte, und darin herumgelaufen war, ist drei Tage hernach auf dem Singerberge ganz vergoldet wieder herausgekommen.

356.

Soldaten aus Häckerling.

Die alte Pächterin von Garsitz erzählte, sie habe von ihrer Urgroßmutter, welche sie als ein Kind noch gar wohl gekannt, Folgendes gehört: Ein Soldat, Namens Rauch, habe im Lommel (dem fruchtbarsten Flurstücke bei Königsee) Soldaten aus Häckerling gemacht; sowie er solchen ausgestreut, gleich wären jene hervorgekommen. Das wären aber Querliche gewesen, die aus ihren unterirdischen Gängen

herausgekrochen wären und die Gestalt der Soldaten angenommen hätten. Schade, daß solche Kunst verloren gegangen, und nur der Häckerling noch vorhanden, es wäre dieß eine wohlfeile Armee für die, welche immer nach Verringerung des Militairs schreien.

357.

Die keckе Magd.

Es ging einmal eine Magd aus Garsitz in den Wald, um Holz zu holen. Der Weg führte sie am Querlichloche vorbei. Als sie hineinsah, erblickte sie einen goldenen Tisch, worauf viele goldne und silberne Geräthe, auch eine goldne Schüssel voll Perlen standen. Neben dem Tische stand auch ein goldener Stuhl, auf dem ein schlafender Querlich saß. Ein großer schwarzer Hund mit feurigen Augen und aufgesperrtem Rachen wachte dabei. Das Mädchen erschrak zwar sehr, allein sie besann sich, faßte Muth und ging hinein, nahm schnell goldene Messer und Gabeln vom Tische und sprang eiligst davon. Wie sie nun reich geworden war, hat sie bald einen schönen Mann bekommen. Jetzt ist das Querlichloch zu einem Lagerbierkeller eingerichtet worden, und kein Zwerg läßt sich mehr sehen. Sonst hieß die Felshöhle auch die Mönchskapelle, und sollen darin gespenstige Mönche die Hora gesungen haben. Ob aber nicht einmal die Querliche Durst bekommen, wie die zu Angelrode, das ist noch eine Frage.

358.

Von Paulinzelle.

In einem stillen Seitenthale der „Rinne", zwischen Schwarzburg und dem Singerberge, liegt friedlich der Klosterort Paulinzelle und dicht daneben die schönste Kirchentrümmer Thüringens. Aus fernen Landen kam einst die fromme Tochter eines Grafen Moricho, welcher Truchses Kaiser Heinrich IV. war, nach Thüringen, um den Grafen Sizzo, der im Längwitz-Gau gebot, und zugleich ein Graf von Kevernburg und Schwarzburg war, zu besuchen. Nur von einer Zofe und einem Diener begleitet, verirrte sich Pauline in den weiten und wilden Forsten. Der Diener wurde auf Kundschaft ausgesendet, und kehrte nicht zurück, doch fand Pauline mit ihrer Dienerin in einer Köhlerhütte ein Nachtlager. Beide Jungfrauen hatten in dieser Nacht einen und denselben Traum, nämlich daß sie vor einem Altare in diesem Thalgrunde beteten. Am andern Morgen zogen beide weiter, doch gelobte Pauline, in dieser Einöde eine Zelle zu erbauen. Sie kamen in ein geringes Dörflein, das aufwärts nach dem Walde zu lag, und „Fischerau" hieß, weil nur die Hütten einiger armen Fischerfamilien dasselbe bildeten. Pauline erfüllte ihr Gelübde, Graf Sizzo schenkte ihr die Ländereien jener Gegend, und so wurde die „Paulinen-Zelle" begründet, welche aber nur so hieß, und keine Zelle, sondern eine herrliche Abtei wurde, erst ein Frauen- dann auch ein Mönchskloster. Ueberaus prachtvoll wurde die Kirche erbaut, und Pauline selbst leitete und beaufsichtigte den Bau, indem sie auf dem nahen Kienberge zu diesem Zwecke für sich ein Wohnhaus hatte aufführen lassen. Jeden Abend kam die Gräfin und trug Geld in

ihrer Schürze, die Arbeiter abzulohnen, und ließ jeden eine Hand voll des Geldes nehmen, wobei sie die Bauleute zum Gebete ermahnte. Stets erfaßte jeder so viel Lohnes als ihm gebührte. Einer aber wollte mehr nehmen, als ihm gebührte, und that daher einen recht kecken und kühnen Griff, und freute sich des. Da er aber das Geld zählte, so hatte er nicht einen Heller mehr, als die andern Arbeiter auch.

359.

Der Lintwurm.

In der Gegend, in welcher sich das neue Münster zur Paulinenzelle erhob, hausete zu der Zeit, als dasselbe erbaut wurde, ein furchtbarer Lintwurm, welcher ringsum Schrecken verbreitete. Sein Aufenthalt war in einer Bergeskluft unterhalb Leutnitz, und als einst Pauline den Rinnegrund heraufreiste, wurde sie von dem Unthier angefallen. Aber Pauline schlug ihm entgegen ein Kreuz, und rief ihren Schutzheiligen um Beistand an. Dieser Schutzheilige war kein anderer als St. Georg, welcher alsbald erschien und den grimmen Wurm erlegte. Das Abbild des letzteren wurde dann zum Andenken an einem der Säulenkapitäle des Hauptportales der Paulinzeller Klosterkirche künstlich in Stein gemeisselt, allwo dasselbe noch heute zu sehen ist.

360.

Die Kirchensäulen.

Damit das Schiff der Klosterkirche von Paulinzelle recht stattlich sich darstelle, und allseits Bewunderung finde,

wollte der Steinmetz, der den Plan zur Kirche entworfen hatte, die Decke der mächtigen Basilika auf lauter Monolithen stützen, welches ein großes und wichtiges Unternehmen war, zu dem sich eine Menge Steinarbeiter und Maurermeister als Gehülfen anboten, um dabei zu lernen. Auf die Bitte ihres Baumeisters betete jedesmal Pauline, sobald eine der Säulen im Steinbruche gehoben wurde, daß dieß ohne Unfall erfolge, und dieß Gebet war so wirksam, daß alle Säulen glücklich gehoben, zur Klosterstätte geschafft, und jede an ihrer Stelle aufgerichtet wurde, bis auf die zwei letzten. Da störte ein Teufelsgespenst die fromme Beterin Pauline in ihrer Andacht, unterbrach und verwirrte sie durch seine schreckliche Erscheinung in ihrem Gebete, und alsobald erfolgte eine Erderschütterung, und die zwei Säulen brachen jede in zwei Stücke. Aber des Steinmetzen Kunst richtete sie dennoch auf und verband sie so gut und so fest, daß sie stete Dauer behielten.

361.

Der betrogene Teufel.

Der Baumeister Paulinzelle's mochte durch das zerbrechen der zwei letzten Tempelsäulen doch im Vertrauen auf die Kraft von Paulina's Gebet etwas wankend geworden sein, und entschloß sich, um seinen Bau rascher zu fördern, mit dem Teufel einen Pakt zu schließen, daß der ihm helfe. Dafür solle der Teufel, wie dieser sich selbst ausbedingte, die erste Seele erhalten, die in die Kirche, nach deren völliger Vollendung, treten würde. Als es nun so weit war, die Kirche fertig, auch im Innern gereinigt und gesäubert war, und das Fest ihrer Einweihung Statt

finden sollte, lauerte der Teufel in Spannung auf das erste eröffnen der Thüre und die hereintretende Seele. Da klinkte es, da ging die Thüre endlich auf, und da trat etwas in den düstern Vorderraum, auf das alsbald der Teufel in Hast zufuhr, und es packte. Gleich erscholl ein lautes Grunzen und Quiken, und der Teufel hatte ein Schwein in den Krallen, mit dem er wüthend empor und durch die Decke fuhr. In dieser blieb dann ein Loch, das nie wieder zugemauert werden konnte. Damals soll der Böse selbst zum erstenmale „Pfui Teufel!“ gerufen haben, welcher Ausruf hernach gäng und gäbe geworden.

362.

Der glückliche Einfältige.

Mehrere Knaben schwärmten auf den Schloßhöfen des Greifensteins über Blankenburg spielend umher. Da entdeckten sie an einer Wand des Wallgrabens eine Höhle. Leicht beredeten sie einen ihrer Gefährten, einen halb blödsinnigen Knaben, hineinzukriechen und zu erkunden, was da innen verborgen liege. Er schlüpfte bedächtig hinein, und blieb so lange außen, daß es seinen Kameraden fast angst wurde. Endlich kam er wieder, ganz glücklich und seelenvergnügt, und erzählte, stotternd und stammelnd, von Haufen goldener Pfennige, von goldenen Leuchtern und lauter ähnlichen Kostbarkeiten. — Hast Du denn nichts mitgenommen? — Nä, das wär mir so! geht ihr doch selbst hinein, wenn ihr solches Zeug haben wollt! Alle drangen in die Höhle unter Führung des Dummen, aber sie sahen nichts als Steinbrocken auf dem Boden, und Fledermäuse schwirrten ihnen entgegen, und auf den dummen Knaben schimpfend,

daß er die Gelegenheit nicht benutzt habe, verließen sie furchtsam die Höhle.

363.

Die Kirschkerne.

Als ein Paar Blankenburger Knaben einst auf einem Kirschbaume saßen, der zwischen den Mauern des Greifensteins emporgewachsen war, und sich die saftigen Früchte wohl schmecken ließen, rief ihnen eine Stimme zu: Verachtet das Beste nicht! Aber sie hielten die Stimme für die eines Spaßvogels, spotteten dem Rufe nach, und warfen sich im jugendlichen Uebermuthe mit den Kernen. Als aber einer von ihnen Abends seine Schuhe auszog, fielen mehrere goldene Kirschkerne heraus. Nun gingen alle Knaben wieder auf die Ruine, aber die umhergestreuten Kerne waren verschwunden, und nicht eine einzige Kirsche hing noch am Baume.

364.

Die sieben Prinzessinnen.

In der Kirche zu Blankenburg stehen sieben von Holz geschnitzte Brustbilder von Jungfrauen, mit goldenen Kronen geziert. Das sollen sieben Prinzessinnen sein, die alle ihr Gut der Kirche vermacht haben, und zu dankbarem Andenken darin aufgestellt sind. Wenn man eine von ihrem Platze rückt, so rumort und spukt es so lange in der Kirche, bis man sie wieder dahin setzt, wo sie gestanden.

365.

Die grüne Frau.

Als eines Sonnabends eine Bauerfrau von Kleingölitz dürres Gras und Laub auf dem Burghofe des Greifensteins sammelte, hörte sie unten in der Stadt die Glocken erklingen, die den Sonntag einläuteten. Die heraufzitternden Töne stimmten ihr frommes Gemüth zur Andacht, sie legte den Rechen weg und sprach mit gefaltenen Händen ein leises Gebet. Während sie noch voll Inbrunst betete, trat zu ihr eine Frau und winkte ihr zutraulich. Die Frau aber war grün gekleidet von Kopf bis zu den Füßen. Das Bauerweib folgte ihr ohne Scheu. Sie kamen an ein eisernes Thor. Die grüne Frau öffnete dieses mit einem Schlüssel aus ihrem Schlüsselbunde, ebenso die nächste Thüre und so wohl noch zwanzig Thüren und Pforten. Die letzte führte in einen großen Saal, wo Alles von Golde glänzte. Hier blieb die grüne Frau stehen und lispelte der Bäuerin zu: Nimm Dir, so viel Du willst, aber rühre das Geld nicht an binnen Jahresfrist, und schweige davon wie ein Grab gegen Jedermann. Davon werde ich erlöst, und darf dann nicht mehr unseliglich wandeln! Die Bäuerin raffte ihre Schürze voll, verschloß das Geld in einen Schrank ein ganzes Jahr lang, und wenn ihr auch manchmal die Lust ankam, danach zu sehen, oder es ihrer Frau Gevatterin zu erzählen, so bezwang sie sich doch und blieb verschwiegen wie ein Grab. Dadurch wurde sie sehr reich, und Niemand hat die grüne Frau seitdem wieder gesehen.

366.
Die weiße Frau.

Eine Magd vom Pachthofe zu Watzdorf hatte auf dem sogenannten Gottesacker des alten Schlosses Gras mit der Sichel gemäht. Da wurde es ihr sehr heiß und sie wartete schmerzlich auf das Mittagsessen und einen kühlen Trunk. Als sie vor Ermattung nicht mehr arbeiten konnte, steckte sie ihren Rechen in die Erde, hing ihre Schürze darüber und legte sich in den Schatten, welchen diese warf. Da erschien ihr eine weiße Frau mit blassem Gesicht und langen gelben Haaren und winkte ihr freundlich. Aber der Magd zitterten und bebten alle Glieder vor Furcht, sie wandte sich weg und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Als ihr nun eine andere Magd das Mittagsbrod brachte, war nichts mehr von der weißen Frau zu sehen, und jene schämte sich jetzt ihrer Verzagtheit. Wer weiß, welch einen herrlichen Trunk Weines sie erhalten hätte, oder was sonst für ein Schatz ihr bescheert war.

367.
Heilsberg.

Eine gute halbe Stunde von dem freundlichen Städtchen Remda, seitwärts von der Straße, die von da das romantische Rinnethal hinab nach Rudolstadt führt, liegt, fast rings von sanft abfallenden, fruchtbaren Bergen eingeengt, das Dorf Heilsberg.

Zur Zeit des Heidenthums erhob sich auf dem stolzen Hügel südwestwärts über Heilsberg eine Burg, welche die Hochburg oder Hugoburg genannt wurde; daher heute noch im Munde des Volks Heilsberg gewöhnlich Husch-

berg heißt. Von dieser Burg sind gegenwärtig kaum noch einige ungefügte Steine wahrzunehmen.

Auf seinem Zuge nach Thüringen kam Winfried über die steinige und rauhe Hochfläche, da, wo jetzt Treppendorf liegt, um in das schöne Saalthal hinabzusteigen. Einen ganzen Tag lang hatte er keinen Menschen und keine menschliche Wohnung angetroffen; mit der äußersten Mühe hatte er sich durch das dichte Fichten- und Wachholdergesträuch hindurchgearbeitet, ringsum nach einer Quelle spähend. Aber in dieser Wildniß fand sich nirgend ein Bach, nirgend eine Quelle, gierig hatte der lechzende Boden jeden Tropfen Wassers verschlungen, der vom Himmel auf ihn herabgefallen war.

Da endlich begrüßte ein enges Wiesenthal mitten im üppigen Föhrenwalde den heiligen Wanderer, und durch die düstern Waldhallen erschallten kräftige Hiebe eines Beiles. Aber auch hier leider nur Spuren eines versiegten Wassers. Die Begleiter Winfrieds murrten und schalten, aber der fromme Mann richtete ein brünstiges Gebet zum Herrn, der die Lilien auf dem Felde ernährt. Gehet hin und forschet bei den Männern, die da Holz fällen, wo wir eine Quelle finden! Die Diener gingen und kamen nur um so trauriger zurück. Herr, noch eine Stunde Wegs haben wir zu wandern, da erst werden wir ein Bächlein antreffen. Aber ein guter Mann hat uns den letzten Trunk aus seinem Horne geboten, wir haben ihn für Dich aufbewahrt.

Diese entsagende Liebe der Seinigen ließ Bonifacius frommes Gemüth nicht ungerührt. Freundlich forderte er von dem mitgekommenen Bewohner des Thales das Trinkhorn, und den Blick nach oben gewendet, goß er, ohne

zu trinken, den Inhalt des Hornes auf den trockenen Boden. Und siehe, da sprang eine helle Quelle lebendig hervor, klar und labend, als käme die Fluth aus dem tiefsten Schoos der Erde. Und die Knechte tranken und stillten ihren Durst, und der Mann aus dem Thale staunte und eilte davon, die Kunde seinen Freunden und Bekannten zu bringen. Bald eilten die Thalbewohner erfreut und erstaunt herbei; Winfried predigte ihnen von dem dreieinigen Gott, und taufte sie aus dem neuen Brunnquell, den er ihnen zum Borne des Heils weihte.

368.

Bonifacius-Kirche zu Heilsberg.

Eine andere Sage lautet: Als der heilige Bonifacius mit seinen Gefährten in das Thal unter dem Viehberg gelangte, ließ er sein Pferd auf dem grünen Rasen weiden; das Pferd hatte einen wunden Fuß, scharrte mit demselben, und da entsprang plötzlich eine Quelle, von deren Wasser der Fuß des Rosses augenblicklich heil wurde. Bald bewährte sich des Heilbrunnens wunderwirkende Kraft auch an siechen Menschen, von nah und fern strömten die Bewohner der Gegend herbei, vernahmen die neue Lehre, welche Bonifacius ihnen verkündigte, ließen sich taufen, und siedelten sich dort an. So entstand das Dorf Heilsberg, wo nun Bonifacius eine Kirche begründete, die nach ihm noch heute den Namen führt, sowie die Gemeinde des Ortes das Bild des thüringischen Apostels in ihr Siegel aufnahm. Lange Zeit waren die Bauern von Heilsberg in Erfurt vorzugsweise zollfrei. An der oberen Kirchthüre zu Heilsberg fand sich ein großes

Hufeisen angenagelt, welches Winfrieds Roß in der Quelle verloren haben soll.

An der Kirchenwand zu Heilsberg fand sich eine Steinschrift von hohem Alter, die niemand lesen konnte und noch bis heute niemand gelesen hat, so viele sich auch mit ihr abgemüht haben. Erfabelt wurde darüber zwar, daß zu der alten Bonifaciuskapelle in Heilsberg einst König Ludwig, Kaiser Karls Sohn, gekommen, hier gebetet und geboten habe, die Kapelle zur Kirche zu erweitern, und soll er das Gotteshaus reichlich begabt haben. Zum Andenken habe er eine Urkunde in Stein hauen lassen. Diese Steinschrift war bis zum Jahre 1816 alldort zu sehen, dann aber wurde sie ausgehoben und nach Weimar gebracht, wo sie in dem Großherzogl. Bibliothekgebäude ihre gesicherte Aufbewahrung gefunden hat. Um diese deutsche Steinschrift entziffern zu lassen, wurde sie einem berühmten Gelehrten, der vortrefflich arabisch, türkisch und persisch verstand, und in Förderung orientalischer Literaturkenntniß namhaftes Verdienst besaß, nach Wien geschickt. Die Lösung fiel völlig willkürlich, hypothetisch und widersinnig aus, man war aber so höflich, zu thun, als könne sie befriedigen, um nicht gegen diplomatische Formen anzustoßen, denn einer der berühmtesten Diplomaten hatte sie beim berühmtesten Orientalisten vermittelt, welcher letztere eben nicht altdeutsch, und auch nicht gothisch oder angelsächsisch verstand. Noch immer ist diese steinerne Räthselnuß zu knacken.

369.

Ein Wunder des heiligen Bonifacius.

Auf der vormaligen Hochburg hauste zu Winfrieds Zeiten ein wilder Insasse, dem sein Ehegenoß ein blindes Töchterlein geboren hatte. Als das Kind zur schönen und sittsamen Jungfrau herangeblüht war, verliebte sich ein Jüngling in sie, und sie liebte ihn wieder. Es war aber dieser Jüngling einer von Bonifacius Neubekehrten. Er sprach mit flammenden Worten die Lehre weiter, die er von dem Heiligen empfangen, aber jener rauhe Mann verlachte ihn und verbot ihm die Wiederkehr in sein Haus, wenn er von dem alten Götterdienst abfallen wolle. Der Jüngling klagte sein Leid dem frommen Gottesmann. Dieser war gern bereit zu helfen, und hieß den Bekehrten Wasser aus der neuen Quelle schöpfen, aus der er selbst und andere die Taufe empfingen, damit solle der Liebende nach einem brünstigen Gebete die Augen der Geliebten bestreichen. Augenblicklich wurde diese Jungfrau auch sehend und warf sich entzückt in die Arme des Lieblings; ihr Vater kam dazu, entbrannte in Zorn, und schon hing seine Schwertklinge drohend über des Jünglings Haupte, als Staunen und freudiger Schreck ihm das Schwert entwanden, da er die Tochter sehend fand. Nun glaubte auch er an die Kraft und an die Lehren des Wundermannes, und bekehrte sich zum Christenthume.

370.

Die Todenschauerin.

Auf dem Schlosse zu Rudolstadt lebte einst eine Prinzessin, welcher die unerfreuliche Gabe verliehen war, bei

Trauerfällen des Herrscherhauses jedesmal statt der wirklichen Leiche, die eben auf dem Paradebette lag, die nächstfolgende darauf gebettet zu erblicken, mithin genau zu wissen, an Wen nun zunächst die Reihe kommen werde. Obgleich die Prinzessin, wie jene hellenische Kassandra, sich ihres prophetischen Blickes nicht freuen konnte, so versäumte sie doch nie, wenn ein Glied ihres Hauses verschieden war, in den Sarg zu schauen. Doch nannte sie, um niemandem den Lebensgenuß zu verbittern, nie das nächstfolgende Todes-Opfer, sie verschloß vielmehr das traurige Geheimniß tief im Innern. Als sie so in wehmüthiger Einsamkeit noch mehrere Verluste erlitten, mußte sie einmal, als die folgende Leiche — sich selbst erkennen. Ruhig blickte sie sich selbst als Leiche an, mit gefaßter Frömmigkeit gab sie ihren letzten Willen kund, und starb in christlicher Ergebenheit, die traurige Begabung mit in das Grab nehmend, die sich Niemand wünschen wird.

371.

Die weiße Prinzessin.

In dem gewölbten Thorwege, der auf den Rudolstädter Schloßhof führt, läßt sich zuweilen eine seltsame Gestalt sehen. Man freut sich nicht auf ihr Erscheinen, denn sie verkündet Trauriges, sowie das Gewimmer der Eulen und das picken der Todtenuhr. Zu mitternächtiger Stunde tritt durch die eiserne Thüre, die in jenem Thorwege sich befindet, eine weiße Gestalt, ohne daß eine Angel sich regt. Marmorbleich ist ihr Gesicht, schneeweiß ihr Gewand, an der rechten Hand trägt sie einen schwarzen Handschuh. Geräuschlos schwebt sie die Stufen herab; ihr Fußtritt

weckt keinen Laut an der wiederhallenden Mauer, nur der lange weiße Schleier bläht sich im Luftzuge. Dann wandelt sie über den Schloßhof, und wenn sie langsam die Gallerie durchwandelt hat, verschwindet sie wieder, wo das Thor mit dem Schlosse zusammenstößt. Die Sage des Volkes will, es sei dieß der Geist einer Prinzessin, Namens Christine, der diesen nächtlichen Umgang dann mache, wann der Tod ein hohes Opfer fordere, wie fast in jedem andern Fürstenhause die Erscheinung einer Ahnenfrau sagenhaft fortlebt. Der fürstlich schwarzburgische Stammbaum zählt mehrere Christinen auf.

372.

Die hohe Warte.

Ueber dem kleinen rings von Bergen umgebenen Städtchen Leichel stand vor Zeiten ein Bergschloß, Hohe Warte geheißen. Darin hatte sich eine Raubrotte festgesetzt, die nannte das Volk vorzugsweise die Bosen oder die Bösen. Diese Burg beherrschte das ganze Thal, und hatte die Aussicht auf Leichel, Amelstädt, wo vor Zeiten ein Nonnenkloster gestanden, und Teichröden herab, und die Räuber hatten namentlich auch in der Judasmühle einen Schlupfwinkel, indem sie da, wo die Bächlein Rinne und Hornitsch zusammenfließen, aus unterirdischen Gängen hervorbrachen, und den Wanderern vielfaches Weh zufügten, ja es soll von der Hohe Warte bis zur Judasmühle ein solcher unterirdischer Gang geführt haben. Diese Räuber waren so kühn und frech, daß sie der Angst des Volkes spotteten, und wenn sie einen Ueberfall ausführten, so thaten sie es mit dem Feldgeschrei: Holla holla huscha! Das Land ist

der Bosen! Da geschah es, daß Kaiser Rudolph nach Erfurt kam, und, wie man von Ilmenau erzählt, einen Zug gegen alle thüringischen Raubburgen thun ließ. Da ward auch, nicht ohne tapfere Gegenwehr, die Hohe Warte gewonnen und zerbrochen. Doch jenes Losungsgeschrei der Räuber, das Holla, holla huscha! klang Jahrhunderte nach im Volksmund jener Gegend, und man hörte es bei allen Gelegenheiten, wo Tanzjubel oder Trunkenheit laut aufjauchzten.

373.

Das Ritterfräulein zu Heilingen.

Auf der jetzt ganz verfallenen Burg zu Heilingen hauste weiland ein alter Ritter mit seiner einzigen Tochter. Nun freite ein benachbarter Ritter um das Fräulein, doch stand er dem Alten nicht als Eidam an. Das hinderte jedoch den jungen Herrn nicht, immer wieder zu kommen, weil er bei dem Fräulein um desto mehr in Gunsten stand. Zornig sprach der Alte einst: Läßt mir der Fant das Gereite nicht, so schieße ich ihn das nächste Mal, wenn er wiederkommt, vom Pferde. Die Tochter versetzte drauf: Vater! thut ihr das, so stürze ich mich vom Söller herunter! Seht wohl zu, was ihr thut! — Was geschah? Der fremde Ritter kam, der Heilinger Herr schoß hin, und Mann und Roß stürzten zusammen. Da stürzte sich auch das Fräulein mit einem Weheruf hinab. Der junge Ritter, dessen Pferd nur getroffen war, stand wieder auf, tod aber blieb das Fräulein und geht seitdem in dem noch übrigen Thurme des Schlosses um, das bald darauf in Trümmer fiel.

Dort hüthet sie die Weinschätze des Burgkellers, in

welchem noch viele gute alte Jahresläufte lagern, und wandelt mit einem Schlüsselbunde umher, und begabt, gleich andern solchen wandelnden Jungfrauen, Musikanten, oder junge Mädchen, die sich in ihrer Einfalt nach Wein hinauf in die öde Trümmer schicken lassen müssen, wie sie einst einer etwas blöden Bauerntochter that, die ihr Vater dorthin entsandte, weil sie in ihrer Unklugheit sagte, sie wisse den Keller. Sie ging und kam zurück und brachte richtig Wein, der schmeckte trefflich und schmeckte nach mehr, und des Bauers Zechgäste hellerten zusammen, daß sie noch einmal gehe. Das Burgfräulein gab der unklugen Maid noch einmal Wein, aber es sagte ihr auch, sie solle nie wagen, wieder zu kommen, der Kuh nütze nicht Muskate, und den Bauerngurgeln gehöre nicht solcher Wein.

374.

Die Silberschaumquelle.

In einer Wüstung bei Heilingen hüthete einst ein junger Schaafhirte, und sahe mit staunen, wie sich vor ihm die Erde aufthat, und aus einer Oeffnung ein weißer Schaum ausquoll, wie Reif, und rings um die Oeffnung sich anlegte. Der Knabe sahe dieser Erscheinung lange zu, wußte aber nicht, was er aus derselben machen sollte, und traute sich auch nicht, den Schaum anzufassen. Höchstens störte er mit einem Stöckchen daran herum. Endlich kam der Abend und der Knabe trieb heim, und erzählte dem Schaafmeister, was er gesehen, zeigte ihm auch das weiße Zeug, das noch immer am Stöckchen fest hing. Es war eitel gediegenes Silber, und der Schaafmeister sprach zu ihm: Schaafe hüthest Du und ein Ochse bist Du!

Hättest Du das Dir bestimmte Weiße abgeschöpft, so wärst Du weise gewesen und reich geworden! — Am andern Tage und alle Tage sah sich der kleine Schaafhirte nach der Silberschaumquelle um, aber sie quoll für ihn nicht wieder.

375.

Das goldene Kegelspiel.

Nahe bei dem Dorfe Weißbach nicht weit von der Saale unterhalb Rudolstadt zeigt man die gemauerte Oeffnung eines uralten Brunnens, und erzählt dabei, daß in dem Brunnen 8 goldne Kegel sammt den dazu gehörigen Kugeln sich befinden. Eine Bande von Musikanten hatte sie in dem alten Schlosse, wozu der Brunnen gehörte, zum Geschenk erhalten, und ihren Werth nicht kennend verächtlich sie da hinein geworfen. Nur einer von ihnen hatte zum Andenken sich einen der Kegel mitgenommen.

Von dem alten Schlosse ist keine Spur mehr zu erblicken.

376.

Der Hirsch mit dem goldenen Geweihe.

Ein Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, sah einst im Traume einen Hirsch erscheinen, der trug ein goldenes Geweihe mit zwanzig seltsam gewundenen Enden, und diesen verfolgend kam er an ein schön geziertes Bauwerk über einem Brunnen, und am Brunnen saß eine wunderschöne, aber traurige Frau, doch als er sich derselben tröstend nahete, schwand sie hinweg und der Fürst erwachte. Einige Zeit darauf sah er aus seinem Schloßfenster hinab in seinen Wildpark und erblickte jenen im Traume ge-

sehenen Hirsch nun in der Wirklichkeit, ließ schnell satteln, schwang sich auf sein Roß und jagte dem Hirsche nach, dessen Spur ihn zu dem im Traume geschauten Brunnen leitete, und an diesem saß auch das wunderschöne traurige Frauenbild. Nachdem er flehend in sie gedrungen war, ihm ihren Kummer zu offenbaren, that sie dieß in süß verschämter Weise, und er erbot sich darauf ganz in ihren ritterlichen Dienst. Bald darauf ward der Kurfürst geladen zu einem prunkenden Hoffeste, bei welchem die hehre Herrin ganz in Goldstoff gekleidet erschien, und mit einer Fülle der köstlichsten Edelsteine prangte, aber nicht that, als bemerke sie ihren heimlichen Ritter, bis das Fest zu Ende war, da berief sie ihn durch ein Zwerglein in den Garten, und empfing ihn unter einem Baume fröhlich und lachend, und begabte ihn mit einem weißen Schleier und einem Handschuh von ihrer Hand, und hieß ihn eine Meerfahrt thun gen Palästina, ihr zu ritterlichen Ehren. Der Kurfürst hatte wol etwas anderes erwartet, fügte sich aber dennoch sauersüß in den Abschied und fuhr über Meer, nicht sonder große Fährlichkeit, auch Krankheit, doch tröstete den Herrn allewege das Andenken an seine Minnehulde, und er küßte statt ihrer selbst doch ihren Schleier und ihren Handschuh, und war nur schade, daß diese werthen Stücke ihn nicht wieder küssen konnten.

Da nun der Fürst heimkehrte zu seiner Schönen, entsandte sie ihn wiederum auf weitere Ritterschaft an Höfe von Königen und von dem Kaiser und verhieß ihn, nach Jahresfrist wieder zu sich zu bescheiden.

Es war aber dieses wundersame Frauenbild kein anderes Wesen, als die große Berg- und Waldfeine, die Trutinne Hulda, die versuchte den edlen Fürsten in ihr Zaubernetz

zu locken, doch soll ihr dieses mit Nichten gelungen sein, wol aber kennt man noch zwischen Jena, Mellingen und Magdala eine Stelle, an welcher jener kunstvoll gezauberte Brunnenpalast stand, und will auch noch zu Zeiten den Hirsch mit dem goldenen Geweihe im Morgen- oder Abenddämmer streifen sehen, bald mit, bald ohne seine dämonische Reiterin.

377.

Der Riesenfinger.

Hoch über Jena erhebt sich der schroffe Hausberg, auf welchem einst stattliche Burgen standen, die den Grafen von Kirchberg gehörten, aber jetzt fast ganz verschwunden sind. Aus früher Zeit klang auf die Nachwelt die Sage, einst habe ein Riesengeschlecht in dieser Gegend gehaust, und ein junger Riese habe sich beigehen lassen, seine Mutter, die ihm zum Zorne gereizt, zu schlagen. Alsbald sei das Haus über ihn zusammengebrochen und habe ihn bedeckt und erschlagen, aus dem Trümmerhaufen sei dann der Hausberg entstanden, dessen Gipfel entrage aber, ein Warnungszeichen für ewige Zeiten, des Riesen Zeige-finger. Dieser Finger ist der Fuchsthurm, die hohe, weit sichtbare Warte des bedeutendsten der Kirchbergischen Schlösser. In diesem Thurme saß einst der große Konrad von Wettin als ein Gefangener Heinrichs des jüngeren, Markgrafen von Meissen, den und dessen Mutter Konrad arg beschimpft hatte, indem er angab, Heinrich sei der Sprößling eines Koches. Und wo saß der Markgraf Konrad? Er saß in einem großen eisernen Käfig als eine rara avis, und der Käfig hing außen am Thurme, und der Vogel wurde dort eine ziemliche Zeit gefüttert, bis Heinrichs Tod ihn erlöste.

Diese Hochwarte, der Fuchsthurm, hat den späteren Namen zunächst von den Studenten Jena's erhalten. Einer der ersten Professoren dieser Hochschule war aus dem Schul-Rectorat zu Naumburg als Lehrer der griechischen Sprache nach Jena berufen worden. Derselbe hieß Brüschmann, und schrieb sich Brysomanus; er trug Sommer und Winter ein mit Fuchspelz verbrämtes Mäntelchen, die Studenten nannten ihn daher Schulfuchs, weil er von der Naumburger Schule gekommen war. Dann nannte man jeden einen Fuchs, der von der Schule ab- und zur Hochschule überging, und trieb mit ihm allerlei Neckereien, die zum Pennalismus ausarteten. Häufig wurde der Burgraum unter dem alten Thurme zum Schauplatz dieser jugendlichen Thorheiten erwählt, und so entstand für den alten Thurm der neue Name, der nun auch schon einige Jahrhunderte überdauert hat.

378.

Die wandelnde Laterne.

Bei Camburg, einer Stadt im Saalthale zwischen Jena und Naumburg, lag vor Zeiten das Cyriakskloster, von diesem sollen Gänge bis unter den Dom zu Naumburg geführt haben. In der herbstlichen Zeit wandelt ein Licht, im Volke als „die Laterne" allgemein bekannt, von der Stätte des Cyriaksklosters über die Saale hinüber, umwandelt drüben einen großen Bogen, und kommt dann wieder zurück. Im nahen Dorfe Leislau lebte einst ein reicher Mann, Vater eines einzigen Sohnes, welcher starke Liebesneigung zu einem Mädchen geringer Herkunft faßte. Der Vater mißbilligte diese Liebe, und fuhr mit dem

Sohne nach Naumburg, wo er ihn zwang, geistlich zu werden. Nach einiger Zeit wurde der junge Cleriker Mönch im Cyriaksklostér. Dort seiner Geliebten wieder näher, sann er auf öftere Vereinigung mit dieser, und entdeckte eine Fallthüre, die aus dem Kloster führte, und die er hinter sich wieder verschloß. Mit einer Blendlaterne eilt er die Mönchsschöppe herab, am Saalufer ein kleine Strecke aufwärts, wo er einen Kahn weiß, und fährt zum Clausfelsen hinüber. Dort gelandet, steigt er zum Clausberg hinauf, wandert über die Höhe, und ist glücklich in den Armen seiner Geliebten, aus denen er nach einigen Stunden auf gleichem Wege wieder heimlich in sein Kloster zurückkehrt.

Immer waren dem jungen Mönche diese nächtlichen Wanderungen geglückt, einst aber, bei seiner Rückkehr wollte es das Unglück, daß die schwere Fallthüre wieder zu und ihm die Hand abschlug, in welcher er die Laterne hielt. Man fand ihn am andern Morgen verblutet, tod auf der Treppe des geheimen Ganges, aber die rechte Hand sammt der Laterne war verschwunden. Sie ist es, welche die nächtliche spukhafte Erscheinung nun alljährlich hervorbringt; viele haben sie schon gesehen, und niemand bezweifelt dieselbe.

379.

Der Name von Aue.

Da wo jetzt das kleine Dörfchen Aue, im Meiningischen Amte Camburg gelegen, steht, erblickte man sonst nur eine einfache Kapelle mit einem weit und breit berühmten Marienbilde mit der Inschrift **Ave Maria** und daneben zwei Gasthäuser, die den zahlreich dorthin wan-

dernden Pilgern zur Herberge dienten. Man nannte die Kapelle mit sammt den beiden Gasthöfen gewöhnlich nur **Ave Maria** von dem Muttergottesbilde oder auch blos Ave, und als später die Wallfahrten nach diesem aufhörten und sich mehrere Bauern aus der Umgegend dort ansiedelten, so daß allmählich ein kleines Dorf entstand, wurde der alte Name beibehalten; aber man sprach ihn anders aus, nämlich nicht Ave, sondern Aue und daher rührt der Ursprung und Name dieses Dorfes.

380.

Der Goldtopf.

In Aue nahm eines Tages ein noch lebender Bauersmann in seinem an das Wohnhaus stoßenden Garten Aepfel ab. Als er beinahe schon fertig war, ging er erst noch einmal in das Haus, um eine längere Stange zu holen. Die reichlich gefüllten Aepfelkörbe aber ließ er im Garten zurück. Unterdeß ging seine Frau in den Garten. Die sieht etwas bei dem großen Apfelbaume gar prächtig schimmern und erkennt sogleich, daß es ein großer Topf voll blinkenden Goldes ist. Freudig erschrocken springt sie in das Haus und ruft ihren Mann, und beide laufen voller Freuden aus allen Kräften zurück. Als sie aber hinkamen an die Stelle, wo der Goldtopf gestanden hatte, war dieser verschwunden. — Warum hatte keines von Beiden zugegriffen? —

381.

Tauschwitz.

In der Nähe der drei Saalburgen lag ein Dörflein, des Namens Tauschwitz, dessen Markung aber Wüstung

geworden, und dessen Stätte kaum noch gekannt ist. Es soll seines Namens Entstehung einem Tausche verdankt haben, der zwischen dem Thüringer Landgrafen Ludwig, später der Springer benannt, und einem Ritter Hermann von Krainburg Statt fand. Ritter Hermann, den der Landgraf sehr hoch schätzte, und ihn als Freund sehr werth hielt, besaß einen wunderschönen Zelter. Einst geschah es, daß der Landgraf und der Ritter mit einander in dieser Gegend jagten, und da lobte der Landgraf Ritter Hermanns Roß über die Maßen, und fragte ihn, ob ihm der schöne Zelter nicht feil sei? Alsbald sprang der Ritter von seinem Roß herab und sprach: Das Pferd ist Dein, Herr! Nimm es an als ein Geschenk! — Nein! erwiederte der Landgraf Ludwig: als Geschenk nehme ich Dein Pferd nicht, aber — tauschen wir? Gieb mir das Deine, ich gebe Dir das meine! — Gern war Ritter Hermann von Krainburg diesen Tausch zufrieden. Das weiße Roß aber, das der Landgraf eintauschte, war der treue Schwan, der den Springer aufnahm, als er vom Giebichenstein herab in die Saale sprang, und ihn dann auf einem Eilritte bis gen Sangerhausen trug.

382.

Der Merseburger Rabe.

Beim Dome zu Merseburg wird beständig ein lebendiger Rabe gehalten. Einen solchen Raben hielt zu seinem Vergnügen Thilo von Trotha, Bischof von Merseburg. Der Rabe stahl nach Rabenart, und schleppte auch einen kostbaren Goldring des Bischofs mit edlem Stein in sein nahes Nest auf dem Schloßthurm. Der Bischof,

ein jähzorniger Herr, hatte seinen Kammerknecht im Verdachte des Diebstahls, ließ diesen, da er läugnete, foltern, und da er durch die Folter gezwungen, endlich gestand, hinrichten. Der arme alte Diener hob flehend seine Arme gen Himmel und rief Gott an, seine Unschuld zu offenbaren. Bald nach Vollziehung des grausamen Urtheils warf ein Wind das Rabennest vom Thurme, da fand sich neben vielen glänzenden Kleinodien und auch Tand des Bischofs Ring. Darauf erfaßte den Bischof tiefe Reue. Er änderte sein Wappen, und setzte einen Raben mit dem Ring im Schnabel in das Schild und auf den Helm, auf letzteren daneben noch zwei zum Himmel erhobene Arme und Hände; dann machte er eine Stiftung, daß fort und fort ein lebender Rabe solle gehalten werden, ihn und seine Nachfolger an die Unglücksthat zu erinnern — und überall wurde das neue Wappen angebracht, selbst auf des Bischofs ehernem prächtigem Grabmahl — und ein Rabe wird noch immer gehalten.

383.

Die Frau von der Weißenburg.

In zweifacher Weise deutet die Gegend um Naumburg wieder nach der romantischen Frühe der Thüringer Landgrafenzeit hin, und will ein Sagenwanderer, statt der Saale ferner zu folgen, lieber der in diese dort einfließenden Unstrut entgegenziehen, so betritt er einen Boden, über den noch immer ein Klageton um das einst so reiche und große, und dann für immerdar in Trümmern geschlagene Königreich Thüringen hinzittert.

Ludwig, der zweite Graf von Thüringen, des Bärti-

gen Sohn, hatte seinen Länderbesitz durch Ankauf der Herrschaft Sangerhausen, in der güldenen Aue, gemehrt, und eine Frau genommen, deren Stolz und Hoffarth ihm so unerträglich war, daß er sich ihrer bald wieder abthat. Nun wieder ehelos geworden, zog der Graf umher, gastete da und gastete dort, und so war er einst auch bei Mezelin, einem Grafen zu Rebra, der ein reiches Gastmahl gab, und auch den Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, der auf der ohnfernen Weißenburg beim Dorfe Scheiplitz wohnte, sammt dessen Ehegemahl, eingeladen hatte. Diese Frau, Adelheid geheißen, war über alle Maaßen schön und Graf Ludwig wurde in heller Minne zu ihr entzündet, tanzte viel mit ihr, und gewann ihr das Herz ab. Später besuchte Ludwig die Pfalzgräfin bei ihres Mannes Abwesenheit, und da wurde ein sehr untreuer Rath ausgesonnen, und bald darauf auch in solcher Weise ausgeführt, daß, als der Pfalzgraf im Bade saß, Graf Ludwig so nahe auf seinem Gebiete jagte, daß der erstere dessen Horn erschallen hörte, und als er erzürnt fragte, wer der kühne Jäger sei, so nannte Frau Adelheid des Grafen Namen und trieb den Gemahl an, solchen Schimpf nicht zu dulden. Da warf der Pfalzgraf über sein Badehemde nur einen Mantel, und schwang sich auf ein Roß, und jagte Ludwig nach und schalt ihn heftig, mochte wohl auch außer der nächsten Ursache deren mehr zu Groll und Grimm im Herzen haben. Ludwig aber drehte sich um und durchrannte den Pfalzgrafen mit seinem Jagdspieß, daß er gleich tod vom Rosse fiel.

Lange hat hernachmals an jener Stelle ein Denkstein dieser That gestanden, und noch länger ist ein Lied auf dieselbe im Munde des Volkes gewesen. Graf Ludwig

aber freite die schöne Pfalzgräfin Adelheid, welche nun die Stammmutter aller nachfolgenden Landgrafen von Thüringen wurde, und erbaute das Städtlein Freiburg an der Unstrut und über demselben die Bergfeste Neuenburg, wie derselbe auch das alte zerstörte Eisenach wieder erneute und die Wartburg erbaute.

384.

Der Sprung vom Giebichenstein.

Obgleich Graf Ludwig mit der neu gewonnenen Gemahlin Adelheid, der vormaligen Pfalzgräfin von Sachsen, einer geborenen Markgräfin von Stade, sehr glücklich lebte, so war er doch von den Verwandten des getödteten Pfalzgrafen bei Kaiser und Reich hart verklagt; indessen hatte Kaiser Konrad, der Salier, der schon seines Vaters, des Bärtigen Landgrafen, Freund und Verwandter gewesen, auch Graf Ludwig den Sohn immerdar zu schützen gesucht; als aber Kaiser Konrad gestorben war, und sein schon bei des Kaisers Lebzeiten zum römischen Könige gewählter Sohn, Heinrich, als der dritte Kaiser dieses Namens, die Krone des deutschen Reiches auf seinem Haupte trug, der ohnedieß mit Sachsen und Thüringern im Kriege begriffen war — so gab es für den angeklagten Grafen Ludwig kaum noch eine Zuflucht, und endlich wurde er eingefangen, und auf die feste Burg Giebichenstein, nahe bei Halle, gesetzt, und allda in sicherm Gewahrsam gehalten. Und da der Kaiser außer Landes umfuhr, so dauerte die Haft des Grafen, ohne daß an Fällung eines richterlichen Schiedspruches zu denken war, sehr lange, schon fast drei Jahre, und der Gefangene

sehnte sich sehr nach der Frau, wie nach der Freiheit. Sechs Ritter mußten den Grafen tagtäglich bewachen, und es drang zu ihm die Kunde, er solle ob seines Pfalzgrafenmordes hingerichtet werden. Da stellete er sich krank, bestellte sein Seelgeräthe und sein Haus, sandte durch einen erbetenen Schreiber seiner Gemahlin Botschaft, machte sein Testament, zog sein Sterbehemde an, und hüllte sich, da er starken Frost klagte, in viele Mäntel, und war so matt, daß er an einem Stabe ging, und ächzte, und legte sich in das offene Bogenfenster seines Thurmgemaches, das steil über der Saale hing, und sonnte und sömmerte sich, während seine Wächter sich mit dem Bretspiel die Langeweile solcher Gefangenwacht vertrieben. Und wie der Graf sahe, daß ausgeführt ward, was er heimlich befohlen, daß sein Diener unten am Saalstrome hielt und sein weißes Leibroß, der Schwan genannt, gleichsam wie zur Schwemme, in die Saale ritt, auch zwei Fischernachen auf dem Strome fuhren, da wünschte er seinen Wächtern alles Liebes und Gutes, schnellte sich aus dem offenen Thurmfenster auf den Vorsprung der Felsklippe, schrie: Jungfrau Maria, hilf Deinem Knechte! und sprang von der Klippe in den damals dicht unter ihr vorbeiziehenden Saalstrom; die Mäntel schirmten ihn im Fall, er fiel nicht hart in das Wasser, die Nachen waren zu seiner Hülfe zur Stelle, dann bestieg Ludwig den Schwan, gelobte dem heiligen Ulrich zu Sangerhausen, wohin er den eiligen Fluchtritt lenkte, eine schöne Kirche, und kam glücklich und wohlbehalten alldorten an, während seine bestürzten Wächter auf Burg Giebichenstein im recht eigentlichen Sinne des Wortes „das Nachsehen" hatten.

385.

Die Saalnixen.

Die Stadt Halle an der Saale, in deren Nähe die Trümmer des alten Bergschlosses Giebichenstein noch immer die Gegend schmückt, ist von Alters her berühmt durch ihre reichen Salzquellen, und der dicht an ihr vorbeifließende Saalstrom ist von einer Nixe bewohnt, oder von mehreren. Allgemein geht die Sage, daß auch dort die Saale, wie zu Jena, alljährlich ein Menschenleben zum Opfer fordere, sicherlich Nachhall der Erinnerung an Menschenopfer, die in der Heidenzeit den Gottheiten der Elemente dargebracht wurden. Auch dort die so weit verbreitete Sage von einer Wehmutter, welche bei nächtlicher Weile ein Nichus, daraus später das Wort Nichs, Nix, sich gebildet hat, abrief und abholte, um einer Wöchnerin beizustehen, die unter das Bette der Saale geführt ward, dort ein Nixenweiblein entband, und von demselben gewarnt wurde, von ihrem Manne irgend eine Gabe anzunehmen, vielmehr die schutzkräftigen Kräuter Dosten und Dorant, die jene schon zur Abwehr gegen teuflischen und dämonischen Zauber bei sich trug, wol in Händen zu halten und zu bewahren. Der alte böse Nichus versuchte die Wehmutter auf dem Rückwege mit allerhand, er bot ihr Brod, Geld, Linnen — die Wehmutter wieß alles zurück, und so mußte der Nichus sie wohlbehalten wieder nach Hause zurück geleiten, was ihm bei seinem tückischen Wesen außerordentlich ärgerlich war.

386.

Der Kaiser Friedrich.

Kaum ist, neben der Wartburg, ein thüringisches Bergschloß mehr und schöner von der Sage des Volkes gefei-

ert, als die Burg Kiphausen oder Kifhausen, ja selbst die deutsche Mythe schmückt diesen wundersamen Bergscheitel und seine Umgebung, und erhebt ihn zu einem ihrer Träger, zu einer der weitvoneinander gelegenen Säulen ihres großen Tempels, die durch ganz Thüringen vereinzelt stehen. Wilde Heerzugsage, Zwergsage, Rittersage, Bergwerks- und Venezianersage, alle sind hier vereinzelt zu finden, und zwar wundersam durcheinander gemischt. In den Vorgrund aller aber tritt die Sage von dem in den Schoos des alten Bergschlosses verzauberten Kaiser. Das war Friedrich I, zubenamt der Rothbart, der war vom Papst in den Bann gethan, und las kein Priester mehr ihm die Messe, und that sich keine Pforte einer Kirche oder Kapelle vor ihm auf, so gewaltig war zu seiner Zeit die geistliche Macht, und wäre derselben auch nichts lieber, als wiederum so gewaltig zu werden. Da mochte der Kaiser Friedrich nicht mehr auf der Welt sein, und legte ein Gewand an, das ihm aus dem Lande India verehrt worden, nahm ein Fläschchen mit duftendem Wasser zu sich, bestieg sein Lieblingsroß, und ritt in einen dunkeln tiefen Wald, und es folgten ihm nur wenige seiner getreuen Wappner. Im Walde drehte Kaiser Friedrich ein Wunschringlein, das er am Finger trug, und wünschte sich weg von der Welt, und entschwand dem Angesichte der seinen, und ward nie wieder gesehen. Nach anderer Sage aber habe er seine Wappner und auch seine Tochter und deren Hoffräulein, auch manchen Gezwerg allzumal mit hinab gewünscht in einen Berg, und das sei der Kiphäuser, wiewol auch Berge anderer Länder als der Sitz des unterirdischen Kaiserhofhaltes genannt werden, so der Untersberg bei Salzburg in Oesterreich, ein Berg bei Kaiserslautern und

noch andere. — Schon in frühen Zeiten nach des Kaisers Verschwinden sagten alte Leute, Kaiser Friedrich lasse sich zu Zeiten sehen, als ein Waller oder Pilgrim, etwa wie der ewige Jude, oder es seien einzelne Menschen von Gezwergen in den Schooß der unterirdischen Kaiserburg hinabgeführt worden, die haben den Kaiser im Halbschlummer träumend nicken sehen, an einem Steintisch sitzend, um dessen Fuß sein rother Bart schon zweimal herumgewachsen. Und der Kaiser habe selbst gesagt, er harre einer Zeit: wann sein rother Bart zum drittenmale um den Stein reiche, und die Raben nicht mehr um die graue Warte der Kaiserburg fliegen würden, da wolle er aufstehen und wiederkehren, und aufs neue gewaltig werden. Des deutschen Reiches versunkene Herrlichkeit wolle er dann glorreich erneuern, — er wolle das thun, daß andere es machen sollten, irgendwo, das hat er nicht gesagt — er wolle das heilige Grab aus Heidenhand befreien, die Uebermacht der Pfaffheit störend brechen, und nach einer großen Siegesschlacht seinen Schild hangen an den Ast eines dürren Birnbaumes, der dann wieder üppig grünen solle. Er wolle das Reich an Frieden reich machen, treu seinem Namen, für alle gleiches Recht erstreiten. Und gar oft, so ging die fernere Sage, habe der alte Kaiser, wenn jemand von der Oberwelt ihm genahet, gefragt, ob die Raben noch um den Thurm fliegen? und wenn, wie immer, die Antwort lautete: Ja, sie fliegen noch, so habe er seufzend geantwortet: So muß ich aber hundert Jahre schlafen! — und sei alsbald wieder in seinen Zauberschlummer versunken. Das Volk aber harrte von einem Jahrhundert zum andern treugläubig auf des alten Heldenkaisers Wiederkehr, und gab der grauen, rabenumflogenen

und sturmumbrausten Warte seinen Namen: Kaiser Friedrich.

387.

Der Hofhalt im Kiphäuser.

Des Volkes Glaube übertrug das, was es von der Verzauberung Kaiser Friedrich I., des Barbarossa, in seiner Seele festhielt, auch auf Kaiser Friedrich II., bildete mehr und mehr die Märe über beide aus, und hier war es nun, wo es uralt überkommenes Mythenthum mit seiner eigenen Anschauung und neuer Sage verschmolz. Die deutsch-nordische Sage vom Wode und seinem wüthigen Heere hatte sich im Braunschweiger Lande verjüngt und in der Person eines Oberjägermeisters Hans von Hackelnberg einen wilden Jäger gefunden; in der dem Kiphäuser ganz nahe gelegenen Grafschaft Stolberg ist außerordentlich viel vom wilden Jäger die Rede, bald ist's der Hackelnberg, bald nennt man ihn ohne einen besonderen Namen. Er jagt, von vielen Dachshunden begleitet — an verschiedenen Orten hat er verfaulte Pferdelenden aus der Luft herabgeworfen, auf dem „Rübelande" jagt er „Frauen" aus dem Holze*), wie er im Voigtlande die Moosweibel, auf dem Riesengebirge die Rüttelweiber, im bayerischen und österreichischen Hochgebirge die seligen Fräulein jagt. Des Hackelnbergs Begleiterin läßt die Harzsage die blärrende Nonne Tutosel sein, auch sie ist nur Verjüngung der Frau Holle. In der Grafschaft Stolberg aber ist letztere, wenn auch unter verwandeltem Namen,

*) Vergl. Dr. H. Pröhles sehr verdienstliche Sammlung: Unterharzische Sagen.

in ihr Recht theils als wilde Heerzugführerin oder Begleiterin, theils als dämonische Spinnefrau eingesetzt, sie heißt dort „die Wulle", „die Fru Rolle", „Fru Holle"; um Ilsenburg aber „Fru Frièn" (Nachhall von Freia), und geht auf die Freite. „Fru Frèe mit dem groten Dume" heißt sie in einem Kindermärchen jener Gegend, und es kann gar nicht fehlen, daß sie sammt dem Heereszuge auch über das Kiphäuser-Gebirge schwebte. Aber da hat die stets verjüngende Sage sie neu verwandelt, da ist sie des Barbarossa schöne Tochter oder Nichte, die mitverzauberte Prinzessin, welche gefolgt von ihren Hoffräulein auf weißen Pferden Nachts über das Gebirge schwebt. Aber auch bei diesen hat es die Sage nicht bewenden lassen, sondern stets bemüht, alte Ueberlieferungen umzugestalten, läßt sie Raubritter auf Burg Kiphausen wohnen, welche sich Fräulein rauben, und mit diesen auf die Jagd reiten. Diese sieht man noch in hellen Nächten auf schneeweißen Pferden über den Berg reiten, aber es ist nicht gut, ihnen zu begegnen.

388.

Bergentrückungen in den Kiphäuser.

Zu dem sich selbst in den Schooß des Kiphäusers verwünscht habenden Kaiser Friedrich wurden nicht selten Bewohner der Oberwelt zeitweilig, länger oder kürzer, entrückt. Die Sagen davon sind nächst den mythischen die ältesten der Kiphäusersagen. Ein junger Schäfer hüthete auf der Höhe der Burgtrümmer seine Heerde, gedachte des alten Kaisers mit Wehmuth, und spielte ihm auf seiner Schalmeie ein höfisches Liedlein auf. Da hob sich aus Gebüsch und Felsklippen ein greises Haupt mit Ehrfurcht

einflößenden Zügen und fragte: Sprich Knabe, wem hast Du mit Deinem Schalmeienstücklein zu Ehren hofiret? — Das hab' ich Kaiser Friedrichen zu Ehren gethan! antwortete der Schäferknabe. So folge mir, auf daß Dein Lohn dafür Dir werde von dem Herrn! sprach die Greisengestalt, und nicht ohne Zagen folgte ihr der Hirte nach. Der Weg führte bald viele Stufen tief hinab, endlich sprang drunten dröhnend eine metallene Thür auf, und der Knabe trat in eine Halle voll reicher Schätze an Gold, edlen Steinen und Waffen, und eine Schaar Wappner stand da in voller Rüstung, die neigten sich vor dem Greise, und nun nahm der Knabe mit Schauer war, daß der Rothbart selbst sein Führer gewesen. Der aber sprach zu den Rittern: Dieser Knabe hat Uns geehret. — Und dann zeigte der Kaiser dem Hirten allen Glanz und alle Pracht der Halle, und allen Reichthum, und fragte ihn: Welchen Lohn begehrst Du? — Keinen! antwortete der Knabe. Da brach der alte Kaiser von einem goldenen Handfaß einen Fuß ab, und sprach zum Knaben: Nimm das und gehe, und sage droben, daß uns der Herr erlösen wird aus diesem Banne wann die Zeit sich erfüllet, und dann soll das deutsche Reich frei werden und das heilige Grab erlöst aus des Türken Hand. — Der Knabe kam aus dem Berge und wußte nicht wie.

Ein anderes Mal hatte ein anderer Hirte seine Schaafheerde weit herauf an den alten Kaiser Friedrichsthurm getrieben, und pfiff sich auch ein fröhliches Stücklein auf seiner Schallmeie, daß es weithin schallte; da stand plötzlich ein Zwergmännlein vor ihm und fragte ihn, ob er wol Lust trage, ihm zu folgen in die unterirdische Burg, und dem verzauberten Kaiser auch solch ein hübsches Stück-

lein vorzublasen? Dazu war der Schäfer gar willig und folgte dem Zwerge durch das Mauergeklüft; kam auch mit ihm in eine weite Halle, und sah den alten Barbarossa am runden Steintisch schlummernd und mit den Augen zwinkernd sitzen, und hörte denselben fragen: Fliegen die Raben noch um den Berg? Und da der Schäfer diese Frage bejahte, so seufzte der Kaiser tief und schwer, und gab die schon erwähnte Antwort. Hierauf wurde der Schäfer durch den Zwerg wieder zur Oberfläche geführt, nachdem er sein Liedlein gespielt, ohne etwas dafür zu erhalten. Wie er aber nach seiner kleinen Heerde sah, so erstaunte er, denn es waren hundert Stück über die Zahl, die nun alle sein Eigenthum waren und ihn reich machten.

Hier, bei diesen beiden in den Berg Entrückten währte die Zeit der Entrückung nur eine kurze Frist, bei andern erstreckte sie sich weiter. Ein Ziegenhirte aus Sittendorf trieb auch gern seine Heerde ganz hoch hinauf in die Thurmnähe, und nahm wahr, daß eine seiner Ziegen sich stets von der Heerde verlor und zuletzt nachkam, wenn er schon hinweg war und heimwärts trieb. Da beobachtete der Hirte die Ziege und fand, daß sie durch eine Mauerspalte verschwand, und als er dieß sah, zwängte er sich ebenfalls hindurch und hinab. Drunten stand die Ziege in einem Gewölbe und fraß begierig Haferkörner, die von der Wölbung der Decke herab rieselten, auch hörte der Hirte über sich Stampfen und Wiehern von Pferden, und merkte wol, daß er unter einem Pferdestalle stehe, verwunderte sich aber bloß, woher hier die Pferde und der frische Hafer kommen sollten? Gleich darauf erschien ein Knappe, der winkte dem Hirten, ihm zu folgen und führte ihn über einen ummauerten Hof. An diesem Orte erblickte der

Ziegenhirte 12 Ritter beim Kegelspiele, wie jener auf dem großen Hermannsberge im Thüringerwalde, und der Knappe bedeutete ihn, den Spielenden die Kegel aufzusetzen, was auch der Hirte, Peter Klaus war sein Name, that, und sich aus einer Kanne voll Weines stärkte, die nicht leer wurde, er mochte trinken, so viel er wollte. Und als das Spiel vorüber war, hatte der Peter Klaus sich so mächtiglich gestärkt, daß er eingeschlafen war. Endlich wachte Peter Klaus auf, und fand sich außerhalb auf der Trümmerstätte liegen, da war das Gras höher denn sonst, und kleine Sträuchlein waren Bäume geworden. Peter Klaus pfiff seinem Hunde, aber es kam kein Hund. Er sprang auf vom Boden und sah nach seiner Heerde, aber es war keine Heerde da. Nun stieg er hinab nach Sittendorf, wo ihm bald Leute begegneten, die er aber nicht kannte, und sie schienen ihn auch nicht zu kennen, denn er sah nichts weniger als jung und anständig aus, und hatte einen Bart wie der ewige Jude. Er kam sich vor wie verhext, und ging auf das Hirtenhaus zu, dort saß ein Hirtenknabe vor der Thüre, der ihn nicht kannte, und ein alter, magerer, knurrender Hund. Leute umdrängten ihn, er fragte nach alten Bekannten, — die waren längst gestorben oder weggezogen. Endlich erblickte er ein junges Weib mit ein paar Kindern und da stellte sich heraus, daß das seine Tochter war und ihre Kinder seine Enkel, und daß er, der Peter Klaus vor zwanzig Jahren zum letztenmale die Heerde auf den Kiphäuser getrieben habe und seitdem nicht wieder gekommen sei.

389.

Das alte Brautpaar.

Ein Beispiel noch längerer Bergentrückung that sich kund an einem jungen Brautpaare aus Tilleda, das Hochzeit feiern wollte, aber nicht einmal so viele Geräthschaften besaß, um einigen geladenen Gästen das Essen auftischen zu können. Da sprach der Vater der Braut halb im Scherz zu den Brautleuten: Ei geht doch hinauf auf den Kiphäuser und borgt euch was von der verzauberten Prinzessin. Und die jungen Leute gingen wirklich hinauf und oben trafen sie auch schon die Prinzessin an, als habe sie ihrer geharrt; sie winkte beiden, ihr in den Berg zu folgen. Da bekamen sie so viel Gutes an Essen und Trinken vorgesetzt, daß das reichste Hochzeitmahl in Tilleda nicht stattlicher hätte ausgerichtet werden können, und wurden beladen mit so viel Hausrath, daß sie ordentlich schwer davon zu tragen hatten, als sie frohen Herzens den Berg verließen, und wieder herunter nach Tilleda stiegen. Aber gar seltsam erging es ihnen da. Der Ort war ganz verändert, so daß sie meinten, sich in ein fremdes Dorf verirrt zu haben. Das Häuschen des Brautvaters stand nicht mehr, an seine Stelle war ein großes Oekonomieguthaus erbaut. Die Leute hatten ganz andere Tracht, und staunten sie ob ihrer seltsam uraltmodischen Tracht an. Da kam auch der Geistliche des Ortes und sprach liebreich mit ihnen, und fragte sie, woher sie denn kämen? Das Brautpaar sagte ihm, daß es ja erst heute Nachmittage hinauf zum alten Friedrich spatzieren gegangen, und wüßten nicht, warum alles in Tilleda so anders wäre und lauter fremde Menschen? — Der Pfarrer hieß beide mit ihm gehen, und schlug nach im Kirchenbuche, und da stand

es, daß vor 200 Jahren ein junges Brautpaar hinauf auf den Kiphäuser gegangen und niemals zurückgekehrt. Da weinten die so alt Gewordenen und ließen sich vom Pfarrer einsegnen, und suchten den Kirchhof auf, wo ihre Verwandtschaft von 200 Jahren ruhte, und blieben dort allein, denn das junge Geschlecht scheute sich vor den beiden Alten, und nach drei Tagen fanden sich auf dem Kirchhofe die Leiber und Gewande beider in Asche zerfallen.

390.

Der Schmied von Jüterbogk.

Jener Schaar, welche die Sage selbst zu Kaiser Friedrichen hinabgewünscht und hinabgerückt hat in den Schoos des Kiphäuserberges, bestehend aus der Prinzessin und ihren Fräulein, nächtlichen Schimmelreiterinnen, zum Theil auch Wunderblumen-, Schätze-, und vornehmlich Flachsknottenhütherinnen, (wo der Flachssame immer wieder auf die urgermanische Holle und ihren Dienst deutet) — aus Zwergen, theils zum Hofgesinde des Barbarossa gehörig, vornehmlich aber Bergwichtel, Bergmännlein, aus Rittern, die gleich den Riesen der Ur-Sagen Kegel schieben, aus Mönchen endlich, die späterer Zeit entflammen, in welcher auf dem Berge eine Wallfahrtkapelle stand — gehört auch eine vereinzelte Gestalt, wie im Hörseelenberge der getreue Eckart, das ist der Schmied von Jüterbogk, von dem ein Kindermärchen ausführliches erzählt. St. Petrus, der heilige Apostel, erlaubte diesem wackern Schmied, der Kaiser Friedrichs Rüstmeister war, drei Wünsche, welche dieser

auch that, so daß er Macht gewann über Tod und Teufel, und ein nie versiegendes Lebenselixir in Gestalt eines guten Bittern — aber eins hatte nur der Schmied vergessen zu wünschen, nämlich: die ewige Seligkeit. Daher blieb ihm der Himmel verschlossen, und als er in die Hölle wollte, riegelte der Teufel ihm diese vor der Nase zu, denn der Schmied hatte dem Teufel einmal so arg mitgespielt, daß derselbe sich grausam vor ihm fürchtete, und ließ ihn daher durchaus nicht in sein Reich. Auf der Erde gefiel es aber dem Schmied von Jüterbogk auch nicht mehr, und so wünschte er sich hinab zu Kaiser Friedrichen in den Kiphäuser und beschlägt nun drunten die Pferde der Prinzessin und der Fräulein, und der Ritter mit goldenen Hufeisen.

Daß auf dem Kiphäuser die Sage ihre Glücks- und Wunderblumen nicht selten blühen läßt, liegt im ganzen Wesen des mythischen Zaubers, der den Berg, ja das ganze kleine Kiphäusergebirge umfließt, doch sind diese Sagen allbekannt.

391.

Bergschätze im Kiphäuser.

Von Schätzen, großen und reichen, im Schooße des Kiphäusers ist der Sagenmund seiner ganzen Umgegend noch immer voll. Auch in diese Kunden, abgesehen von denen über den Reichthum, der den alten Barbarossa in seiner unterirdischen Halle umgiebt, mischt sich Altüberkommenes und das, was an ähnlichen Sagenbergen sich wiederholt. Auch hier ein Ritterkeller, aus welchem ein Mägdlein guten Wein holt, gleich jener Dirne an

dem großen Hermannsberge; einen Wein, der köstlich schmeckte. Da der ganz herunter gekommene Schänkwirth des Ortes von diesem Ritterwein hörte, und von den wiederholten Gängen des hinauf gesandten Mägdleins, schlich er nach, allein für diesen Vorwitz wurde ihm sehr übel durch allerlei Geisterspuk, der sich rings um ihn erhob, mitgespielt. Endlich kam ein grauer Bergmönch, der schleppte den zum Tode bereiten Mann eine Treppe empor, legte ihn an einer Mauerwand nieder, steckte ihm ein Stück Geld in die Hand, und verschwand. Aechzend schleppte sich der Schänkwirth nach Hause, mußte sich gleich legen, und war nach drei Tagen eine Leiche. Das Geld des Mönchs reichte just hin zu den Kosten der Beerdigung des Vorwitzigen.

Daß die Sage Mönche auf den Kiphäuser bringt, kommt von der berühmten Wallfahrt, die einst zu einer Kapelle und zu einem hölzernen Kreuze in derselben Statt fand, welche Kapelle Graf Heinrich XXIII. von Schwarzburg erbaut und mit vielem Ablaß hatte begeben lassen. Als Wallfahrt und Kapelle in Folge der Reformation eingegangen waren, verbreiteten sich erst recht die Nachrichten von Schätzen, die da droben vergraben sein sollten, und es kamen Venetianer, Bergleute, Kurgänger und Schatzgräber zu Hauf, um diese vergrabenen Schätze zu heben, oder auch um die Erze im Bergesschooße aufzufinden und abzubauen. Ein Bergmann fand auf dem Kiphäuser einen Mönch sitzen, hart am alten Thurme, der in einem Buche las und ihn dann in den Berg führte, wo sie in lange Gänge kamen, die mittels der Springwurzel, welche der Mönch in der Hand hielt, ihre verschlossenen Thüren öffneten. Zuletzt kamen beide an

eine silberne Thüre, an welche der Mönch dreimal klopfte, worauf auch diese alsbald aufsprang, und der Bergmann den alten Barbarossa sitzen sah, mit seinem durch den Steintisch gewachsenen Barte, der bis zu den Füßen hinabreichte. Der Bergmann empfing von dem Mönche zwei Stangen eines unbekannten Metalls, die lange in des ersteren Familie aufbehalten blieben.

392.

Das Rathsfeld und die Rothenburg.

Wenn man vom Kiphäusergipfel nordwärts schreitet, in der Richtung nach der Rothenburg zu, dann aber sich links hält, so kommt man auf eine Fläche, auf der eine Art Jagdschloß steht, das ist das Rathsfeld. Auf dem Rathsfelde soll der dürre Birnbaum stehen, der wieder grünen wird, wann dereinst der alte Kaiser Friedrich aufsteht und aus dem Bergesschooße hervortritt, und an diesen Birnbaum wird er seinen Schild hängen, wenn er die große Siegesschlacht geschlagen hat.

Der gerade Weg vom Kiphäuserthurme führt nach der tiefer liegenden Rothenburg, einst ein stattliches Schloß, schon im 11. Jahrhundert von Grafen von Beichlingen erbaut. In den Trümmern dieser Burg fand man das unförmliche Erzgebilde in Gestalt eines pubstenden Knaben, welches man Püsterich genannt und über welches man erstaunlich viel geschrieben hat. Dieses alte Zeugniß von der Erzgießekunst der frühen Vorfahren hat man lange Zeit für ein deutsches oder slavisches Götzenbild gehalten. Ein deutsches war dasselbe auf keinen Fall, denn die Germanen hatten keine sogenannten Götzen, und folglich auch

kein Götzenbild, und daß das alte Metallgeräthe slavischen Ursprungs, kann durch nichts bewießen werden. Mit großer Leichtgläubigkeit aber haben deutsche Gelehrte diesem Püstrich in sogenannten deutschen Mythologien eine Stelle als thüringischen Feuergott angewießen.

Vom Rathsfelde und von der Rothenburg geht manche Spuksage. Wildsauen wurden in nächtlicher Weile zahlreich erblickt, die ein Mägdlein lockte, allein wenn ein Jäger nach einer dieser Sauen schoß, zerflossen alle in Luft. Auch an Schätzesagen ist die Rothenburg reich, fast so reich wie die Kiphäuser Burgtrümmer.

393.

Der braune Bühel.

In der Gegend zwischen Nordhausen und dem Eichsfelde, nach Duderstadt zu, begegnet wieder die Riesensage. Dort hebt sich aus der Flur ein zuckerhutförmiger Hügel, einer künstlichen Pyramide gleich, welcher vom Volke der „brune Budel", soll braune Bühel heißen, genannt wird. Bühel ist Hügel, wenn auch just kein spitzer. Die vornehmen Leute nennen ihn den Riesenhügel. Einst stand auf den Höhen über der „Goldenen Mark", so heißt die Gegend, in welcher Duderstadt liegt, ein Riese, und das ganze Eichsfeld gefiel ihm sehr wohl, nur drückte ihn etwas im Schuh, was ihm nicht gefiel, da zog er den Schuh aus, und schüttete das drückende, was darin lag, hinab, da war's das Sandhäufchen, der Bühel. Spöttisch sagen andere: vor Zeiten sei einmal der Himmel gefegt, und der Kehrichtstaub herab in das Eichsfeld geworfen worden, davon sei der braune Bühel entstanden.

394.
Heiligenstadt.

Heiligenstadt, die Hauptstadt des Eichfeldes, bewahrt uralten Ruhm. Es geht die Sage, daß schon der Franken-König Dagobert, von einer schlimmen Aussatzkrankheit befallen, in dieses Landes Einöde gezogen, vor aller Welt sich zu verbergen, nachdem er die Regierung seinem Sohne und treuen Räthen übertragen, und daß er in dieser Gegend eine Kapelle erbaut, und sie der heiligen Jungfrau und Sankt Petrus geweiht habe. Auf einem Jagdgange ermüdet, legte sich König Dagobert in das Gras des Waldes, und entschlief. Und als er erwachte, befand er, daß überall, wo des Grases Thau seinen Körper benetzt hatte, der Aussatz hinweggeschwunden war. Freudig kündete der König seiner Gemahlin, die ihn begleitet hatte, dieses Wunder, und auf ihren Rath wiederholte er den Schlummer im thaufeuchten Waldgras, und ein Traum offenbarte ihm dann, daß da, wo er geruht, die Gräber zweier Heiligen, Aureus und Justinus, befindlich seien, welche zu Mainz dem Gefängnisse, in das König Etzel oder Attila sie hatte werfen lassen, entkommen waren, leider aber nur um noch größere Verfolgung und Pein zu erdulden, und endlich nach vielen von ihnen geschehenen Wundern hier Martyrertod und Grab zu finden. Da sprach König Dagobert, der nun völlig heil geworden: Hier ist der Heilung und der Heiligen Statt, ließ den Wald fällen, über der Heiligen Gräber ein Münster bauen, das er unter den Bischofsitz Mainz stellte, ordnete 12 Chorherren hinein, und nach und nach entstand eine Stadt daselbst, welcher der Name Heiligenstadt verblieb, abgeleitet von jener heiligen Stätte.

395.

Die drei Rebhühner.

Auf dem Thurme der Obermarktskirche zu Mühlhausen erblickt man drei Vögel, von denen die Sage Folgendes erzählt: Zwei Bürger führten Proceß mit einander um Mein und Dein, um ein bedeutendes Erbe. Lange blieb dieser Proceß unentschieden, das wußten die Anwalte schon zu karten, darüber sank aber der eine Bürger, auf dessen Seite das Recht war, gänzlich in Armuth, zumal sein eigener Anwalt zuletzt sich von dem Gegner bestechen und gewinnen ließ. Da nun eines Tages der Unterdrückte abermals den Anwalt besuchte, um mit ihm über den Proceß zu sprechen, so traf er denselben bei einer Schüssel voll gebratener Rebhühner, dieselben schmausend und dazu wacker zechend, an. Als nun jener unterdrückte Bürger, dem man sein Recht absprechen wollte, wieder von seiner Sache zu reden anhub, und sagte, daß er im Rechte sei, so sprach der Anwalt: Ihr seid so wenig im Rechte, als diese Rebhühner hier lebendig sind. So wenig diese Federn haben und fortfliegen, eben so wenig werdet ihr gewinnen, weil Ihr im Unrechte seid. — Hatte kaum das Wort gesprochen, so gewannen die gebratenen Vögel, so viel ihrer noch in der Schüssel lagen, nämlich drei, Federn und Leben und flogen aus der Schüssel und zum Fenster hinaus und auf den Thurm. Da erkannte der Bürger, daß der Anwalt ein Schalk war, und der Anwalt erblaßte, und that nun des Bürgers Recht offenkundig dar, so daß derselbe in den Besitz seines rechtmäßigen Eigenthumes gelangte.

396.

Der Wunderbaum in Vargula.

Gar viel des Wunderbaren sahen der Unstrut Wellen und Ufer, wie unscheinbar auch an vielen Stellen dieser Fluß erscheint, dessen Quellen auf dem Eichsfelde ohnweit Dingelstätt entspringen, der Mühlhausen und Langensalza leise vorbeischleicht, und nachdem er erst südwärts, dann ostwärts geflossen, sich wieder nordwärts lenkt, in steten mannichfaltigen Krümmungen bald durch Ebenen, bald durch hügelige Gelände rinnt, manchen geschichtlich denkwürdigen Ort in seinen Fluthenspiegel aufnimmt, und endlich nahe bei Naumburg in die Saale fällt.

Zu diesen geschichtlich denkwürdigen Punkten an der Unstrut gehört auch Groß-Vargula, früher urkundlich Vargalaha, Varila, später Vargila, um welches förmlich, wie ein Nimbus, ein kleiner Sagenkreis sich zog. Ein heidnisches Fanum sei allda gewesen, bevor Bonifacius dort eine der ersten Kirchen Thüringens weihte. In Varila sei Karl der Große empfangen worden, weil er in einer Schenkungsurkunde die Landschaft „terram conceptionis nostrae“ ausdrücklich genannt. Daher habe der große Kaiser dort eine Kapelle erbaut, und durch den heiligen Bonifacius weihen lassen. Als nun Bonifacius in die Kirche schritt, standen viele der Heiden außerhalb derselben und staunten das Neue an, ohne Neigung zu zeigen, auch mit hinein zu gehen und sich der Christuslehre zuzuwenden. Da stieß der Heidenbekehrer den Stab, den er in den Händen trug, in den Boden, und ging in den neuen Tempel, weihete ihn und las Messe in ihm, und als die Weihe vollendet war, und Bonifacius und die übrigen Priester und die Christen aus der Kirche traten, siehe da

war der vorher dürre Stab grünend und blühend geworden, und trieb fortwährend junge Sprossen. Und darauf sprach der Mann Gottes zu den Heiden: Sehet an diesem Zeichen, das der Christen Gott gethan, die Wahrheit seiner Lehre! Und darauf haben sich der Heiden noch gar viele bekehrt, und die Taufe willig angenommen.

Ist auch die oft begegnende Sage von dem grünenden Stabwunder eben nur Sage, so ist ihr Begegnen just hier doch nicht ohne Wichtigkeit, denn wie ihr Baum, so hat sie doch örtlich unaustilgbare Wurzeln geschlagen. Lange soll der Baum in Groß-Vargula gestanden haben, ein Wunderbaum ohne Frucht, und von fremdländischem Ansehen, und es sollen Schößlinge von ihm noch weit länger in den Hecken des Pfarrgartens nahe der Bonifacius-Kirche zu finden gewesen sein.

Vargula war auch Sitz und Stammhaus der wackeren Schenken von Vargila, die belehnt waren mit dem Schenkenamte der Thüringer Landgrafen, und von denen viele ihren Herren ruhmreich und ehrenvoll dienten.

397.

Von der Sachsenburg.

Da, wo die Unstrut durch die Felsenpforte der Hainleite und der Schmücke sich in grauer Urzeit einen Durchbruch wühlte, heben sich über ihrem linken Ufer die Trümmer eines alten Doppelschlosses, wie auf dem Kiphäuser auch eines stand, eine Ober- und Unterburg, zusammen unter dem Namen Sachsenburg bekannt. An dieser Stätte haftet eine der ältesten thüringischen Sagen. In der grauesten Urzeit, vor Menschengedenken, habe von

der Schmücke und Finne, beides langgestreckte kalkige Höhenzüge, Fluthwälle gleichsam bis gegen den Steigerwald hinter Erfurt hin, ein großes schiffbares Wasser alles Land bedeckt. Es war die Zeit der Riesen oder Heunen, und deren wohnten auf jenen Berghöhen und ihrer vereinten Kraft gelang es, dem gewaltigen See einen Abzug zu graben, worauf die Gewässer hindurchschossen und sich in die weiteren Niederungen verliefen, dann blieben nur die vereinten Flüsse Unstrut, Gera und Wipper, die noch heute dort ihren Hindurchzug haben.

Nach der Zeit geschahen die großen Dinge und Thaten unter den Frankenkönigen, unter Attila und König Irminfried von Thüringen, davon der Unstrut Ufer Zeugen waren und es erfolgten die gewaltigen Streite der Völker Sachsen, Thüringer und Franken beim Runenberge, und um Scheidungen, und der Untergang des thüringischen Königthums. Und die siegreichen Sachsen behielten diese Gegend inne und erbauten die nach ihnen genannte Sachsenburg, welche man auch die Hagkenburg nannte, nach einem alten, weisen und tapfern Heerführer des Namens Hagk, der zuerst auf dieser Burg wohnte. Hernach erst erstanden die meisten anderen zahlreichen Burgen rings umher.

398.

Bonifacius-Pfennige.

Da der heilige Bonifacius in das Land an der Unstrut kam, wo er gar manche Kirche erbaute und einweihete, und die Bewohner dieses Landes zum Christenthume bekehrte, da half er auch den Thüringern durch sein Gebet zum

Siege gegen die grausamen Hunnen, und wurden deren von den Thüringern so viele erschlagen, daß die ganze Unstrut sich als ein Blutstrom zeigte. Darauf ließ sich zahlloses Volk taufen und bekannte sich zur Lehre Christi; Einzelne jedoch blieben Heiden, wie es deren mitten im Schoose des Christenthums stets gegeben hat und noch immer giebt, selbst wenn sie getauft sein sollten — die wollten von dem Bekehrer wirkliches Brot, nicht das Brot des Heils, wirkliches Gold, nicht das Gold der guten Lehren, und da der fromme Mann trotz seiner wunderthätigen Kraft solches nicht spenden konnte, weil es ihm daran selbst gebrach, so warfen einstmals etliche dieser Heiden mit Steinen nach dem thüringischen Apostel. Darauf verwünschte derselbe in einer Anwandlung von Zorn alles Gold und Geld der Thüringer in Stein, und alsbald wurde jeder Pfennig zu einer Linse, deren findet man noch heute an der Sachsenburg, und an der Arnsburg über Seega, und auf der Hainleite besonders auf dem Gipfel, welcher der Bonifacius-Berg genannt wird, und die kleinen rundlichen Steine werden noch immer Bonifaciuspfennige genannt.

399.

Vom Kloster Oldisleben.

Als die Landgräfin Adelheid von Thüringen, früher Pfalzgräfin von Sachsen mit dem Landgrafen Ludwig Reue fühlte über das von beiden begangene, und er das Kloster Reinhardsbrunn gründete, begründete sie ihrerseits ein Benedictiner-Mönchskloster zu Oldisleben ohnweit der Sachsenburg und weihete dasselbe dem heiligen Vitus, und

wurde dann die Gründerin in diesem Kloster begraben. Die Stätte war schon den germanischen Frühbewohnern dieses Gaues hehr und heilig gewesen, ein mäßig hoher nach Osten in das Unstrutthal vorspringender Hügel mit weitem Fernblick über die güldene Aue, unter dem man Hohlgänge fand und heidnische Todtenurnen voll Asche und verbrannter Gebeine. Im Jahre 1136 fiel zu Oldisleben ein Stein von eines Menschenkopfes Größe vom Himmel, den die Brüder Benedictiner gar hehr aufbewahrten. Nach der Zerstörung des Klosters im Bauernkriege hat man häufig gespenstige Mönche in den Gebäuderesten des Klosters wandeln und erscheinen gesehen. Ein Gefangener, der in einer Klosterzelle saß, nachdem das Kloster in ein Sächsisches Amthaus umgewandelt worden war, konnte Geister citiren, und zwar so, daß deren auch welche kamen, was nicht jedem, der solcher Kunst sich rühmte, hat gelingen wollen. Da er nun solchen Citirens sich unterfing, kamen nach einander zwölf Mönchsgeister und gingen an ihm vorüber; der zwölfte hob warnend den Finger und hauchte kaum hörbar: Hüthe Dich vor dem Dreizehnten! Der dürfte Deiner übel warten. — Deß erschrak der Beschwörer mächtiglich und ließ ab von fernerer Citation, und sparte seinen Hals.

Seltsam war es auch mit zwei Grabsteinen im Kreuzgange des Klosters Oldisleben, der eine eines Mönchs, der andere eines Grafen von Beichlingen, welcher sich aus Frömmigkeit hatte im Kloster begraben lassen. Man durfte nicht an beide Steine rühren, wer es dennoch that, und zumal wer etwas abschlug, empfing von unsichtbarer Hand sehr empfindliche Maulschellen verabreicht, sintemalen im Reiche der Spukgeister die Prügelstrafe noch in Geltung

stand, und was an den Grabsteinen abgeschlagen war, das ersetzte sich von selbst wieder.

400.

Vom Kloster Memleben.

In friedlich heiterer Gegend liegt das Dorf Memleben hart an der Unstrut, und nahe am Dorfe eine der schönsten thüringischen Klostertrümmer, die gleichen Namen mit dem Dorfe theilt. Von einer großen gewaltigen Zeit zeugen diese großen gewaltigen Gewölbebogen der hohen Basilika, deren Decke jetzt das Gewölbe des Himmels ist. Die deutsche Kaisersage durchweht und durchflüstert mit ihrem Ernst diese stolze Ruine. Kaiser Heinrich I. Gemahlin, Mechtildis, war Memlebens Gründerin; sie räumte dem Benedictinerorden das neue Kloster ein. In diesem Kloster sah der ruhmreiche Gemahl der Gründerin seinen letzten Erdentag. Er kam, bereits zu Bodfelde von einem Schlaganfalle getroffen, von einer Synode zu Erfurt mit geringem Gefolge nach Memleben. Da verlor die Sonne am hellen Himmel ihren Schein, und warf bleiche blutige Strahlen in das Gotteshaus. Ein Berg bei Quedlinburg warf Flammen aus, derselbe Berg, auf dem das Kloster stand, darin Heinrich I. dann beigesetzt wurde. Nach schmerzlichem Abschiede von seinem treuen Ehegemahl verschied der ruhmreiche Hunnensieger, Deutschlands Befreier, am 7. Juli 936.

Und wunderbar, Kaiser Heinrichs großer Sohn, Kaiser Otto I., dem es gelang, Päpste ab- und einzusetzen, die römische Kaiserkrone aufs neue deutschen Herrscherhäuptern zu sichern, der Böhmen beugte und Dänemark nieder-

drückte, unter dessen Regierung das Harzgebirge den reichen Segen seiner Berge aufschloß — dieser berühmte Herrscher kam nach dem stillen, kleinen Memleben, von seiner Gemahlin Adelheid und seinem Sohne Otto begleitet, von Merseburg, um nach Quedlinburg zu reisen. In der Nacht sang er mit den Mönchen die Hora in der Klosterkirche, wohnte der Frühmette, dann dem Hochamte bei, theilte Almosen aus an die Armen, verbrachte heiter den Tag und besuchte die Vesper. Da wandelte ihn eine Schwäche an, und kaum war er mit den Sterbesacramenten versehen, so war er an derselben Stätte dem Vater nachgefolgt. Das geschahe am Mittwoch vor dem heiligen Pfingstfeste des Jahres 973. Sein Sohn Otto wurde nach ihm Kaiser. Kaum erkennbar sind noch die alten Kaiserbilder wie Geistergestalten an den Pfeilern der Rundbogen der ehemaligen Klosterkirche sichtbar, Heinrich I. und Mechtilde, Otto I. und Editha und andere.

Noch wird ein altes hölzernes Marienbild mit dem Kinde und einem es krönenden Engel im Klosterhofe zu Memleben aufbewahrt, von welchem mancherlei Sagen gehen. Es läßt sich dasselbe nicht ungestraft beleidigen.

401.

Die lebende Mauer.

Der baulustige Thüringer Graf, den sie später den Springer nannten, weil er aus der Haft vom Giebichensteine bei Halle kühnen Muthes entsprungen war, der die Wartburg baute, und Eisenach erneute, gründete auch das Städtchen Freiburg an der Unstrut, und erbaute auf ziemlicher Berghöhe über demselben die Ruwenburg, oder Neu-

burg, die man auch Rumburg geschrieben findet, dieselbe, in deren nächster Nähe der umsteinte Edelacker gelegen ist. Doch mag der Ausbau der Neuburg wol durch ihres Begründers Tod unterbrochen sein, und es scheint, daß auch Sohn und Enkel nicht dazu gelangten, das Haus mit einer Ringmauer gleich andern Burgen zu umgeben. Wahrscheinlich bestand dasselbe Anfangs blos aus dem gewaltigen Thurme, wie er noch immer steht, und über dessen Pforte gar ein absonderliches Steinbild, das manche für einen Götzen gehalten haben, angebracht ist. Da nun der zweite Landgraf, welcher der Eiserne genannt wurde, regierte, der des Kaiser Friedrich des Rothbart Schwager war, so kam einstmals der alte Barbarossa vom nahen Kiphäuser, dessen Warte nachbarlich zur Warte der Rumburg herübergrüßte, so daß man sich gegenseitig Zeihen geben konnte, zum Besuch auf die Rumburg, um die geliebte Schwester Jutta zu besuchen, verwunderte sich aber baß, als er die Burg ohne Ringmauern fand, und beklagte das, und sprach: Schade, daß sie nicht Mauern hat, sie sollte stark und feste sein. Darauf antwortete der Landgraf: Wenn der Burg sonst nichts mangelt, Mauern kann sie bald haben. Und wie bald? — fragte der Rothbart. In dreien Tagen, sprach Ludwig, der Landgraf. — Mit Teufelshülfe vielleicht, mit Gottes Hülfe wär's unmöglich! entgegnete der Kaiser. Danach gingen sie zu Tische, der Landgraf entbot aber alsbald durch reitende Eilboten durchs ganze Thüringer Land alle seine Vasallen, daß sie eiligst zu ihm nach Freiburg aufbrechen sollten, im besten Schmuck und Glast der Waffen und Wehren, doch mit nur wenig Wappnern, aber jeder mit seinem Bannerfähnlein und dem Wappenschilde.

Und die Geladenen säumten nicht, denn sie kannten

ihren Herrn — der Edelacker hatte bereits seinen Namen. Und am dritten Tage sprach der Landgraf zu seinem Schwager: Mein Kaiser, geliebt es Euch, die Mauer zu beschauen, dieselbe ist fertig. Der Rothbart bekreuzte sich und witterte schon etwas Schwefelgeruch; aber wie er auf den Söller heraustrat, da staunte er, denn da stand keine Mauer von Stein, sondern eine lebende Mauer von Mannen, alle gereihet im Prunk der Harnische und Gewaffen. Wo ein Thurm stehen mußte, stand ein Graf, und vor ihm sein Bannerträger mit wehendem Fähnlein, dazwischen die edeln Herren und Ritter, alle, alle in Hast herbeigekommen auf ihres Herrn Geheiß, und bereit ihn zu schützen und zu schirmen, und mit ihren Leibern ihn zu decken einer Mauer gleich, alle die zahlreichen Grafen und Herren des Thüringer Landes, eine prachtvolle, machtvolle Schaar. Der Kaiser erstaunte und freute sich, und rief gerührt aus: Hab' Dank, Schwager, daß Du diese Mauer mir gezeigt. Schöner gefügte sah ich all mein Lebetage nicht! — Ja, mein Herr und Kaiser, erwiederte der Landgraf. Es sind harte Steine darunter, haben sich aber doch gefügt. Und nannte dem hohen Gaste die Mannen und ihre Banner alle einzeln, die Grafen von Kevernburg, Schwarzburg, Gleichen, Kirchberg, Lobdaburg, Mansfeld, Stolberg, Hohenstein, Orlamünde, Arnsburg, Beichlingen, Gleisberg, Brandenburg und andere, und auch die Herren Vitzthum von Apolda und Eckstätt, die Herren von Blankenhain, Kranichfeld, Heldrungen, Treffurt, Kranichfeld, Salza u. a. ohne den zahlreichen niedern doch reich begüterten Adel, und freute sich selbst seiner Macht und Thüringens herrlicher Blüthe.

402.
Weimars Name.

Eine der ältesten Städte Thüringens ist Weimar; sie soll bereits im zehnten Jahrhundert bestanden haben, und schon Kaiser Heinrich der Finkler habe mit seinem Sohne Otto I. dort zeitweilig Hof gehalten, namentlich hielt Kaiser Otto I. im Jahre 936 daselbst einen Reichstag. Wie bei vielen Städten, so haben auch bei Weimar früher die Gelehrten über die Wurzelform des Stadtnamens vielen unnützen Streit erhoben, und aus haltlosen Vermuthungen Schlüsse gedrechselt. Der schönste dieser Schlüsse ist der, daß der Stadtname von Wein herkomme, nicht etwa, weil man in Weimar Wein gebaut, sondern weil man dort keinen Wein gebaut, vielmehr weil der Wein von Jena dorthin zu Markte gebracht worden sei, was doch traurig für die gute Stadt gewesen wäre. Die Stadt heißt aber in den ältesten Urkunden Wimar, und erst im 14. Jahrhundert kommt die Schreibart Wyemer vor, die für den jenaischen Wein nichts beweist, wenigstens nicht mehr, als wenn man, weil sich auch die Schreibart Wehemar findet, annehmen wollte, dieser Name stamme von irgend einem großen Wehe her, das einst der Stadt widerfahren. Manche wollen die ebenfalls begegnende Schreibart Winnemar aufs Gerathewohl „windische Mark" deuten, was eben so gesucht und eben so wenig zusagend ist, wie der erwähnte Wein. Alte Lobredner Weimars rühmen unter vielen andern rühmenswerthen dortigen Dingen die Weimarische Luft, gleichsam mit für die Nachwelt prophetischen Worten, sie sei heilsam, gütig, temperirt, gesund, und diene „zur Formirung der ingeniorum". — Schade nur, daß von Lob und Luft allein die bestformir-

ten ingenia weder in Weimar, noch anderswo leben können, und Schade auch, daß die poetische Namensableitung der Poetenstadt nicht stichhaltig geblieben.

403.

Die Ilmnixe.

Es klingen in und um Weimar mancherlei Sagen an, die sich zum Theil mehr als allgemeiner Nachhall älterer Ueberlieferungen zeigen, als daß sie ausgebildet wären. Von mythischer Färbung ist die von einer Ilmnixe, welche in dem Theile der Ilm wohnen soll, der durch die blumenreichen Wiesen von Ober-Weimar herab nach dem Parke zu sich schlängelt, und dann auch wieder am Abhange des Webicht-Gehölzes nach Tieffurth zu. Die Nixe lockt gern einsame Lustwandelnde oder Kinder in ihr Wellenreich; sie wird zu Zeiten am Ufer erblickt, ihr grünes Haar strählend; man hat vor Zeiten auch gesehen, daß ein winkender weißer weiblicher Arm aus dem Wasser sich hob. Unkundige, glaubend, daß hier irgend jemand ertrinke, sprangen dann wohl in die still dahingleitende Fluth, wollten retten, und wurden dann von dem schönen Arme ergriffen, umschlungen, an das Herz der schönen tückischen Nixe gepreßt und hinab gerafft.

In Weimar wandelt auch die Wehklage, ein halbmythisches Gespenst, zur Nachtzeit mit jammervollem Gewimmer durch die Straßen, besonders dann, wenn ein Brand bevorsteht, oder dem Fürstenhause, oder der Stadt sonst ein Unglück droht, in Gestalt eines alten schattenhaften Weibleins, gleich jenem, das dem Nachtwächter zu Hildburghausen folgte. Dieser Geist wäre denn der un-

heimliche Ausdruck jener alten Schreibart, ein dämonisch-verkörpertes Wehe-Weimar.

404.

Wunderzeichen in Weimar.

Wie in Eccardsberge und dessen Umgegend hat es auch in Weimar im Jahre 1550 Getreide geregnet, welches, nachdem es gemahlen und verbacken worden, am Geschmacke dem besten Brode gleich kam. Im Jahre 1555 aber wallte das Wasser im Schloßgraben auf, als ob es siede, und färbte sich blutroth. Das Wasser war klar und durchsichtig, wie rother Wein, nicht durch eine greifbare Farbe getrübt. Schon im Bauernkriege, der Sprudelzeit des Jahres 1525, hatte nahe bei Weimar ein Quellbrunnen roth gefärbt gesprudelt, gleich anderen Brunnen mehr im Thüringerlande, und man versah sich nichts Guten von solchen Anzeigen. Nach 1550 begann bald die Zeit der Grumbachischen Händel, die ein lange nachhaltiges Unheil über das sächsische Fürstenhaus Ernestinischen Stammes heraufbeschworen, und einen von Herzen biedern Fürsten mit den Seinigen in tiefes Unglück stürzten.

Noch hängt zu Weimar ein Glöckchen, welches vom Volke das Schwedenglöckchen genannt wird, und noch bis in das erste Viertheil des laufenden Jahrhunderts allnächtlich um 2 Uhr geläutet wurde. Die Sage geht, dieses Glöckchen habe zu zweienmalen in der Nacht von selbst geläutet, oder sei von Engelhand zum Schutze der Stadt geläutet worden. Das erstemal zu des Herzogs Alba Zeit, als dieser sich in Thüringen umtrieb, und mit seinen Spaniern einst Weimar nächtlicher Weile überfallen

wollte. Aber des Glöckleins heller Schall weckte die Bürgerschaft auf und diese waffnete sich schnell zur Abwehr. Beim zweitenmale erfolgte das geheimnißvolle Läuten im dreißigjährigen Kriege, die Schweden hatten sich der Stadt genähert und auf den Aeckern hinter der Altenburg, links der Fahrstraße nach dem Webicht zu, Lager geschlagen und Schanzen aufgeworfen, da schlug hell das Glöcklein an, auch soll ein weiß gekleidetes Engellein dem jungen Prinzen Johann Ernst erschienen sein und diesem geboten haben, er solle es seinem Vater ansagen, daß große Gefahr vorhanden. Die Bürger rüsteten sich baß zur Abwehr des kecken Feindes und dieser wagte nun keinen Angriff auf die ohnehin gut befestigte und wohlbemannte Stadt. Und als sehr denkwürdig ist aufgezeichnet worden, daß in dem ganzen unglückseligen Kriege, welcher Deutschland 30, ja 32 Jahre lang verdarb, Weimar niemals Einquartierung bekommen, und niemals eine Plünderung erlitten hat, wohl aber haben die fürstlichen Brüder, Herzog Wilhelm und Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar als Feldherren König Gustav Adolfs von Schweden sich in diesem Kriege höchsten Heldenruhm erworben.

405.

Schloß Buchfart.

Wer den lieblichen Wiesenthalgrund der stillen, mäandrisch gekrümmten Ilm von Weimar über Ober-Weimar aufwärts dem Flusse entgegenschreitet, gelangt über Mellingen nach zwei kleinen Stunden in eine Thalenge, durch welche die Ilm sich mühsam durchzuwinden scheint;

hoch über dem Thale aber wird eine Felsenburg erblickt, die ohne Zweifel ihre Entstehung in jener Zeit fand, als das Heidenthum noch in Blüthe stand, oder das Christenthum eindrang. Alle Gemächer sind in den starren Fels eingehauen, und gleichen jenen alten Priesterwohnungen, wie man sie noch an den Externsteinen, am Elfenstein ohnweit der Harzburg u. s. w. findet, und die wohl erst eine spätere Zeit wohnlicher machte, und zu einem ritterlichen Burgsitz umschuf. Höhlen und Gänge, auch ein verschütteter Eingang in den Berg an dessen Fuße haben die Sage hervorgerufen, daß noch ein reicher Schatz in diesem Berge verborgen sei. Der Name dieser wundersamen Felsenburg ist Buchfart, im Volksmunde Buffart, der alte Name ist Buchferte, Buchforte, Buchfurte. In gewissen Nächten wird wunderliches Getöse in dem alten Felsenschlosse vernommen, zuckende Flammen schlagen aus den starren Augenhöhlen der fensterartigen Maueröffnungen, und eine wilde Nachtjägerin zieht, auf einem weißen Hirsche mit goldenem Geweihe reitend, gespenstig durch die Lüfte, gefolgt von kleinen weißen, kliffenden, klaffen-Hunden, denen rothe feurige Zungen aus dem Rachen hängen. Auch fehlt es nicht an Zwerglöchern am Buchfarter Schloßberge und auf diese bezüglichen Sagen. Der Ilmwanderer betritt hier schon ein mythisches Gebiet, das sich erweitert, je mehr er aufwärts zieht an dem lieblichen Thüringerwaldflüßchen, das Schiller in dem sinnigen Distichon feierte:

„Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.“

406.

Das Zwerg-Weiblein aus dem Frau Hollenloche.

An der Kirchbrücke in Krannichfeld steht ein Backhaus, zu welchem eine von dem Frau Hollenloche nicht weit befindliche Scheune gehört. In dieser Scheune mußten die Gesellen des Bäckers, wenn sie den Ofen ausgenommen hatten, das zum backen nöthige Holz spalten. Nun hatte der Bäckermeister einmal einen Gesellen, einen sonst gar guten Burschen, der wie seine Vorgänger ebenfalls gegen Abend das zum backen nöthige Holz spaltete. So war er einstmals recht fleißig mit seiner Arbeit in der Scheune beschäftigt, als er aus dem Frau Hollenloche einen „Geist", in Gestalt eines uralten kleinen Zwergen-Weibleins von wunderseltsamlichem Ansehen herauskommen sah, welcher Geist sich ihm, beständig mit der Hand winkend, bis auf dreißig Schritte näherte. Der Bäckergeselle war sehr erschrocken, dennoch aber wich er nicht von der Stelle, bis er seine Arbeit verrichtet hatte. Dann ging er weg. Am zweiten Tage kam die Erscheinung wieder, und ebenso am dritten Tage. Bedenklich über den Besuch des ungeladenen, einladenden und dennoch nicht einladenden Gastes, richtete sich der Bäckergeselle nun so ein, daß er gegen Abend nicht in die Scheune zu gehen brauchte. Aber auch da verschonte ihn das Zwerg-Weiblein nicht. Es kam in der Nacht in seine Stube bis an sein Bette, und winkte beständig mit der Hand. Das dauerte über acht Tage. Da ging der arme Bäckergeselle, der noch Niemandem etwas von der Erscheinung gesagt hatte, endlich zu dem Herrn Superintendenten, der ihm den Rath gab, dem Weiblein, sobald es wieder zu ihm komme und ihm winke, zu folgen. Das wagte der Bäckergeselle aber

nicht, sondern ging noch zur selben Stunde von Krannichfeld hinweg. Wer weiß, welcher Schatz ihm bescheert war, und ob nicht die alte Potzmomel sich zuletzt in eine allerliebste kleine Papagena verwandelt hätte.

407.

Der Hain beim Oberschlosse.

Fast von allen Seiten wird das Oberschloß Krannichfeld von einem freundlichen Wäldchen umgeben, das mancherlei Spaziergänge durchkreuzen und das den Namen der Hain führt, einen Namen, den es mit vielen andern Gehölzen um alte Burgen und Schlösser in Thüringen gemein hat. Solcher Burgen sind: Tonndorf, Blankenburg, Camburg, Rudelsburg, Gleisburg, Osterfeld, Freiburg, Kevernburg, Liebenstein und unzählige andere. Viele wollen behaupten, daß der Hain um Oberkrannichfeld ein ehemaliger heiliger Hain gewesen sei, in welchem die Vorfahren geopfert hätten. Davon findet sich jedoch keine Spur mehr, mit Eichen und Buchen aber ist der Hain reichlich bestanden. In dem westlichen Theile desselben durchkreuzen sich zwei Wege, und man sagt, daß auf diesem Kreuzwege in der Nacht oft vermummte Personen mit brennenden Kerzen in den Händen erscheinen, die einen Kreis bilden und, nachdem sie mancherlei Ceremonien vollbracht haben, nach verschiedenen Richtungen einzeln, langsam schreitend, wieder auseinander gehen. Auch wurde der Teufel auf diesem Kreuzwege schon manchmal citirt.

Am nordwestlichen Ende des Hains steht ein kleines Häuschen nebst einer Kegelbahn, von seinem ehemaligen

Erbauer und Bewohner Klauershäuschen genannt, von wo aus man die herrlichste Aussicht auf die Stadt, in das Ilmthal und die ganze Umgegend genießt. Dieser alte Klauer war ein Kaufmann (in seinem am Anger in der Stadt stehenden Hause wohnte der russische Kaiser wenige Tage nach der Schlacht von Jena), und Herr Klauer starb in dem von ihm erbauten Häuschen ganz unerwartet, und in der ganzen Stadt war man — besonders aber die Armen — über seinen Tod bestürzt, da er die Bedürftigen immer gar reichlich unterstützt hatte. Viele wollen ihm auf seinem gewöhnlichen Spaziergange im Hain nach seinem Tode begegnet sein, ja von ihm Geschenke erhalten haben. Auch sagt man, daß am hellenlichten Tage oft ein Soldat im östlichen Theile des Haines umhergehe, der sich, ein Deserteur, an einer Eiche im Walde erhängt habe.

In dem letzten Franzosenkriege wurden viele Soldaten in den Hain begraben, man sagt über 150. Das Oberschloß nämlich war wie das Niederschloß zum größten Theile in ein Lazareth verwandelt worden, und da der Toden zu viele waren, so schaffte man sie nicht erst den Berg hinab auf den Friedhof bei der Stadt, sondern man begrub sie meistens ohne Särge in den nahegelegenen Hain. Ebenso wurden auf dem Niederschlosse, wo ebenfalls ein Lazareth errichtet worden war, über 200 Soldaten auf dem Platze der alten Judenstadt begraben.

408.

Die Judenstadt.

Eine zwanzig Fuß hohe Mauer umgiebt sowohl Niederkrannichfeld als den sogenannten Pfann- oder Plan-

Hof, eine große Fläche Acker, auf der man noch hie und da Spuren von ehemaligen Gebäuden bemerkt. Der Sage nach standen sonst auf dem Planhofe viele Häuser, die von Juden bewohnt wurden, welche aber bei der allgemeinen thüringischen Judenverfolgung ein gleiches Loos mit ihren anderen Glaubensbrüdern theilten und verjagt wurden. Die kleine Judenstadt wurde in der Folge nach und nach abgerissen, denn Niemand hielt es für schicklich, in einem Hause zu wohnen, wo früher Juden gelebt hatten. Eine Umwallung umzieht noch heute den weiten Raum.

409.

Die Frau im Stubenbrunnen.

Dicht an der Ilm sprudelt aus der aus Kalkfelsen bestehenden Anhöhe, welche die Mauern der Kranichfelder Niederburg trägt, eine sehr schmackhafte, im Sommer sehr kühle, im Winter dagegen mildwarme Quelle hervor, der Stubenbrunnen genannt. Dieser Name soll entstanden sein, weil früher über der Quelle eine sogenannte Brunnenstube, ein kleines Häuschen gestanden habe, welches aber eingestürzt ist. Das Wasser dieses Brunnens ist nicht allein das wohlschmeckendste in und um die ganze Stadt herum, sondern der Brunnen friert selbst im härtesten Winter nicht zu, daher sein reichhaltiges Wasser dem Bedarfe der nahen Nieder-Mühle stets entspricht. Viele sagen, daß der Stubenbrunnen aus einem der drei Barichfelder Berge, dem „blauen Berge" komme, da man in das „blaue Loch", eine sehr tiefe und einem Erdfall ähnliche Grube auf jenem Berge, Gerstenkörner geworfen habe, welche beim Stubenbrunnen wieder herausgekommen seien.

Aus diesem Stubenbrunnen nun, zu welchem man auf einem bequemen Wege und mehreren Stufen hinabsteigt, stieg einmal um die Mittagsstunde eine sehr schön gestaltete weiße Frau empor und ging im Brunnen fort bis in die nahe Ilm. Dort zog sie eine Waschleine auf, dann brachte sie ein schneeweißes Körbchen, in welchem sich Wäsche befand, unter dem Arme hervor, und hing diese Wäsche auf die Leine. Da sie nun fertig war mit Aufhängen, ging sie mehrere Male an der Wäsche auf und ab. Einige Kinder aber, die gerade an den Brunnen kamen, um Wasser zu holen, verscheuchten diese räthselhafte Brunnenfrau, denn als sie die Kinder erblickte, packte sie ihre Wäsche schnell zusammen und war mit einem Male verschwunden. Diese weiße Frau will man öfters und auch an anderen Stellen der Ilm, namentlich beim Frau-Hollenloch gesehen haben, wo sie ebenfalls Wäsche aufhängte. So wie sie aber von einem Menschenauge bemerkt wurde, ist sie noch jedesmal verschwunden.

In den Frauen und Jungfrauen, welche die Sage häufig aus Brunnen und Flüssen treten, Wäsche aufhängen und an den Ufern oder an sonnigen Trockenplätzen bleichen läßt, eint sich die Wasserfeinen- oder Nixensage eigenthümlich mit der Bergfeinensage, den Leinknotten klengelnden Erscheinungen. Bei diesen der Beginn des Flachsbaues, bei jenen das bereits verarbeitete, fertige, nutzbare Linnen, beides unter der Schirmhut germanischer Najaden und Oreaden, über welche die Hulda, die ja auch Berg- und Waldfrau, und zugleich Brunnenfrau ist, gebietet.

410.

Das Wahrzeichen.

Als einst zwei Brüder, Wolfer und Lutger genannt, zusammen auf dem Oberschlosse wohnten, kamen sie mit einander einmal in Streit, der so heftig wurde, daß sie schwuren von einander zu ziehen und die Güter zu theilen. Und das geschah denn auch. Schon waren sie mit theilen fertig geworden, als der jüngere der Brüder, Lutger, der die Burg verlassen sollte, auf den Berg deutend, wo jetzt Niederkrannichfeld steht, sagte: „Dorthin will ich mir meine Burg bauen!“ Wolfer lachte spottend darüber und antwortete: „Wenn Du auf diesen Berg eine Burg bauest, so will ich mir etwas thun, was keiner thut und kann.“ „Topp!“ sprach Lutger: „ein Ritter hält sein Wort!“ und der Vertrag wurde sogleich schriftlich aufgesetzt und unterschrieben.

Aber Lutger baute wirklich zum großen Erstaunen und Schrecken Wolfer's eine gar stattliche Burg, die jetzige Niederburg, und war grausam genug, darauf zu bestehen, daß sein Bruder die Bedingungen des Vertrags erfüllen mußte, obschon er damit auch das Leben ließ. Lutger kam dadurch zugleich in den Besitz der Oberburg und des dazu gehörigen die Oberherrschaft ausmachenden Landes. Zum Andenken ließ der schändliche Bruder den Wolfer in der gewungenen Stellung an einen Erker des Oberschlosses in Stein hauen, was man noch heute als „Wahrzeichen“ zeigt und sieht. Auf diese Weise entstand Niederkrannichfeld.

Man hat auch von dieser Sage noch andere Abwandlungen. In der Liebfrauenkirche zu Arnstadt ist ein ähn-

liches Steingebilde hoch am Sockel einer Gewölbrippe angebracht.

411.

Das Scherflein der Wittwe und das Mönchsbild.

Einige Stunden über Krannichfeld liegt Stadtilm, die zweite Stadt, der die Ilm ihren Namen lieh. Der Bau der Stadtilmer Kirche mit ihren malerischen Thürmen, welche ein Gang verbindet, den man scherzhaft die höchste Brücke in Thüringen nennt, wurde meist durch die Beisteuer der Einwohner gefördert. Ein Mönch, der die Gaben der Bürger sammelte, kam auch zu einer Wittwe, die mit sechs Kindern ein kleines Häuschen bewohnte; sie war sehr arm, aber zu so frommen Zwecke nahm sie ein einziges von ihrem Manne ererbtes und heilig aufbewahrtes Goldstück aus der Truhe und übergab es dem Mönche, der ihr zusicherte, Gott werde es an ihren Kindern vergelten, und sie bei ihnen das Geld wiederfinden. Aber statt es der Kirchenkasse zu überliefern, schenkte der Mönch das Gold einer Dirne, und erwähnte, als er nach dem Meßopfer die Beiträge verlas und die Geber segnete, gar nicht der frommen Wittwe. So wie er aber die Hand erhob, so wurde er urplötzlich durch eine unsichtbare Hand aus der Kirche, die noch nicht durch ein Dach bedeckt war, entrückt. Dabei brauste ein furchtbarer Sturm. Alles Volk erkannte Gottes strafende Hand, es wurde an der Stelle, wo der Betrüger über die Mauer entrafft worden war, ein Stein gesetzt, auf dem der Meister den Mönch in des Teufels Krallen bildlich darstellte.

Nach einigen Jahren war der Kirchenbau vollendet.

Da man bei der Einweihung zu großen Andrang fürchtete, so ward verordnet, daß die dem Altare nächsten Plätze denen offen stehen sollten, welche Gaben zum Tempelbau beigesteuert. Auch die Wittwe mit ihren Kindern wollte dies Recht in Anspruch nehmen; sie wurde aber zurückgewiesen, weil ihr Name nicht auf dem Verzeichnisse der milden Geber stände. Wie sie den Mund aufthat sich zu vertheidigen, da hob plötzlich das steinerne Bild des Mönchs zu reden an, bekannte die Sündenschuld und Strafe und forderte für die Wittwe einen Ehrenplatz. Sie erhielt ihn, und einer ihrer Knaben fand, als der Segen ertheilt wurde, das Goldstück in seiner Tasche.

Von Stund an wurde der Wittwe die Verwaltung des Gotteskastens übertragen, und dieses Amt soll lange bei ihrer Familie geblieben sein.

412.

Vom Singerberge.

Ueber Stadtilm, gegen Ilmenau zu, erhebt sich aus dem friedlichen Ilmthale, zwischen diesem und dem Dorfe Singen, der hochragende, oben mit einer weitgebreiteten grünen Matte ohne Waldung bedeckte Singerberg. Ob das Dorf ihm den Namen gab, oder er dem Dorfe, ist unerörtert, aber der Berg ist, wie er vereinzelt, eine Vorwarte des Waldes gleichsam gegen die Thüringer Platte weit sichtbar vortritt, ein Hauptpfeiler der heimischen Sage, und es wiederhallen an und in ihm im bunten Gemische die Hörseelenberg-, Hermannsberg-, Kiphäuser- und andere Sagen, die sich um bedeutende Hochgipfel des Landes

schaaren, und mit buntfarbigen Strahlen deren Scheitel schmücken.

Von Gesange und Getöne im Bergesschoose soll der Berg den Namen tragen; bald soll dieser Gesang herrühren von den Rittern die in den Kellern des Berges zechen, und soll dann nicht eben lieblich lauten; bald von einer in den Berg verwünschten und verzauberten Prinzessin, die auf Erlösung hofft, bald auch von einer Feine, die an lockendem Liebreiz der Frau Venus gleich. Der ganze Zauberapparat der Volkssage ist am Singerberge zu finden, wandelnde Feinen, Wunderblumen, Schlüssel zu Schätzen, in steinernen Fässern eingeschlossener Wein, ein langbärtiger Greis am Steintische, Fragen nach dem Fluge der Vögel, Entrückung in den Bergesschoos, der voll Schätze ist, Zaubergaben, die erst unscheinbar erscheinen, dann in Gold sich verwandeln und vieles andere mehr, und dabei auch wieder manches eigenthümliche, selbstständlich ausgebildete, anderorts nicht oder doch nur sehr vereinzelt begegnende, so unter andern, daß die Schweine eines auf dem Berge hüthenden Hirten eine Getraidekammer des Schlosses aufgewühlt, und sich in einem Tage vom gefundenen Vorrathe schneckenfett gefressen, daß der Berg nicht Wasser, sondern Wein in seinem Schooße verborgen halte, und damit dereinst die ganze Gegend in einer Fluth überschwemmen werde, auch daß Dr. Luther das Schloß verflucht habe.

413.

Ilmenau.

Ilmenau ist eine alte thüringische Bergstadt, deren Name meist vom Flüßchen Ilm hergeleitet, auch in alten

Urkunden Ilmena geschrieben wird, was man deutete Nahe der Ilm; andre sagen, die Stadt habe den Namen von der Aue der Ilm, welche sich in einen rings von Bergen umgebenen Thalkessel dort ausbreitet. Noch andre leiten den Namen des Flusses wie der Stadt von den Rüstern oder Ulmenbäumen her, die man auch Ilmen benennt, und die so häufig die rollenden Waldbäche beschatten. Solche Ableitung rechtfertigt wenigstens ein blätterreicher Zweig über dem alten Stadtwappen und Siegel: Die Umschrift des letztern lautete: sigillum civitatis ylmena. Es lag aber der Ort in dem ehemaligen Gau Längwitz, dessen slavischer Namensklang noch in dem Flecken Langewiesen und im Längwitzer Thore zu Arnstadt nachklingt, wie die sogenannte wendische Gera, eine Geraquelle bei dem Dorfe gleichen Namens, ebenfalls auf frühzeitigen Wendensitz in dieser Gegend hindeutet. Als aber die Wenden von den Thüringern verdrängt worden waren, kam dieser Landstrich an die Grafen von Kevernburg, von welchen die Grafen von Henneberg Ilmenau erwarben. Von Saalfeld aus wurde ein Cisterzienser Nonnenkloster nach Ilmenau verlegt, und es soll der Längwitzgau bis Saalfeld sich erstreckt haben, ja selbst das Kloster Paulinzelle lag „in der Längwitz.“

414.

Burg Hermannstein.

Am nordwestlichen Hange des Kickelhahn, oberhalb Ilmenau, erhebt sich über dem Manebacher Thale ein gewaltiger Felsblock von festem Porphyr, der Hermannstein oder im Munde des Volkes der Hammerstein genannt.

Von diesem Felsblock geht die Sage, daß darauf vor Zeiten eine Burg gestanden habe, vielleicht war es auch nur eine burgähnliche Warte. In Urkunden geschieht dieser Burg keine Erwähnung. Der Fels selbst hat unstreitig einen runden Thurm getragen, von dem sich noch Spuren zeigen. In der Mitte der Höhe des Felsens findet man einen Eingang, wie in den Thürmen sehr alter Burgen, dieser Eingang heißt der Keller; von ihm aus gelangt man durch eine senkrecht ausgehauene Höhlung auf die oberste Platte des Felsens. Rings um denselben liegen in wilder Unordnung ungeheure Massen gut ausgehauener Steine, die aber fast sämmtlich mit fußhoher Dammerde überdeckt sind, in welcher Gras und Vergißmeinnicht Wurzel gefaßt haben. Gräbt man in die Tiefe, so finden sich häufig Scherben von gewölbten Ziegelsteinen und von irdenen Gefäßen; auch ein Hufeisen und eine Kinnkette fanden sich, Spuren ehemaliger Bewohnung genug. Gegenwärtig umstehen den Hermannstein so riesige Fichten, daß derselbe von keiner Seite aus der Ferne sichtbar ist, und von dem Unbewanderten nur schwer aufgefunden wird. Die allgemeine Sage berichtet von dem Hermannstein, es habe einst eine Straße durch das untenliegende Manebacher (Ilm-) Thal geführt, die über Stützerbach und das neue Werk hinaus einen Theil Frankens mit Thüringen verbunden. Solche günstige Gelegenheit benutzend, erbaute ein Ritter, Namens Hermann, auf dem Hammerstein eine Raubburg, und plünderte die das Thal durchziehende Kaufleute. Endlich fand sich der Bischof von Erfurt bewogen dieses Raubnest zu belagern und nach tapferer Gegenwehr zu zerstören. Manche meinen, und vielleicht mit Recht, der Hermannstein habe nur eine

Warte und Vorhut des Raubschlosses Ilmenau gebildet. Wiewohl auf dem ganzen Thüringer Walde Furcht vor Räubern nicht zu finden ist, so erzählt man sich doch in Manebach, daß es dort noch heut nicht geheuer sei. Räuber hausen mitunter da oben am Hammersteine, und oft werden Holzhauer von dorther durch gräßliches Getöse erschreckt.

415.

Das Ritterschwert.

Wie die Sage in alle Burgtrümmer und Bergesklüfte unter denselben reiche Schätze zaubert, so auch unter den Hermannstein. Hier, im oder unter dem schachtähnlichen Keller ruht noch mancher Raub, manche Beute vergraben, die an das Licht zu ziehen schon oft versucht ward, doch noch keinem gelang. Auch spukt der Geist des Hermann in gewissen Mitternächten, reitend auf schnaubendem kohlschwarzen Rappen. So wollen ihn die Kräutersammler erblickt haben, die am goldenen Sonntag um den Hermannstein nach Heilkräutern suchend ausgingen, welche nur an diesem Tage gepflückt werden dürfen und müssen.

Eines Tages geschah es, daß ein Ilmenauer Maler von einem nicht allzufern wohnenden Freund besucht wurde. Beide noch Jünglinge, bestiegen den Hermannstein, und spähten umher nach Resten des Alterthums. Plötzlich vernahm der Maler von seinem Gast einen lauten Freudenruf, und gewahrte, daß dieser an etwas zog, das in einer Felsenspalte feststeckte. Er sprang hinzu, Beistand zu leisten, und siehe, ein altes Ritterschwert ward zu Tage gefördert. Fröhlich wurde der Fund nach Hause getragen, und als das Jahr 1813 die deutsche Jugend zur Rettung des

Vaterlandes unter die Waffen rief, ließ jener Fremde die gute Klinge fegen und schleifen, und führte sie wacker und tapfer gegen die Unterdrücker Deutschlands. Vielleicht war es Ritter Hermanns Schwert, dem der Name des hohen Irmin eine edle Weihe gab.

416.

Elgersburger Nixe.

Zwischen Ilmenau und Elgersburg sieht der Wanderer noch am Wege die Eindämmung eines vormaligen Teiches, in welchem eine alte Nixe wohnte. Drei ihrer Dienerinnen kamen einst zur Herbstzeit nach Elgersburg und besuchten die Gesellschaften der jungen Mädchen; sie halfen spinnen und singen, und wurden bald beliebt, vorzugsweise bei den jungen Burschen. Stets eilten aber die Besucherinnen aus den fröhlichen Kreisen der Jugend hinweg, sobald die eilfte Abendstunde herannahte, was endlich auffiel, und die Verabredung unter Burschen und Mädchen veranlaßte, die Wanduhr eine halbe Stunde zurückzustellen, und als der Schlag der Thurmuhr erfolgen mußte, so lebhaften Lärm zu erheben, daß jene Besucherinnen den Glockenschlag überhören mußten. Jene Nixenjungfrauen wurden stiller und stiller, eine innere Unruhe mahnte sie zu scheiden, aber es wurde ihnen zugeredet, zu bleiben, die Uhr zeige ja noch nicht dreiviertel auf eilf Uhr. Plötzlich schlug es hell vom Thurme ein Viertel auf zwölfe und der Nachtwächter rief draußen sein eintöniges: Es hat eilfe geschlagen! Lobet Gott den Herrn! — Todenbleich wurden die drei Nixenjungfrauen und jammerten: Wehe, was habt ihr gethan! Geht morgen früh zum Weiher,

da werdet ihr sehen, wie es uns ergangen! — und in Hast eilten sie von dannen. Als am andern Morgen in aller Frühe die Bursche nach dem Weiher eilten, sahen sie auf dem Weiher drei große rothe Flecke — wie Blut, und dann hob sich aus jedem der rothen Flecke eine weiße Mommel oder Wasserrose — und das geschahe fortan so Jahr um Jahr, bis es dahin gedieh, daß auch dem Dasein der grausamharten alten Nixe, welche jene Jungfrauen ob ihrer Säumniß getödet hatte, ein Ende gemacht wurde, alles Wasser sich verlor, und der Weiher sich trocken legte.

417.

Die Zwerge der Kammerlöcher.

Zur Linken des idyllisch-friedlichen Wiesenthales, in welchem das Dorf Angelrode, eine Stunde aufwärts über dem Städtchen Plaue liegt, und durch das die Gera sich schlängelt, rauscht ein Bergwald, das Kirchenholz, der Berg selbst ist der Weissenberg geheißen. Fast immer ist diese Benennung von mythischem Anklang und stammt ab vom uralten „wiht", (unseliger Geist,) daher Wichtlein, daher auch die Witgensteine, Wizzenhöhlen u. s. w. Dort soll, so geht die Sage, vor Zeiten ein altes Schloß gestanden haben, allein dasselbe scheint spurlos verschwunden zu sein, und Niemand weiß mit Gewißheit dessen Stätte zu bezeichnen. Da, wo der Weissenberg sich in der Richtung nach dem Schneekopf an das höhere Gebirge anlehnt, zeigt sich der bewaldete Gipfel mannichfach und merkwürdig zerklüftet und bildet Schluchten voll senkrecht abgeschnittener Felswände von ziemlicher Tiefe an 30 bis 50 Fuß und einige Klafter Weite. Aus dem tiefen

Grunde strecken Tannen ihre Wipfel empor. Besonders eigenthümlich ist diesem Gehölz und den Kammerlöchern, so heißen die Felsenkammern bei den Umwohnern, der mystische Eibenbaum, Taxus baccata, dessen auch Shakespeare im Macbeth gedenkt, und der im deutschen Volksaberglauben eine nicht unwichtige Rolle spielt.

In jenen Kammerlöchern haußten einst, so berichtet die Sage, Zwerge in großer Anzahl. Sie wühlten von der Wache, so heißt der Theil des Berges oberhalb des Dorfes Angelrode, weil im dreissigjährigen Kriege ein Schwedisches Wachtpiket dort gestanden, bis zum Kummel, der vorspringende Bergstock, an welchem das Angelroder Wirthshaus mit seinem vortrefflichen Felsenkeller gelegen, einen Stollen, und gelangten durch diesen in den Wirthskeller, dem sie an Wein und Lebensmitteln merklichen Abbruch thaten. Diese Zwerge haußten im Schoos der tiefen Felsenkammern lustiglich, und thaten sich gütlich an des Wirthes Wein und Bier und sonstigen Vorräthen. Außerdem übten sie noch manchen Schabernack und manche Neckerei gegen die Bewohner der umliegenden Dörfer. Der Wirth wußte lange nicht, wer seine Diebe seien, warf Verdacht auf sein Gesinde und seine Hausgenossen, und machte diesen Verdruß durch falschen Verdacht. Endlich gerieth er auf den Einfall, Asche in den Keller zu streuen, um vielleicht an den Fußtapfen die unsichtbaren Beizapfer zu erkennen. Und als er eines Abends dieß gethan und des andern Morgens nachsah, fand er zahllose kleine Spuren von Gänsefüßen ähnlichen Füßchen, die aus einer Felsspalte im tiefsten Hintergrund des Kellers gekommen waren, und in diese sich verloren. Der Wirth holte sich Rath bei einem weisen Mann, der lautete, man solle, wenn

man die Nähe der stets unsichtbaren Zwerge vermuthe, mit Taxuszweigen nach ihnen schlagen, jeder Zwerg, der getroffen werde, würde dann augenblicklich sichtbar. Auch sei den Zwergen die Form des Kreuzes verhaßt*), und wenn man am goldenen Sonntag Eibenbüsche kreuzweise über ihre Wege lege, so beschritten sie letztere nimmermehr wieder. Der Wirth befolgte den Rath, theilte ihn weiter mit, und am nächsten Trinitatissonntag stieg die halbe Bevölkerung des Dorfes Angelrode hinauf in die Kammerlöcher, brach dort Eibenzweige ab, und steckte sie kreuzweis an die Ställe, in denen die Zwerge das Vieh behert, und in die Keller, aus denen sie allerlei geholt. Darauf wanderte das neckische Zwergvölkchen aus. In einer Nacht hörte man vom Kirchenholz herab, durch das Dorf und die jenseitigen steilen Felsanhöhen hinauf nach Rippersrode zu ein anhaltendes trippeln und trappeln, als ziehe ein Heer von vielen tausend kleinen Leutchen vorüber, und ward ein leises weinen und schluchzen dabei vernommen. Nimmermehr kamen sie wieder. Von der Zeit an wurde es Brauch zu Angelrode, daß alljährlich am Trinitatissonntage Alt und Jung hinauf auf den Weissenberg und in die Kammerlöcher ging, dort Taxuszweige brach, und sie kreuzweis in Keller, Küchen, Stuben und Ställe steckte. Und obschon der Aberglaube, daß damit den Zwergen und Hexereien gewehrt werde, entschwunden ist, so ist doch der Brauch geblieben, und namentlich säumt des Dorfes fröhliche Jugend nicht, am genannten

*) Dieß ist ein eigenthümlicher Zug der Erdzwerge gegenüber den Moosleuten, welche das Kreuz lieben, und nur auf mit Kreuzen bezeichneten Holzstämmen Schutz vor dem sie verfolgenden wilden Jäger finden.

Tage Eibenzweige von des Berges wundersamen Felsenkammern herabzuholen.

Noch geht eine andere Sage, die im historischen Grund und Boden wurzelt, von den Kammerlöchern. Als zur Zeit des dreissigjährigen Krieges das Schwedenvolk auch in diesen Gegenden so grausam und verderblich hauste, wie der ärgste Feind, da flüchteten die Bewohner Angelrode's mit ihrem Vieh und ihrer sonstigen Habe in die Kammerlöcher, und diese wurden mit dem dichten Walde, der damals die Felsenklüfte umgab, ihnen zum schützenden Asyle, bis die feindlichen Freunde, welche zum Schutz des Protestantismus herbeigerufen waren, und die Protestanten auf das Aergste mißhandelten, das stille Thal der Gera verlassen hatten.

418.

Der Hirsch in den Kammerlöchern.

Die Sage geht, daß zu Zeiten in den Kammerlöchern oder Felsenkammern über Angelrode sich ein schneeweißer Hirsch mit goldenem Geweihe blicken lasse, jedoch nur von Sonntagskindern und auch nur von unbefleckten. Einem solchen ist Macht gegeben, den Hirsch zu fangen, und ihn in die Tiefe der größten Felsschlucht zu führen, dort schlägt der Hirsch mit dem Goldgeweih an das Gestein, das Geweih fällt ab, dem Glücklichen zum Lohne und zugleich öffnet sich ein Gang in das Bergesinnere, darinnen sich nun eine Kammer nach der andern zeigt, alle voll Gold und Silber, Perlen und Edelsteine. Da mag der Erwählte dann getrost zufassen und davon tragen, so viel er kann. Dem Hirsch aber wächst, wie andern Hirschen,

in Jahresfrist ein neues Geweih, aber nicht alle Jahre findet sich ein auserwähltes Glücks- und Sonntagskind, das reinen Herzens und makellosen Wandels, ja kaum alle hundert Jahre einmal. Jedenfalls hat die Sage früher diesem Hirsch auch die auf ihm reitende wilde Jagdfrau gesellt, wie dort im Ilmthale, denn sie oder der wilde Mann, der wilde Jäger, sind selten fern, wo von Zwergen die Sage geht.

419.

Die verstopfte Salzquelle.

Beim thüringischen Städtchen Plaue an der Gera, das früher nur ein Dorf war, sprang eine reiche Soolquelle, und brachte den Ort also hoch in Flor, daß er zum Städtlein ward, und die Bürger alle sich in Sammt und Seide kleideten, auch erbaute Graf Heinrich von Schwarzburg mit Zustimmung des Landgrafen Friedrichs von Thüringen 1324 dicht über Plaue ein starkes Schloß zum Schutze des Städtleins und als einen Schlüssel des Thales, die Ehrenburg geheissen, und Kaiser Ludwig verliehe gnädiglich 1335 einen ewigen Wochenmarkt. Ein böser Siedeknecht zu Plaue, der etwa mit dem Siedemeister oder Salzgrafen Verdruß hatte, verstopfte mit seinem seidenen Wams die Soolquelle und versetzte sie mit einem Zauber, so daß sie aufhörte, und nicht mehr floß, und des Städtleins Wohlstand sank, und davon nichts übrig blieb, als ein blauer Sammt-Aermel, mit dem der Bürgermeister sich Sonntags zum Fenster herauslegt, voll Amtswürde und voll Erinnerung an die alte Herrlichkeit. Dicht vor Plaue nahe der Straße nach Ilmenau und

nahe dem gothaischen Dorfe Liebenstein bricht am Kellerberge eine mächtige Quelle mit starkem Geräusch hervor, und bringt schmackhafte Waldforellen mit. Diese Quelle heißt der Spring und quillt in einem erdfallähnlichen Felsenkessel. Es geht von ihr die allgemeine Sage, daß dieses Wasser der Abfluß der Teufelskreise auf dem Schneekopf sei, und wenn man droben Leinknotten oder Häckerling einschütte, so kämen dieselben hier wieder zu Tage.

420.

Das Götzenthal.

Die Gegend zwischen Plaue und Arnstadt bietet in örtlichen Benennungen eine Menge Anklänge, welche nach einer früheren Zeit, nach der Heidenzeit, unverkennbar hinweisen, und hat auch, mit Ausnahme des lieblichen Thalgrundes, durch welchen sich die Gera schlängelt, durch schroffe und zum Theil ganz unfruchtbare Kalkberge einen seltsamen Ausdruck. — Plaue gegenüber gipfelt sich der Reinsberg empor, darauf noch ein kleiner Mauerrest einer droben gestanden haben sollenden Ritter- und Raubburg, die aber schon außerhalb der urkundlichen Zeit liegt. Hinter Plaue und dem Dorfe Dosdorf, das manche Tossendorf schreiben, ziehen sich tiefe Einschnitte durch die Kalkplatte bis zum hoch gelegenen Dorfe Gossel empor. Der Name Tossendorf läßt die Vermuthung einer Beziehung zu Riesen, gleich jenem Tossenthale bei Eisfeld (s. S. 2) völlig zu, zumal unterm Walperberge noch immer ein Hügel das „Riesengrab" heißt, und auch die Verjüngung der Riesen zu Rittern fehlt nicht, denn

zwischen Toffendorf und Arnstadt nahe der Stadt heißt eine stattliche Felswand der Ritterstein. Nahe bei dem Dorfe Gossel, wo einst ein Nonnenkloster gestanden haben soll, und wohin eine Wallfahrt war, stehen oder standen mindestens sieben uralte Steinkreuze in einer Reihe, von einer so hoch alterthümlichen Form, ja fast formlos, daß man dieselben kaum für Kreuze gelten lassen kann. Zwar erzählt die Sage, es seien einst in einer mörderlichen Prügelei auf dieser Höhe sieben Waller erschlagen, und zu deren Andenken die Kreuze gesetzt worden, allein dieß dürfte wohl nur eine prosaische Verjüngerung einer verklungenen älteren Sage sein. Zwischen Gossel und Arnstadt liegt das Dorf Espenfeld und in dessen Nähe senkt sich eine Rinne hinab zum Grunde, die das „Götzenthal" heißt, und sich in das der Stadt näher liegende „Jonasthal" verliert. Im Götzenthale spukt es, feurige Gestalten irren in demselben umher, schwere Klumpen fallen auf nächtliche Wanderer und lassen sich weite Strecke Huckepack tragen und das Thal ist so öde und einsam, daß der Wanderer durch dasselbe selten einer menschlichen Seele begegnet. Die Mehrzahl derer, die ein Geschäft nach Arnstadt führt, wählt den Weg über die heitere Höhe, der dann auf die „Alteburg", und von dieser nach Arnstadt hinabführt.

421.

Die Bölersmännchen.

An einer Felswand, da, wo das Götzenthal und das Jonasthal in einander übergehen, ist ein Bergloch, das zugleich ein Zwergloch ist. Man nennt es das „Bölers-

loch"; ein Volk gutartiger Zwerge, die Bölersmännchen, wohnte darin, und gehorchte einem Könige, des Namens Böler. Bei diesem so ungewöhnlichen Zwergnamen könnte man sich fast versucht fühlen, an den Bölverker der Eddadichtung zu denken, der ein Bergloch bohrte, in das er, verwandelt in einen Wurm, einschlüpfte, und der kein anderer war, als Odin selbst — wenn es überhaupt denkbar wäre, daß ein früher Nachhall der Eddamythe sich bis in diese Gegend verloren hätte. Ein Felsen im Jonasthale heißt der „Königsstuhl", und eine hohe, breite und senkrecht abschüssige Felswand in demselben Thale heißt „der Jungfernsprung" — weil einst ein Riese oder ein Ritter eine Jungfrau verfolgte, die in ihrer Noth und um ihre Ehre zu bewahren, die steile Felswand hinabsprang. Engelhände schirmten sie und trugen sie sanft nieder, der Verfolger aber, der unbedacht nachsprang, zerschmetterte im tiefen Abgrunde. Einst soll der Wind von oben einen Arnstädter Currentschüler hinabgeweht haben, der Schüler aber, von seinem weiten Mantel getragen, unverletzt drunten angelangt sein.

Alte Leute haben versichert, daß sie noch Bölersmännchen droben im Thalgrunde haben ihr Wesen treiben, auch im Mondscheine sie ackern gesehen haben, jetzt zeigen sie sich nicht mehr. Die Zwerge sind fort und die Riesen sind dahin. Die Ribbe des letzten Riesen war oder ist noch aufgehangen über dem Portale der Liebfrauenkirche bei Arnstadt, und sein steinerner Löffel, der „Riesenlöffel" genannt, steckt noch neben dem Kessel desselben, der jetzt der Kesselbrunnen heißt, am Fuße des „Arnsberges".

Seitwärts des Dorfes Espenfeld liegt ein anderes Dorf Bittstätt, und früher, wie man sagt, Betstätte geheißen.

Dort soll der fromme heilige Bischof Aegidius zeitweilig gelebt haben. Ein Stück Wald neben dem Dorfe heißt noch das Heidenholz, von den Heiden, welche Aegidius bekehrte.

422.
Frau Holle im Walperholze.

Das Walperholz und der Walperberg bei Arnstadt tragen ihren Namen von einem der h. Walpurgis geweihten Kloster, welches zuerst auf der nahen Wachsenburg stand und dann den langgedehnten Bergrücken krönte, der über dem rechten Ufer der Gera dem Rittersteín gegenüber sich emporzieht und bis über das Dorf Siegelbach reicht. Seitwärts dem Walperholze auf einer aussichtreichen Höhe, an der Stelle, wo man es „an den hohen Buchen" nennt, ist eine Stelle, auf welcher die sogenannte Jagdbuche steht, und nie ein Gras wächst, und diese rührt her vom wandeln eines dorthin gebannten ruhelosen Geistes, Frau Holle genannt. Dieser Name allein blieb aus mythischer Zeit hier haften, die verjüngende Sage behielt ihn zwar bei, aber — Arnstadt hält seit alten Zeiten viel auf sein treffliches Waizenbier — legte ihn einer Bierzapferin bei, welche die Kunden betrog, zu schlecht maß, nach ihrem Tode gräulich spukte, und von einem Hullenpöpelsträger dort hinauf an die einsame Waldstelle getragen und gebannt wurde. Dort wandelt sie nun zeitweilig seufzend um die Jagdbuche, an die sie gebannt ist, und ruft wehklagend und warnend: Voll Maaß! Voll Maaß! —

Auf dem „Walperkirchhofe", dicht über dem Gesellschaftshause „Eremitage" spuken wandelnde Nonnen.

423.

Feuer verfluchen.

Einst, im Jahre 1581, regierte zu Arnstadt ein Schuhster als Bürgermeister, hieß Hans Bohne, oder nach andern Hans Rebel, war gar ein herrischer Held, ein Pocher und geiziger Protz, meinte, alles müsse nach seinem Willen gehen und nach seiner Pfeife tanzen. Ehren-Bohne wohnte am Markt neben dem grünen Löwen, und wollte in den Hundstagen eine Dachrinne mit Pech ausgießen lassen. Der Zimmermann weigerte sich, in der großen Augusthitze dieses Geschäft vorzunehmen, da alles dorrte, der gestrenge Bürgermeister aber sprach: Ich befehl' es, und Du thust es! Gieß' in's Teufelsnamen, oder — Der Zimmermeister goß, der Teufel war zur Hand, er warf die Pfanne um, das Pech entzündete sich, das Haus brannte an, dann der grüne Löwe, dann der ganze Markt, dann das Rathhaus, dann die am Markt gelegene St. Bonifacius-Kirche — später wieder aufgebaut und deshalb jetzt Neukirche genannt — dann die nächsten Häuser, und als man des schrecklichen Feuers endlich Herr geworden, lagen 378 Häuser durch eines hochweisen Bürgermeisters dummen Unverstand in Schutt und Asche und waren rauchende Trümmer. Da konnte man wohl den klagenden Gedächtnißvers dichten:

Hans Bohne-Rebels Narren-Verstand
Betrübt Arnstadt zu Grund verbrannt.

Alle Jahre wird am Tage des 7. August jenem Unglücksfeuer zum Gedächtniß eine Brandpredigt in Arnstadt gehalten, und um verständige Bürgermeister gebetet.

424.

Von den drei Gleichen.

Zwischen Arnstadt und Gotha, Ohrdruf und Erfurt erheben sich die Bergschlösser, welche man weit und breit „die drei Gleichen" nennt. Zwei derselben liegen in Trümmern, das dritte, die Wachsenburg, eine Stunde von Arnstadt, ist noch erhalten und wird bewohnt. Das eine dieser Schlösser war der Stammsitz der berühmten Grafen von Gleichen, und nach ihnen genannt, heißt auch das Wandersleber Schloß, weil es über dem Dorfe Wandersleben liegt. Nach dem Aussterben der Grafen von Mühlberg gewannen die Grafen von Gleichen auch die nach den ersten Besitzern Mühlberg geheißene Burg, die über dem Orte gleichen Namens liegt. Von weitem gesehen, scheinen die in einem Dreieck von ihren Bergkegelgipfeln aufragenden Burgen von gleicher Höhe zu sein, und soll dieß ihnen den Namen verschafft haben, wie es bei den Gleichen in der Nähe von Göttingen ebenfalls geschehen sein soll*). Von den Besitzern der letzteren sollen auch erst die thüringischen Grafen von Gleichen abstammen. Viele des Geschlechtes thaten sich mannlich hervor in Kämpfen und Heereszügen, und einer derselben, Sigismund geheißen, war also geartet, daß man ihm den schönen Ehrentitel: „der thüringer Teufel" beilegte. Das Geschlecht war reich und angesehen, außer der Grafschaft Gleichen mit Mühlberg besaß es die Grafschaften und Herrschaften Ohrdruf, Vieselbach, Tonna, Blankenhain, Remda, Kranichfeld mit Tannrode, Krakendorf und Schauenforst,

*) D. S. B. 382.

auch den Flecken Wechmar, das ganze Eichsfeld und in Westphahlen Pyrmont und Spiegelberg.

Im Jahre 1230 ist es geschehen, daß die drei Nachbarburgen Gleichen, Mühlberg und Wachsenburg allzumal in einer Nacht von den Blitzstrahlen eines sehr heftigen Gewitters in Flammen gesteckt wurden.

Von der Wandersleber Burg, wie von dem Dorfe unter ihr rühmte man, was man von Weissensee auch rühmte, sie lägen mitten im Lande Thüringen, gleichsam im Herzen, und es seien nach jedem Strich sechs Meilen bis zur Grenze zu reisen.

Graf Meinhard von Mühlberg, derselbe, der als Gesandter mit Landgraf Hermanns I. Gesandschaft nach Ungarn zog, um für Landgraf Ludwig die Königstochter als Braut zu werben und gen Thüringen zu führen, kam mit Erfurt in harte Fehde, verfiel in des Reiches Acht, und starb, der letzte seines Geschlechtes, im Banne.

425.

Die Gleichensche Doppelehe.

Kaum hat eine thüringische Sage so allgemeine Verbreitung gefunden, als die von dem zweibeweibten Grafen von Gleichen, auch kaum eine so viele gelehrte Streithahnfedern in Bewegung gesetzt, als eben diese, höchstens hat der „Püsterich" solche überflüssige Schreiberei noch überboten. Die unselige Sucht, eine Sage nicht als Sage gelten lassen zu wollen, sondern einestheils sie mit Gewalt zu einer geschichtlichen Thatsache zu stempeln, anderntheils alles aufzubieten, um zu beweisen, was sich von selbst versteht, daß die Sage keine Geschichte ist, dieß zwecklose

Treiben verdirbt alle Poesie, und ist der Welt völlig unnütz.

Die Sage lautet: Ludwig (andere nennen ihn Ernst), Graf von Gleichen, nahm Theil an dem Kreuzzuge, dem sich Ludwig der Heilige, Landgraf von Thüringen, unter dem Banner Kaiser Friedrich II. angeschlossen hatte. Graf Ludwig war am Thüringer Landgrafenhofe ritterlich erzogen worden, und soll mit einer Gräfin von Orlamünde vermählt gewesen sein, die ihm zwei Kinder geboren. Nachdem Landgraf Ludwig seinen frommen Eifer mit dem Tode gebüßt, folgte Graf Ludwig dem Kaiser nach Accon, und blieb zum Schutze der Stadt Ptolemais zurück, nachdem der Kaiser sich bereits zur Rückkehr eingeschifft hatte. Bei einem Ausfalle oder Streifzuge gegen die Ptolemais umlagernden Sarazenen gerieth der deutsche Graf in die Gefangenschaft der Araber, wurde an den Sultan Aegyptens verkauft und nach Alkair gebracht. Dort mußte der Graf harte Sclavenarbeit verrichten, und schmachtete neun Jahre in der Gefangenschaft, bis die Tochter des Sultans, welcher Melech-Sala hieß, das ist König des Heiles oder Friedens, lebhaft von ihm eingenommen wurde, beim ergehen im Garten ihm aufmunternd begegnete, und ihm endlich aus großer Liebe antrug, mit ihm zu entfliehen, wenn er sie zum Weibe nehmen wolle. Graf Ludwig von Gleichen war aufrichtig genug, der schönen Sarazenin seinen Stand und seine Herkunft zu entdecken, und ihr zu sagen, daß er bereits in seiner fernen Heimath eine Frau und zwei Kinder habe. Daran fand nun die sarazenische Jungfrau gar keinen Anstoß, da der muhamedanische Glaube jedem Manne gestattet, so viele Frauen zu nehmen, als er ernähren kann. Und die Liebe der Jungfrau, die Hoff-

nung auf Befreiung und vielleicht die eigene Neigung bezwangen den Grafen, und er gab endlich der Sultanstochter das Versprechen, sich mit ihr ehelich zu verbinden, wenn sie ihm Freiheit verschaffen und ihm folgen wolle. Die Liebe der Jungfrau wußte alle Schwierigkeiten, die dem Fluchtplane sich entgegen stellten, zu überwinden, und mit ihren besten Schätzen versehen, entflohen sie auf einem Schiffe, und kamen nach sechswöchentlicher Fahrt zu Venedig an. In Venedig fand der Graf seinen liebsten und vertrautesten Diener, der ihn in allen damals bekannten drei Welttheilen gesucht hatte, und erfuhr von ihm, daß daheim noch alles gut stehe, und seine Gemahlin nebst seinem Kinderpaare noch lebe. Auf diese Nachricht reiste Graf Ludwig ohne Verzug nach Rom, allwo Gregor IX., den man den großen nannte, auf dem päpstlichen Stuhle saß, und theilte dem Papst sein ganzes Schicksal und alle seine Erlebnisse mit. Der Papst begnadigte den Grafen mit stattlichen Gaben, heiligte die sarazenische Jungfrau durch das Sakrament der Taufe, und gab dem Grafen kräftige Empfehlungsbriefe an den Kaiser, worauf derselbe mit den Seinen von Rom aus durch Italien zurück und über die Alpen durch Bayern und Franken den nächsten Weg nach Thüringen einschlug, und als er noch zwei Tagreisen vom Schloß Gleichen entfernt war, reiste er der Sarazenin voraus, kam zu Weib und Kindern und wurde auf das freudigste von seiner Gemahlin wieder erkannt und willkommen geheißen. Der Graf theilte nur seiner Hausfrau alles mit, was und wie es sich begeben, und daß er ohne die Hülfe der Sarazenenjungfrau aus königlichem Stamme nimmermehr die Seinen und sein Land würde wiedergesehen haben, und bewegte sein Weib

zu Dank und Liebe gegen die Fremde. Wie diese letztere sich nun Burg Gleichen näherte, zog der Graf mit seiner Gemahlin und seinen zahlreichen Freunden, die von allen Seiten herbeigeströmt waren, ihn glückwünschend wieder zu begrüßen, ihr mit großem Festgepränge entgegen, holte sie feierlich ein und führte sie wie in einem Triumphe in die Burg. Die Stätte der ersten Begegnung am Bergesfuße, an welchem beide Frauen einander schwesterlich umarmten und küßten, wurde alsbald „Freudenthal" genannt, und der längst verwahrloste, jetzt schnell hergestellte Weg zur Burg hinan hieß fortan „der Türkenweg". Jederzeit hat die Gräfin von Gleichen die Sarazenin als ihres geliebten Herrn Erretterin geehrt und geliebt, und letztere hat diese Liebe durch Demuth und Freundlichkeit vergolten. Niemals ist erhört worden, daß irgend ein Mißverstand oder eine Klage zwischen diesen beiden Gemahlinnen des Grafen entstanden, sondern jede hat ihren Herrn in Einig- und Freundlichkeit allezeit lieb und werth gehabt. Die Sarazenin war mit hoher Schönheit geschmückt, aber es blieben ihr Kinder versagt, um so mehr liebte sie die Kinder der deutschen Gräfin, und trug für deren Wohlergehen die fleißigste Sorge. Sie war ein Muster aller Frömmigkeit, aller Würde, aller Demuth, aller Holdseligkeit und Freundlichkeit. In ziemlich hohen Jahren starb sie und wurde im St. Petri-Stift zu Erfurt feierlich beigesetzt. Zwei Monate nach ihr schied auch die deutsche Gräfin, welche ihrem Gemahl noch drei Kinder geschenkt hatte, aus dem irdischen Leben, und wurde ihrer vorangegangenen schwesterlichen Freundin zugesellt. Der Graf selbst verschied im 60. Lebensjahre, und seine Kinder, zwei Söhne und drei Töchter, ließen ihn zwischen die beiden Frauen bestatten,

auch für alle drei einen herrlichen Grabstein künstlich herrichten, darauf ihre Bildnisse zu ersehen sind, denn derselbe Stein ist vom St. Petri-Berge herab gebracht und im Dome zu Erfurt aufgerichtet worden, ein redender Sagenzeuge für alle kommenden Jahrhunderte. —

426.

Verrufene Stellen.

Nahe bei dem Vorwerke Freudenthal unter Burg Gleichen ist ein öder Platz, wo einige wilde Birnbäume stehen; dieser Platz heißt der Mordgarten. Ein Steinkreuz mit jetzt erloschener Inschrift kündete früher dem Wanderer, daß vor Zeiten hier ein blutiger Zweikampf stattfand, in welchem ein Herr von Bose das Leben lassen mußte um einer Liebe zu einer schönen Arnstädterin Willen, welche auch noch von einem andern Cavalier geliebt wurde, den jene verschmähte. Dieser Nebenbuhler von Bose's suchte Anlaß, letztern zu reizen, man entzweite sich beim Spiel und eine Ausforderung erfolgte kurz vor dem bereits angesetzten Hochzeitstage. Schon hatte jene Jungfrau ihrem Geliebten das übliche Brauthemde zugesendet; er fiel im Zweikampfe, und das Brauthemde wurde sein Todenhemde. Die trauernde Braut ließ ihrem Geliebten dann an jener einsamen und seitdem verrufenen Stelle des Mordgartens jenes Kreuz setzen, mit Namen und Datum, und einem Gedenkverse.

Zwischen Wandersleben und Wechmar ist auch eine unheimliche Stelle, an der ein Mord verübt wurde, und

zwar durch einen Reiter, der zur Nacht ohne Kopf dort herum galloppirt, und in der Rechten ein großes blankes Schwert hält. Es ist nicht gut, zu dieser Zeit ihm zu begegnen. Einst hatte ein Bauernknecht aus Wandersleben Malz nach Wechmar zu fahren, und zwar in der Nacht, und kam just zur Geisterstunde nahe der Apfelstätt an einen Graben, als plötzlich die Pferde standen und alles antreibens und peitschens ohngeachtet nicht wieder zogen. Der Knecht wandte alle Mühe auf, die Pferde fortzubringen, allein er mühte sich vergebens, bis die Glocke in dem nahen Wechmar Eins schlug; da zogen die Pferde an, aber der Knecht bekam von unsichtbarer Hand ein Paar Ohrfeigen, die ihn ganz betäubt machten.

427.

Der milde Herr Augustin.

In Gotha ist an einem steinernen Hause am Jacobsplatze das Bild eines Mannes, in Stein gehauen, zu erblicken, welcher an einige Kinder kleine Brode austheilt. Die Sage geht, daß vor Zeiten ein Mann, des Namens Augustin, jenes Haus besessen und bewohnt, welcher ein außerordentlicher Freund der Kinder gewesen, und nie ausgegangen sei, ohne die ihm begegnenden Kinder mit allerlei Gaben, so er in den Taschen mit sich herumgetragen, zu beschenken, und es sei gewesen, als ob der Vorrath in sothanen Taschen ein unerschöpflicher und nur so ausquellend, wie das Wasser aus einem Borne. Darüber wurde dieser Kinderfreund, Herr Augustin, sehr alt,

und erreichte sein achtzigstes Lebensjahr. Und als es mit ihm zum Sterben gekommen, hat man zwei Knaben in schneeweissen Kleidchen an seinem Lager sitzen gesehen, da er außerdem keine Anverwandtschaft hatte, die haben mit ihm gebetet, und ihm die Augen zugedrückt. Und als Herr Augustin begraben war, saß drei Tage lang ein Kind auf seinem Grabe, und hatte das Antlitz verhüllt, als ob es weine. Niemand kannte es und wußte, wem es angehöre.

428.

Merwigsburg.

Zwischen den Städten Arnstadt und Erfurt, am rechten Ufer der Gera, liegt am Abhange des Steigerwaldes, wo man den Wald die Wagd oder Wagdweide nennt, ein Dorf, das zwar auf Karten und in Büchern Möbisburg geschrieben, vom Landvolke der ganzen Umgegend aber nie anders als Mersbergk oder Mörschbergk gesprochen wird, und von Alters her Merwigsburg heißt, später auch Möwigsburg geschrieben wurde. Auf einem das Dorf überragenden Hügel steht weitschauend die Kirche, und auf ihrer Stätte stand in der Zeiten Frühe die Merwigsburg, die Burg, welche der Franken= und Thüringerkönig Merwig erbaute und einen Palast in derselben aufführte. Gräberfunde in der Flurmarkung, besonders in der Nähe des benachbarten Dorfes Bischleben, deuten hinlänglich auf sehr frühe Bevölkerung dieser Gegend. Die Merwigsburg war später der Herrschersitz des Thüringerkönigs Bisin, bei welchem der aus Franken vertriebene Sohn König

Merwigs, Childerich, eine Zuflucht fand, und dort mehrere Jahre lang verweilte, bis ihm Botschaft kam, daß er in sein Reich zurückkehren könne. Als dieß geschehen war, folgte ihm Basina, Bisins Gemahlin, nach, vermählte sich mit Childerich, und wurde Mutter des großen Frankenköniges Chlodio oder Chlodwig.

Auch die Merwigsburg war eine der Dispargen oder Disparchen, deren Namen die früheren Gelehrten für Eigennamen hielten und heftig darüber gestritten, wo das wahre Dispargum gelegen, während er nur ein Gattungsname ist für Hochsitze, die auf götterheiligen Bergen begründet wurden. Dis ist numen, entweder weiblich, gab es doch einen Frauennamen: Idisburg, oder männlich, dann vielleicht Zio (Dis), Mars, daher die Mersburgen, am Bodensee, Merseburg bei Halle, und die Mersburg hier, nicht minder die vielen Eresberge und Eresburgen. „Parch" ist Einfriedigung, und das Wurzelwort des noch heute sprachüblichen, ächtdeutschen Wortes Park. Später siedelten sich Raubritter in dem verlassenen Königsschlosse an, was dessen völlige Zerstörung zur Folge hatte.

Sagen gehen noch von einem reichen Königsschatze, der im Schoose des Hügels ruhen soll, welcher die Merwigsburg trug. Einst verbanden sich drei Männer, ein Schmied, ein Schneider und ein Schäfer, diesen Schatz zu heben, sie mochten aber mit solcher Kunst nicht recht umzugehen wissen, denn es erschienen Geister, welche allen dreien die Hälse umdrehten. Darauf wurden zum Wahrzeichen am Gesimse des alten, dem heiligen Dionysius, dem Schutzpatron der fränkischen Könige, geweihten Kirchleins auf dem Merwigsberge die Häupter sothaner Schatzgräber in Stein ausgeführt angebracht, und ein Hufeisen,

eine Scheere und ein Schäferstab in den Stein der Mauer gemeiselt.

429.

Der Kindertanz.

Von Erfurter Sagen ließe sich allein ein Buch füllen, es giebt deren sehr viele, sehr schöne, wie sehr schaurige. Des Thüringerlandes uralte Hauptstadt ward früh von der Poesie geküßt und bekränzt.

Schon im Jahre 1212 war eine wunderbare Phantasie unter die Kinder in Thüringen und Sachsen gekommen. Ein Knabe wandelte durch Städte und Dörfer und sang ein Kreuzlied, dessen Inhalt war, Christus wolle ihnen sein heiliges Kreuz, das noch in Türkenhänden sei, zu eigen geben. Da faßte alle Knaben, die ihn singen hörten, eine Bethörung das Kreuz zu erobern, und traten in großen Haufen die Reise gen Jerusalem an, und weder gute noch böse Worte, weder Bitten noch Banden, weder Sanftmuth noch Schläge hielten sie zurück. Die Mehrzahl dieser armen jungen Kreuzfahrer kam schon in den Schweizer und Tiroler Alpen vor Frost und Hunger um, und die so glücklich waren, Schiffe zu erreichen, verdarben durch Sturm und Wellen.

Im Jahre 1237 am 15. Juni ereignete sich eine gar wunderbare Begebenheit. Ueber 1000 Erfurter Kinder vereinigten sich zu einem großen Reigen, zogen durch das Löber Thor dem Steiger zu und die Höhe auf dem alten Weg hinan, über Waltersleben und Eischleben, Ichtershausen und Rudisleben, immer tanzend und singend, und

kamen gegen den Abend sehr müde nach Arnstadt, wo sie von den Bürgern, die gar nicht wußten, was dieser Kinderzug bedeuten solle, aufgenommen wurden. In Erfurt aber entstand Schrecken und Jammer, denn in zahllosen Häusern wurden die Kinder vermißt, und niemand wußte, wo sie blieben, und wohin sie gekommen, bis Botschaft von Arnstadt kam, daß die Kinder dort seien. Da wurden am andern Morgen viele Wagen angespannt, und wurden die Kinder wieder geholt, und den Arnstädter Bürgern wurde viel Dank gesagt, auch eine Spende in den Dom gestiftet. Niemand aber wußte zu sagen, was die Kinder verleitet, so weit fort zu ziehen ohne Urlaub und Wegkunde. Auch blieben viele dieser Kinder hernach bleich und krank, und zitternd, und waren stets müde und hinfällig. Ihr Tanz war eine Volkskrankheit, eben so wie jener plötzliche Eifer der Knaben, die Heimath in Schaaren zu verlassen, und das heilige Kreuz aus des Türken Hand zu reissen und wie die Geisselfahrten.

430.

Das stille Kind.

Im Frühjahre 1677 und zwar im Märzmonde wurde in der Nähe von Erfurt ein Kind gesehen, das allen Leuten, so es sahen, sehr wunderbar vorkam. Dasselbe erschien dem Ansehen und Alter nach als ein Mägdlein von 10 Jahren; es trug ein ganz weißes Kleid, hatte die Haare in Zöpfe geflochten und sah im Gesichte sehr bleich aus. Es schritt durch die Flurmarkungen von

Aach und von Bindersleben, und sprach beständig mit sich selbst, aber niemand konnte verstehen, was dieses räthselhafte Kind redete. In der Hand hielt es ein braunrothes Stäbchen, und schlug damit, indem es durch's Getreide oder über die Wiesen ging, die Blumenhäupter ab, so daß man solche aller Orten herum liegen fand. Wenn jemand diesem Kinde, dessen Erscheinung so unheimlich war, nachzugehen versuchte, so wandelte ihn ein solches Grausen an, daß er zurückbleiben mußte, und eben so erging es denen, welche es wagten, dem stillen Kinde entgegen zu gehen oder es anzureden. Solches Kind ist eine Reihe von Tagen hinter einander erblickt worden, und dann spurlos wieder hinweggekommen.

431.

Das Sibyllenthürmchen.

Ganz nahe der Fahrstraße, die von Erfurt nach Gotha führt und dicht unter der alten Citadelle Cyriacsburg steht ein sehr alter, ziemlich großer Bildstock in Form eines gothischen Thürmchens. Bildliche Figuren in Stein aus dem Leben Jesu schmücken dieses alte Denkmal, welches im Jahre 1716 durch den damaligen Erzbischof zu Mainz, Lothar Franz, erneut wurde. Manche haben behauptet, an der Stelle, wo dieses Thürmchen stehe, habe vor grauen Zeiten eine Alrune oder Sibylle gewohnt und geweissagt, daher noch immer der altüberkommene Name; andere sagten, das Denkmal solle den Ort bezeichnen, wo die erste Christenkirche dieser ganzen Gegend gestanden

habe. Eine dritte Sage hat romantischere Färbung und klingt aus einer Zeit, zu welcher auch die rein gothische Arbeit des Sibyllenthürmchens nebst den daneben stehenden drei alten Steinkreuzen paßt.

Eine Gräfin von Kevernburg, Sibylla geheißen, hatte einen jungen mannhaften Ritter zum Bräutigam, den sie am anberaumten Vorabende ihrer Hochzeit mit Sehnsucht erwartete. Allein der Geliebte kam nicht; auf der Reise zu ihr war er nebst zwei Edelknappen von einer Schaar von Feinden oder von Räubern an jener Stelle unter der Cyriacsburg überfallen und beraubt worden. Alle drei wurden dort erschlagen und begraben, und die unglückliche Braut ließ dort auf jedes Grab ein Steinkreuz setzen und das Denkmal errichten, zu welchem später sich eine förmliche Wallfahrt erhob; die junge Gräfin selbst aber nahm in einem der Klöster Erfurts den Nonnenschleier und betete für das Seelenheil ihres ermordeten Bräutigams.

432.

Der eherne Wolfram.

Zu Erfurt im hohen Chore des Domes steht ein eherner Candelaber sehr alten Gusses, in Form einer Mannsgestalt, doch nur von Knabengröße. In jeder Hand hält diese Figur einen Leuchter mit einer Kirchenkerze, und manche halten dafür, dieß Erzbildniß stamme noch aus Heidenzeiten und habe mit dem Püstrich und dem Krodo-Altar gleiches Alter. Dem scheint jedoch nicht also zu sein, vielmehr geht über den metallenen Kerzenträger diese

Sage: Ein junger Patricier, des Namens Wolfram, beging ein großes Verbrechen, das gegen die Kirchenzucht verstieß, und sogar nach Rom berichtet werden mußte, damit der Papst selbst das Urtheil des Sündigen spreche. Dieses Urtheil lautete dahin, Wolfram solle ein ganzes Jahr lang täglich in jeder Hand einen Leuchter mit brennender Kerze haltend dem Hochaltar gegenüber treten, so lange die Messe daure. Zwar unterzog sich der Patricier dieser harten Buße, aber die Schmach einer täglichen Kirchenstrafe und die Last der Leuchter drückten ihn zu Boden; er wurde so schwach, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte. Und so wurden die Fürbitten nicht gespart, ihn von der Buße zu entlasten, welches auch geschah, doch mußte er das metallene Bild anfertigen lassen, und hat dann seine Tage in einem strengen Büßerorden als Mönch beschlossen.

433.

Doctor Faust in Erfurt.

Zu einer Zeit hat, wie auch das Volksbuch vom deutschen Magus Doctor Faust verkündet, und wie andere Zeugnisse darthun, dieser berühmte und zugleich berüchtigte Mann in Erfurt gelebt. Er wohnte in der Michelsgasse neben dem großen Collegium, und las als ein gelehrter Professor, mit Erlaubniß des academischen Senates, im großen Hörsaale des Collegiumsgebäudes über griechische Dichter, namentlich erklärte er seinen Zuhörern, den Studenten, den Homer, und beschrieb ihnen die Heroen-

gestalten der unsterblichen Gedichte Ilias und Odyssee so lebendig, daß das Verlangen rege wurde, dieselben mit Augen zu erschauen. Als einem Meister der Magie, welche Kunst man sich nicht als eine niedrige Taschenspielerei zu denken hat, sondern die als sogenannte „dunkle Philosophie“ auf den Hochschulen zu Krakau, Warschau, Prag, Padua, Bologna, Salamanca und auch auf deutschen Universitäten gelehrt wurde, war es dem in allen damals bekannten Künsten der Physik bewanderten Faust leicht möglich, die Schattenbilder griechischer Helden leibhaftig vor Augen zu stellen, und zuletzt ließ er den gräulichen Riesen Polyphem auftreten, vor dessen übergewaltiger Erscheinung das ganze Auditorium bebte.

Faust hielt gute Kumpaneischaft mit studirenden adeligen Junkern, die Geld hatten, und trieb viele und mancherlei Kurzweil zu ihrer und des Volkes Belustigung. Durch das engste Gäßchen Erfurts, dergleichen man nur noch in Venedig sieht, fuhr er mit einem zweispännigen Fuder Heu, wodurch dieses Gäßchen für alle Zeiten den Namen „Doctor Fausts Gäßchen“ erhielt. Einst kam Faust auf einem Pferde geritten, das fort und fort fraß und nicht zu ersättigen war, ein anderesmal zapfte er allerlei Weine aus einem hölzernen Tische oder gaukelte den trunkenen Zechgesellen Trauben vor, die sie abschneiden wollten; als Faust aber die Blendung schwinden ließ, hatte einer des andern Nase statt der Weintraube in den Fingern. Ein Haus in der Schlössergasse soll oben im Dache immer noch eine Oeffnung haben, die nie mit Ziegeln zugelegt werden kann, weil Faust durch dieselbe seine Mantelfahrten zu richten pflegte. Einen herrlichen Wintergarten soll er nebst kostbarer Bewirthung zahlreicher vornehmer Gäste

hergerichtet haben, und so zu großem Rufe gelangt sein. Solche Künste weckten nun freilich manches Mißtrauen, man witterte etwas infernalischen Schwefelduft um den Magus, und sandte ihm einen gelehrten Mönch, Dr. Klinge genannt, auf den Hals, mit dem er sich unterredete, und ihn gegen sich endlich gewaltig damit in Harnisch brachte, daß er ihm sagte: wenn einem der Teufel Wort halte, müsse man dem Teufel auch Wort halten. Da verwünschte der Dr. Klinge Fausten, und bewog Stadtrath und Universität, selben gefährlichen Mann auszuweisen. Seitdem soll nie wieder zu Erfurt ein Hexenmeister aufgekommen sein.

Band I. S. 2 Zeile 11 v. o. ist **Wesser** statt W e s e r zu lesen.



Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.









